T. 21.

Neue Reise- und Jagdabenteuer v. Dr. M. Reid.



R. Koenecke
in
Nürnberg.



Die Kirgisen an der Linie.

Neue

Reise- und Jagdabenteuer

von

Dr. A. Reid.

Nürnberg.
Verlag von Robert Koenecke.
1867.

Druck von Bieling (Dietz).

Vorwort.

Die vorliegende Schrift enthält theils Selbsterlebtes, theils Uebertragungen aus englischen und amerikanischen Quellen. Da sie neben einer gesunden anregenden Unterhaltung eine reiche Fülle von Belehrungen aus der Länder- und Völkerkunde, sowie aus den Naturwissenschaften darbietet, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß sie in den Familienkreisen als willkommene Gabe für Jung und Alt eine günstige Aufnahme finden werde.

Der Verfasser.

Inhalt.

Neue

Reise- und Jagdabenteuer.

An der Grenze zweier Welttheile.

1. Die Kirgisen an der Linie.

Der Gebirgszug des Ural zieht sich in ziemlich gerader Richtung durch den Regierungsbezirk Orenburg im Norden von dem großen Kaspischen Binnenmeer. In gleicher Richtung mit dem Gebirge fließt der Uralfluß, welcher sich im Lande der uralischen Kosaken in das Kaspische Meer ergießt. Der Fluß scheidet die Gebiete der Baskiren und Kosaken von der großen kirgisischen Steppe Centralasiens und bildet zugleich nach der neueren Annahme die Grenze zwischen Europa und Asien, während früher das Uralgebirge als solche galt.

Gegenwärtig erstreckt sich diese Grenze, welche gewöhnlich nur mit dem Namen der „Linie" bezeichnet wird, nördlich von den Ufern des Tobol, dem Uralfluß entlang bis zum Kaspischen Meer, was eine Ausdehnung von nahezu 2000 Wersten ergibt.*) Längs der Linie in Zwischenräumen von 20 bis 30 Wersten sind kleine Blockhäuser oder Forts erbaut, welche im Stande sind eine halbe Compagnie

*) $6^{29}/_{30}$ Wersten machen 1 geographische Meile aus.

Linientruppen und Kosaken zu fassen. Die Mannschaft ist hier stationirt, um die Grenze und die Niederlassungen an der Linie gegen die räuberischen Einfälle der Kirgisen zu schützen. Diese wilden Stämme schwimmen mit ihren abgehärteten Steppenpferden in den dunkeln Herbstnächten über den Uralfluß und treiben das Vieh ihrer Nachbarn davon. Auch kommt es nicht selten vor, daß sie zugleich die Eigenthümer des Viehs mit fortschleppen. Seit undenklichen Zeiten ist es ihre Gewohnheit, in den Grenzgebieten zu plündern und die Bewohner gefangen zu nehmen, um sie in die Sklaverei nach Khiwa, wo russische Arbeiter gesucht sind, zu verkaufen. Vor nicht sehr langer Zeit waren diese Räuber so kühn geworden, daß es gefährlich war, im Felde zu arbeiten und ganze Familien wurden damals während des Heumachens weggeschleppt.

Die Truppen in den Blockhäusern mit den ausgedienten Kosaken und die Colonisten in der Nähe der Linie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Das Leben, das sie dabei führen ist im Allgemeinen ein sehr behagliches. Der herrliche Boden, der keiner Düngung bedarf, bringt weit mehr hervor als die spärliche Bevölkerung nöthig hat und Lebensmittel aller Art können um fabelhaft billige Preise erlangt werden. Während der Sommermonate wird viel Tauschhandel mit den Kirgisen getrieben. In den größeren Forts, welche mitunter wirklichen Städten gleichen, wie Orsk und Troizk, treffen nicht selten Handelscarawanen aus Khiwa, Bokhara, Kokand und andern Orten Centralasiens mit tausend Kamelen ein. Diese Expeditionen haben oft viel von der Raubsucht der Kirgisen zu leiden.

In jedem Fort längs der Linie sind regelmäßige Poststationen angelegt, wo der Reisende für seine Tartanasse rasche und ausdauernde Pferde erhalten kann. Eine Escorte von einigen Kosaken und Baskiren wird gewöhnlich gegen eine mäßige Vergütung beigegeben. Während des Herbstes, oder wenn Gefahr droht, hält der Commandant des Postens zuweilen die Reisenden zurück, oder die Escorte wird verdoppelt, wofür auch der doppelte Preis zu entrichten ist.

Alle fünf Wersten zwischen den Forts sind Pikete von Kosaken und Baskiren aufgestellt. Wenn die Kirgisen den Versuch machen sollten, die Linie zu verletzen, so werden sogleich Theerfässer, welche auf hohen Stangen aufgestellt sind, angezündet, um dem Lande Signale zu geben und die Bewohner unter die Waffen zu rufen. Ein allgemeiner Angriff wird auf die Eindringlinge gemacht, welche sich gewöhnlich in aller Eile zurückziehen. Sobald im Spätherbste die Steppe sich mit Schnee bedeckt, hört die strenge Bewachung der Linie auf. Der Kirgise verliert im Winter allen seinen Muth und er ist deßhalb auch nicht mehr gefürchtet. Die Baskirenregimenter ziehen sich in ihre Cantonnirungen, die Kosaken in ihre Stanitzen (Dörfer) zurück und der Dienst ist für dieses Jahr beendigt.

Die Kirgisen sind ein durch und durch nomadisches Volk. Ihre Wanderungen beschränken sich nicht wie bei den Baskiren auf die Zeit des Sommers, sondern werden mit mehr oder weniger Beharrlichkeit das ganze Jahr über fortgesetzt. So oft sie anhalten, stellen sie Yourds oder Zelte aus Kameelhaarfilz auf, welche ohne Unterschied der

Jahreszeit der Familie als Wohnung dienen. Mit ihren ungeheuren Heerden ziehen sie auf der endlosen Steppe von Ort zu Ort. Ihr Hauptreichthum besteht in Schafen mit Fettschwänzen, rauher Wolle und hängenden Ohren. Von ihnen werden jährlich Hunderttausende über die Linie verkauft, um ihr Leben zum Vortheil des Talgschmelzers zu enden.

Seit den ältesten Zeiten war das Kirgisenvolk in Stämme und Familien getheilt, welche häufig mit einander in Fehde liegen. Blutvergießen kommt aber nur selten vor, denn obschon der Kirgise diebisch ist, so hat er doch keine kriegerischen Neigungen. Sein militärischer Muth besteht darin, daß er über einen schwächeren Nachbar herfällt, ihn beraubt und sein Vieh wegtreibt.

Die ganze kirgisische Steppe, die an die Provinz Orenburg grenzt, gehört zum russischen Reiche, denn Abdul-Khair, der letzte unabhängige Khan unterwarf sich im Jahr 1731 freiwillig der russischen Herrschaft und leistete den Eid der Treue. Das Volk, welches weder Steuern zahlt, noch Militärdienste leistet, wird von der Regierung mit vieler Milde und Rücksicht behandelt. Gleich allen uncivilisirten asiatischen Stämmen hält es mit der größten Hartnäckigkeit an seinen alten Gewohnheiten fest und deshalb scheint es unmöglich, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Diebstahl und Raub, welche von den kirgisischen Barden als Tugenden besungen werden, Verbrechen seien.

Wie bereits oben erwähnt wurde, ist der Kirgise nichts weniger als ein Held. Er kann zwar mit Gewandtheit seine lange Lanze schwingen und einen listigen Ueberfall

aussinnen, aber er wagt es selten, Kosaken oder Baskiren anzugreifen, wenn er nicht eine bedeutende Uebermacht auf seiner Seite hat. Den abgehärteten Kosaken des Ural gegenüber ist der Kirgise in der That nichts als ein Feigling. Ein Paar mit Lanzen und Flinten bewaffnete Kosaken treiben ein Dutzend dieser feigen Gegner in die Flucht und da sie selbst nur Gewehre mit schlechten Luntenschlössern besitzen, so hegen sie vor allen andern Feuerwaffen eine heilige Scheu.

Es ist noch nicht lange her, so wurde ein einzelner Linienkosak mit einer ungeladenen Flinte über dem Rücken beim Heumachen von fünf kirgisischen Reitern mit Lanzen überfallen. Indem er bald auf diesen, bald auf jenen bei seiner Annäherung zielte, hielt er sie Alle ab. Eine Zeit lang galoppirten sie um ihn herum, stießen ein ohrenzerreißendes Geschrei aus, schwangen ihre Lanzen und thaten, als ob sie angreifen wollten, aber in dem Augenblicke, wo der brave Bursche sein Gewehr auf einen seiner Gegner richtete, suchte derselbe sein Heil in der Flucht. Da keiner von ihnen Lust hatte, sich für seine Kameraden zu opfern, so zogen sie endlich ab und ließen den Kosaken in Ruhe. Der Mann erklärte später, daß er seine Rettung nur seiner ungeladenen Flinte zu verdanken habe, denn außerdem würde er gewiß gefeuert haben und wenn er auch einen der Räuber erschossen hätte, so wäre er den andern zum Opfer gefallen. Bei einer andern Gelegenheit fuhr ein russischer Pope eine kurze Strecke außerhalb der Linie von einer Niederlassung zur andern. Es war eine stockfinstere Nacht, als der Reisende durch einen Angriff aus dem Schlummer auf=

geschreckt wurde. In seinem Schrecken ergriff der gute Mann eine doppelt geladene Muskete und schoß sie in die Luft ab. Der Knall allein verscheuchte die Kirgisen, welche wahrscheinlich glaubten, der Pope führe Artillerie mit sich, die er jetzt gegen sie spielen lasse.

Wenn der Schnee des Winters seine weiße Decke über die endlose Steppe ausbreitet, dann ist die Herrlichkeit des Kirgisen zu Ende. Er kann jetzt nicht mehr auf seinem Pferde sitzen, wie er es von Jugend auf gewohnt war, sondern muß mit seinen krummen Beinen mühsam durch den Schnee waten. In dieser Jahreszeit ist er schüchtern und unterwürfig, stammelt ein paar gebrochene russische Phrasen und könnte für den folgsamsten Unterthanen gelten. Die ärmeren Klassen der Kirgisen schlagen dann ihre Zelte gewöhnlich in der Nähe der Linie auf und bitten die Ansiedler nicht selten um Arbeit, oder um ein wenig Mehl für ihre darbenden Familien. Andere ziehen weit in die Steppe hinaus und schlagen ihr Winterquartier da auf, wo das Vieh hohes trockenes Gras finden kann, oder in den Schilfbrüchen, welche die Seen umgrenzen.

Das Zelt einer kirgisischen Familie der ärmeren Klassen bietet einen kläglichen Anblick dar. Es besteht aus Filz und hat eine runde Form, nicht unähnlich einem Heuschober, mit einer Oeffnung oben, durch welche der Rauch entweicht. Außen ist der Yurd der Wärme wegen mit Schnee bedeckt, innen kauern die braunen, ledernen mongolischen Gesichter von Rauch geschwärzt und von Schmutz starrend um ein kleines Feuer von Reisig oder getrocknetem Mist. Ihre einzige Nahrung besteht aus einem dünnen

Hafermuß, oder einem Brocken Schaffett. Das letztere wird selbst den kleinen Kindern zum Kauen gegeben. Wenn die Kälte sehr streng ist, werden die Kinder nackt in die warme Asche gelegt, aus der nur der Kopf hervorsieht. Um die Zelte herum wird der Schnee weggeschaufelt, damit die wenigen Ziegen und Geisen etwas spärliches Futter finden können, während man die Pferde tiefer in die Steppe hinaustreibt, wo sie mit ihren Füßen den Schnee von dem trockenen Grase scharren. Sollte die Noth zu groß werden, so wird ein Schaf oder eine Stute geschlachtet, was indeß, obschon der Kirgise das Fleisch leidenschaftlich liebt, nur sehr selten geschieht, erstens, weil sein Herz an den Thieren hängt, die seinen einzigen Reichthum und den einzigen Unterhalt seiner Familie bilden und zweitens, weil, sobald ein Thier getödtet wird, die Nachbarn und Verwandte von allen Seiten herankommen um nach einem alten Brauche an dem Schmauße Theil zu nehmen, so daß für den Eigenthümer wenig übrig bleibt. Blattern und andere ansteckende Krankheiten richten zuweilen große Verheerungen in den Familien an. Nach unsern civilisirten Ideen ist dieses Leben das elendeste und erbärmlichste, das man sich denken kann; der Kirgise aber würde sein Zelt nicht mit dem glänzendsten Palaste vertauschen.

Die reichen Mitglieder der Stämme, welche meist Tausende von Schafen, Ziegen, Pferden und Kamelen besitzen, haben die Mittel in Händen, sich mehr Bequemlichkeiten zu verschaffen. Sie ziehen gewöhnlich während der Wintermonate nach dem südlichen Theile der Steppe, oder nach den Ufern des Kaspischen Meers. Die ältesten und

reichsten unter ihnen haben meistens mehrere Zelte für ihre Familien, in welchen sogar ein gewisser Luxus herrscht. Die Divans, welche innen an den Seiten des Zelts herumlaufen, sind mit persischen Teppichen bedeckt und kostbare Waffen, mit Gold und Silber eingelegt, hängen an den Wänden. Die Kirgisen gehören der mohamedanischen Religion an. Sie dürfen vier Weiber nehmen, wenn sie zu deren Unterhalte die Mittel besitzen. Eine von diesen, gewöhnlich die hübscheste und jüngste, ist die Favoritin und so lange ihre Reize dauern, von den harten Arbeiten, die den übrigen auferlegt sind, befreit.

Aber selbst der reiche Kirgise sehnt sich nach der Ankunft der Frühlings. Der Winter ist für ihn im eigenen Sinne des Wortes eine Jahreszeit der Unbehaglichkeit und des Mißvergnügens. Sobald der Schnee schmilzt und die Steppe sich mit zartem Grün bedeckt, beginnt sein angenehmes Leben. Das Lager ist voll Geräusch und Bewegung. Die Zelte werden abgebrochen und von den Weibern auf Kamele gepackt, Alt und Jung, Weiber und Kinder springen in den Sattel, das Vieh der Horde wird vorausgetrieben und lustig geht es hinaus in die blumige Steppe, wo der erste Platz, der hinlänglich Wasser und gute Weide darbietet, als Haltpunkt gewählt wird. Menschen und Thiere erholen sich jetzt von den Beschwerden und Entbehrungen des Winters. Dies ist die Zeit, wo die Heerden sich zu vermehren beginnen, Milch und Krut, eine Art harten Käses, sind im Ueberfluß vorhanden und die braunen magern Gesichter erlangen bald wieder ihre Sommerfülle und Rundheit.

Der Kirgise vergißt jetzt ganz seine frühere Bescheidenheit und Unterwürfigkeit. Mit seiner Kraft kehren auch seine früheren Neigungen und sein Trotz zurück. Er kann jetzt wieder zu Pferde sitzen und Thaten der List und Kühnheit ausführen, die seinen Namen unter seinem Stamme berühmt machen sollen. Seine Begriffe von Mein und Dein, welche fast civilisirt waren, werden nunmehr wieder verworren und frei. Jagdpartien auf der Steppe, welche von Wild wimmelt, zu machen, ist jetzt sehr unklug, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, als Sklave weggeführt zu werden. Die Fälle sind indeß selten, wo es die Kirgisen wagen, eine größere Anzahl entschlossener mit Feuerwaffen versehener Männer anzugreifen. Einige Schüsse reichen gewöhnlich hin, diese feigen Menschenräuber in die Flucht zu jagen.

2. Die Baskiren. Steppenbrände. Eine Falkenjagd.

Der Ursprung des Baskirenvolks ist gänzlich in Dunkel gehüllt. Reisende welche vor 600 Jahren diese Gegenden besucht haben, sprechen von einem Lande, das den Namen „Paskatyria“ oder „Baskiridia“ führte. Einige Geschichtsschreiber berichten, daß die östlichen Baskiren, bevor sie unter russischen Scepter kamen, den sibirischen Herrschern, die westlichen dem Khan von Kasan und die Bergbaskiren des Urals den Nogayertartaren unterworfen gewesen seien. Alle Baskiren sind Mohamedaner und sprechen den tartarischen Dialekt, eine Art von gebrochenem Türkisch, dem zufolge sie sich sämmtlich Bas-kur oder Bas-kurt nennen, was wörtlich übersetzt „Bienenkopf“ bedeutet.

Unter sich ist das Volk in Stämme und Familien getheilt, welche ausgedehnte Länderstrecken besitzen. Diese gehören nicht einzelnen Individuen, sondern sind Eigenthum der Familien zusammen und bilden demnach eine Art Gemeinderecht. Als Czaar Iwan, der Schreckliche, Kasan im Jahre 1552 seinem Reiche einverleibte, kamen Viele von den westlichen Baskiren unter russische Herrschaft. Als einige Jahre darauf ein orientalischer Despot, Namens Sultan Ak-Nazor, den Rest ihres Landes überzog und zahlreiche Grausamkeiten verübte, hielten sie es für räthlich, dem Beispiele ihrer Landsleute zu folgen und Sicherheit unter dem moskowitischen Szepter zu suchen. Dies geschah im Jahr 1556. So wurden die Baskiren russische Vasallen und erhielten Freibriefe, wodurch ihnen das Land, das sie jetzt noch inne haben, gesichert wurde.

Diese Ländereien haben aber eine so große Ausdehnung und gewährten der schwachen Bevölkerung so wenig Nutzen, daß die Eigenthümer größere oder kleinere Stücke an benachbarte Colonisten abtraten und da der Boden von ausgezeichneter Beschaffenheit ist, so wurde das Baskirenland im Laufe der Zeit von blühenden Colonien umgeben. Unter diesen Ansiedlern befindet sich auch eine Anzahl Deutsche, welche sämmtlich in sehr guten Verhältnissen leben.

Anfangs machten die Baskiren der russischen Herrschaft viel zu schaffen. Dreimal erhoben sie sich mit bewaffneter Hand gegen die Regierung. Sie wurden aber jedesmal wieder zu Paaren getrieben und viele verloren dabei ihre Privilegien und Ländereien. Sie zahlen der

russischen Regierung keine Steuern, sind aber zu gewissen militärischen Diensten verbunden. In anderer Beziehung haben sie keine Ursache, sich zu beklagen. Sie genießen gleich den übrigen Unterthanen des Reichs den Schutz der Gesetze und die vollste Religionsfreiheit. Jeder größere Ort hat seine Moschee und seinen von der Regierung bezahlten Mufti, welcher ihre geistlichen Angelegenheiten besorgt. Zum Dank dafür sind sie jetzt aber auch treue und anhängliche Unterthanen des Czaaren.

Wie bereits erwähnt, werden jedes Frühjahr baskirische Regimenter beordert, um gemeinschaftlich mit den Kosaken die Linie gegen die Raubzüge der Kirgisen zu schirmen. Bevor sie ausrücken, werden sie auf Befehl der Regierung inspicirt, um zu sehen, ob sie in dienstfähigem Zustande sind. Ein russischer Offizier, den ich in Orenburg traf, machte mir die nachstehende Mittheilung über eine Inspectionsreise, die er im Baskirenland gemacht und über eine Falkenjagd, die man ihm zu Ehren veranstaltete:

„Es war ein herrlicher Morgen in den ersten Tagen des Frühlings, als wir in dem Steppenbezirk des siebten Cantons an den Ufern der Dwina anlangten. Unzählige Flüge Wildenten und andere Wasservögel belebten den Fluß. Schnepfen, Kraniche und Reiher strichen durch die Luft, hoch oben unter den Wolken trillerten die Lerchen ihr liebliches Lied, wilde Gänse flogen in Zügen vorüber und in unermeßlicher Höhe schwebten mächtige Adler ohne einen Flügel zu bewegen, in weiten Kreisen und blickten mit gierigen Augen auf das rührige Federvolk herab. Da und dort auf der Steppe sah das träge Murmelthier, von seinem

langen Winterschlaf erwachend, aus seiner sandigen Höhle hervor neugierig in die Welt. Die Scene bot ein reizendes Bild, voll von Leben und einem alten Jäger würde über diesen Reichthum an Federwild das Herz gelacht haben.

„Die Oberfläche der Steppe war erst vor Kurzem in Brand gesetzt worden, wie es alle Frühjahre geschieht, um das alte vertrocknete Gras des vorigen Jahres wegzuschaffen. Bei Nacht gesehen, ist ein Brand dieser Art ein furchtbares großartiges Schauspiel. So weit das Auge reichen kann, sieht man nichts als eine Feuersäule, welche sich mit dem Winde vorwärts bewegt und hinter sich eine öde schwarze Wüste zurückläßt. Sollte der Jäger von dem Feuer überrascht werden, wie es mir einige Male begegnet ist, so wäre es Thorheit, entfliehen zu wollen. Rettung ist dann nur möglich, wenn man die Tartanasse gegen den Wind kehrt und im schnellsten Galopp der Flamme entgegenjagt. Das Schlimmste dabei ist der erstickende Rauch. Sobald man die Hitze des Feuers fühlt, wird eine rauhe Decke über Gesicht und Hände gezogen und das Gespann zur größten Eile angetrieben. In einer Secunde hat man das Feuer hinter sich und kann dann anhalten und die Funken, die sich an die Kleider gehängt haben, auslöschen. Gewöhnlich kommt man mit einigen leichten Versengungen davon.

„Es ist erstaunlich, wie schnell sich die abgebrannte Steppe in frisches üppiges Grün kleidet. In der Gegend zwischen dem Ural und der Wolga sprossen unter dem Grase in weniger als einer Woche Millionen von rothen, violetten,

weißen und gelben Tulpen empor und bilden einen prachtvollen Blumenteppich.

„Gegen Abend erreichten wir den Sammelplatz des Regiments, der eine äußerst lebhafte Scene darbot. Männer und Pferde drängten sich um die rasch aufgerichteten Zelte, an denen Lanzen und Feuerwaffen lehnten. Baskiren galoppirten auf der Steppe umher, Pferde zur Weide treibend, oder solche mit dem „Arkan," einer langen lassoartigen Schlinge, welche an einem Stock befestigt ist, einfangend. Innerhalb der Yurds wurde gekocht und Gefäße voll von Kumiß (gegohrene Stutenmilch) gingen von Hand zu Hand. Da und dort kauerte ein kleiner Kreis auf dem Grase und hörte einem Sänger oder einem Virtuosen auf der Rohrpfeife zu.

„Am nächsten Morgen wurde die Inspection vorgenommen und das Regiment marschirte nach der Linie. Die vordern Reihen waren mit Lanzen, Säbeln und Karabinern vollständig bewaffnet, unter den andern bemerkte man aber noch Viele mit Pfeilen und Bogen. Mit weniger Ausnahme war die Mannschaft in gutem diensttauglichen Zustand, ganz geeignet für den leichten Cavalleriedienst und ihre starken abgehärteten Steppenpferde schienen mir sehr brauchbar für einen Feldzug.

„Als das Regiment abmarschirt war, stellte der Chef des Bezirks mir zu Ehren eine Jagd mit Habichten und Falken an. Diese Art Jagd ist beinahe ganz abgekommen und nur unter den wandernden Baskiren auf der asiatischen Seite des Ural noch gebräuchlich. Jeder reiche Baskire oder Vorstand einer Gemeinde hält dort seine abgerichteten

Vögel. Wir ritten in die Steppe hinaus nach einem entfernten See, welcher mit Schilf und Rohr umgeben war. Jeder Baskire hatte seinen Falken auf der Hand oder auf dem Sattelbogen. Der Vogel war mit einem kurzen Riemen am Fuße angebunden, während sein Kopf mit einer ledernen Kappe verhüllt war.

„Wie jeder andere Theil dieses an Wildpret so reichen Landes war auch der See mit Enten und andern Wasservögeln bedeckt, welche im Rohre pfiffen und gackerten. Ich hatte meine Doppelflinte bei mir, mochte aber keinen Gebrauch davon machen, um die Vögel nicht zu verjagen. Um zu verhindern, daß das Wild nicht aufflog, bevor die Jagd begann, wurde ein einfaches, aber sehr erfolgreiches Mittel in Anwendung gebracht. Ein Baskire nahm einige Stückchen rohes Fleisch, begab sich auf die andere Seite des Sees und ließ einen Ruf vernehmen. Ein Falke wurde auf unserer Seite losgelassen, welcher dem Rufe folgte, über den See flog und drüben mit einem Stücke Fleisch belohnt wurde.

„Dieses Manöver, welches mehrmals wiederholt wurde, brachte ganz die beabsichtigte Wirkung hervor. Die Wasservögel, erschreckt durch den Anblick ihres Feindes, aber wohl wissend, daß er nur im Fluge auf sie stoßen werde, duckten sich im Rohre nieder. Das Geschrei und Pfeifen hörte plötzlich auf und es herrschte eine tiefe Stille. Ich hätte leicht ein Dutzend von ihnen ergreifen können, ohne die andern aufzustören. Nach einiger Zeit aber wagten sich einige hervor und flogen davon. Ein Habicht wurde gegen sie losgelassen. Der kluge Vogel wendete seine scharfen Augen nach der

Kette, welche gegen die Steppe zu flog, schwebte ihr nach und zerstreute sie wie Spreu. Dann stieß er mit zierlicher Gewandtheit von der Seite auf eine große Wildente, erfaßte sie mit seinen kräftigen Fängen und in einem Knäuel flatterten beide auf den Boden herab. Ein Baskire galoppirte hin, nahm die Ente, welche bereits angefressen war, weg und stülpte dem Habicht die lederne Kappe wieder auf. Auf diese Weise wurden mehrere Enten gefangen.

„Der Flug des Falken, welcher zunächst folgte, unterscheidet sich in vieler Beziehung von dem des Habichts. Der letztere stößt von hinten oder von der Seite auf sein Opfer, während der Falke, sobald er losgelassen wird, gerade emporsteigt, sich hoch über seine Beute erhebt und wie der Blitz auf dieselbe niederfährt. Unser Falke fing nur eine einzige Wildente, weil es uns nicht gelang, noch andere aus dem sichern Schutz des Röhrichts herauszutreiben.“

So weit die Erzählung meines Freundes, des russischen Offiziers. Ich kann noch beifügen, daß ich bei meinen spätern Beobachtungen viele Spuren der fortschreitenden Civilisation unter den Baskiren wahrgenommen habe. Verglichen mit der früheren Zeit gibt es jetzt nur noch sehr Wenige unter diesem Volke, welche ein wanderndes Leben führen. Die Meisten von ihnen treiben Ackerbau und Viehzucht. Persische Pferde werden gehalten um die einheimische Rasse zu verbessern. Die Bienenzucht wird in großem Maßstabe betrieben und wirft bedeutende Erträgnisse ab. Eine ausgedehnte Carvanserei ist in Orenburg errichtet, wo junge Baskiren nützliche Gewerbe erlernen. Schulen verbreiten sich mit reißender Schnelligkeit über das Land und

der Handel entwickelt sich mit jedem Jahre mehr. So wird diese Gegend mit der Zeit für Rußland eine Quelle des Wohlstandes werden.

3. Ein baskirisches Dorf. Feste.

Einen schlagenden Gegensatz zu den halbcivilisirten baskirischen Stämmen auf der europäischen Seite des Urals bieten die asiatischen Baskiren dar, welche ihr wanderndes Leben, das die andern aufgegeben haben, nach wie vor fortsetzen. Im Besitze eines ungeheueren Landstrichs mit trefflichen Weidegründen verlassen diese Nachfolger der alten Patriarchen zeitig im Frühjahre ihre Winterwohnungen und ziehen mit ihren Heerden bis spät im Herbste von Ort zu Ort. So lange sie anhalten wohnen sie in leichten Filzzelten (Yurts) wie sie bereits früher beschrieben wurden. Ihre Hauptnahrung ist Fleisch und gegohrene Stutenmilch oder Kumiß.

Der asiatische Baskire ist ein kräftiger Bursche mit breiten mongolischen Zügen, ohne die geringste Bildung und nicht viel über einem Wilden stehend, jedoch mit seinen eigenen Begriffen von Recht und Eigenthum. Er führt ein beschwerliches Hirtenleben, ist kühn und entschlossen und ein unversöhnlicher Feind des Wolfs und des Bären. Der Muth, mit dem er diese Räuber verfolgt, grenzt wirklich ans Wunderbare, wenn man erwägt, wie elend und unvollkommen die Waffen sind, die ihm zu Gebote stehen.

Im Laufe meiner Reise kam ich eines Sommerabends an ein unbewohntes Winterdorf der Baskiren, welche gegenwärtig auf der Wanderung begriffen waren. Die

Wohnungen bestanden sämmtlich aus viereckigen Hütten von Flechtwerk und Lehm. Sie hatten keine Dächer, sondern nur eine einfache Decke aus Lehm und Rasen, die auf Stangen und Flechtwerk ruhten. Wenn man eine derselben besucht, so hat man sie alle gesehen, denn sie sind sich alle ganz gleich. An der Wand der Thüre gegenüber befindet sich eine niedrige breite hölzerne Bank (Divan) wo die ganze Familie sitzt und schläft. Das Gemach erhält sein Licht durch ein kleines Fenster, in welchem eine Blase die Stelle der Glasscheibe vertritt. In einer Ecke steht ein großer Ofen aus Lehm, über dem sich ein Loch in der Decke befindet zum Abzug des Rauchs. Rings um die Hütten befinden sich überall eingezäunte Plätze für das Vieh.

Von einem herumziehenden Jäger, unserem Führer erfuhren wir, wo die Bewohner des Dorfes gegenwärtig zu finden seien und nach einem Ritt von 6 oder 8 Wersten bekamen wir ihre jetzigen provisorischen Wohnungen zu Gesicht. Ein wandernder Aul (Dorf) besteht gewöhnlich aus mehreren Horden, welche nach altem Brauch ein gemeinschaftliches Weiderecht besitzen. Jede Familie bewohnt ein gesondertes Zelt und die reicheren Baskiren haben noch ein zweites für ihre Weiber.

Als wir in dem Aul ankamen, wurden wir von dem ältesten Vorsteher freundlich empfangen und in einen Yurt der besseren Klasse geführt. Diese Wohnung, wenn auch nur provisorisch, war weit besser als die Winterquartiere, die wir besichtigt hatten. Dem Eingang gegenüber befand sich ein ähnlicher breiter Divan, aber mit Teppichen und Kissen bedeckt. Kisten, welche die Familiengarderobe ent=

hielten, standen im Zelte umher. An den Wänden hingen Speere, Säbel, Feuerwaffen, Bogen, Pfeile und Pferdegeschirre. In der Mitte war auf dem Boden ein viereckiges Loch ausgegraben, welches als Feuerplatz diente. Gekocht wurde in irdenen Häfen, welche auf einem eisernen Dreifuß standen.

Hier wurde uns zum Willkommen ein hölzernes Gefäß mit Kumiß gereicht, den man ohne einen schweren Verstoß gegen die Höflichkeit nicht ablehnen darf. In jedem Yurt steht neben der Thüre eine große Haut voll von diesem Getränke Es befindet sich während des Sommers in einem Zustande beständiger Gährung. Obschon die Consumtion desselben sehr stark ist, so geht es doch nie aus, weil die Weiber fortwährend neue Milch nachgießen, worauf sie die Masse mit einer Art von Butterfaßstempfel jedesmal aufrühren. Da die Oeffnung der Haut nicht bedeckt ist, so fehlt es nicht an Fliegen, Ameisen und andern selbstmörderischen Insekten in der Flüssigkeit. Doch das sind für den Baskiren Kleinigkeiten, die er nicht der Beachtung werth hält. Reinlichkeit ist ihm überhaupt eine gänzlich unbekannte Sache und dem unglücklichen Reisenden, dem man zum Willkommen das Kumißgefäß reicht, bleibt nichts Anderes übrig, als seine Augen zu schließen, seine Nase zuzuhalten und den Trank so schnell als möglich hinunterzuschlucken. Er hat dabei wenigstens den Trost, daß Kumiß für ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Schwindsucht und alle Krankheiten der Athmungsorgane gilt. Reinlich bereitet, ist er ein dünnes süßes Getränk, das bedeutende Nährkraft enthält. Auf Flaschen gezogen, gährt er und moussirt wie Champagner.

Die Baskiren dieser Bezirke leben hauptsächlich von Viehzucht. Ihr vorzüglichster Reichthum besteht in Pferden und Schafen; Hornvieh halten sie dagegen nur wenig. Einige unter den Reichsten besitzen gegen 500 Pferde, die sie Sommer und Winter in die Steppe senden; denn da die Weideländereien von ungeheurer Ausdehnung sind und wenig oder gar kein Heu gemacht wird, so findet sich immer genug halbgetrocknetes Gras, selbst wenn der Schnee zwei Fuß hoch auf dem Boden liegt. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, Tausende von Pferden auf der Steppe herumschweifen und den Schnee mit ihren Vorderfüßen wegscharren zu sehen. Bei heftigen Schneestürmen schaaren sich diese klugen Thiere in großen Kreisen zusammen, ihre Fohlen in der Mitte. Ihre Köpfe sind dann alle gegen den Wind gerichtet, um zu verhindern, daß sich der Schnee auf ihre Mähnen legt. In andern Händen und gut gepflegt, erweisen sich diese Pferde wegen ihrer Abhärtung als werthvoll. Eine große Anzahl derselben wird alljährlich auf die Märkte von Kasan gebracht, von wo sie in das Innere des Reichs geführt werden. Die Stuten werden gewöhnlich zur Nachzucht, oder wegen ihrer Milch, die auch an die Kirgisen verhandelt wird, zurück behalten.

Bei einer so großen Anzahl von Thieren geht es natürlich in einem Nomadenaul lärmend genug zu. Brüllen, Blöcken und Wiehern ertönen von allen Seiten. Wo man hinsieht, erblickt das Auge überall Thiere. Das Gras ist meilenweit niedergetreten. Reiter galoppiren hin und her, Stuten mit dem Arkan lassonirend. Die Weiber sind mit Melken und den Arbeiten des Haushalts beschäftigt.

Halbnackte Baskirenjungen kollern auf dem Gras umher oder schießen von ihren kleinen Bogen stumpfe Pfeile ab. Hunderte von angebundenen Fohlen stampfen ungeduldig und wiehern nach ihren Müttern, die gerade gemolken werden. Weiter draußen auf der Steppenweide befindet sich die größere Heerde, aus deren Mitte da und dort der Körper eines schwerfälligen Kamels hervorragt.

Wenn der Baskire nicht mit seinem Vieh beschäftigt ist, so liegt er müssig in seinem Yurt, trinkt Kumiß und erfreut sich der Süßigkeit des Nichtsthuns. Ist er zur Thätigkeit geneigt, so wirft er sich auf das nächste Pferd, das er erhaschen kann, denn er ist kein Fußgänger, und stattet einen Besuch in dem nächsten Aul ab. Ein Schaf wird zu Ehren des Kunak oder Gasts geschlachtet und mächtige Gefäße mit Kumiß werden herumgegeben, so lange eine Möglichkeit zum Trinken vorhanden ist. Keine Feder vermag die fabelhafte Elasticität des Baskirenmagens zu beschreiben. Doch muß ich hinzufügen, daß der Baskire, wenn nöthig, auch Tage lang, ohne sich zu beklagen, fasten kann.

Wenn alles Gras in der Nachbarschaft abgeweidet ist, werden die Filzzelte abgebrochen und auf Kamele geladen. Dieses Geschäft liegt den Weibern ob, welchen überhaupt, besonders wenn sie alt und häßlich werden, die meisten schweren Arbeiten zufallen. Die ganze Horde setzt sich dann in Bewegung, um neue Weidegründe aufzusuchen. Den Zug beginnt das Vieh, umgeben von der streitbaren Mannschaft des Stammes, dann folgen die Weiber, Kinder und das Gepäck und zuletzt die Vorsteher und Aeltesten des

Auls, alle zu Pferd, die Kinder nicht ausgenommen. Da ein Auszug dieser Art als ein Fest betrachtet wird, so befindet sich das schöne Geschlecht in seinem besten Staat. Ganz besonders fällt dabei der Kopfputz desselben auf, der aus einer glatten Haube besteht, welche über und über mit durchlöcherten Silbermünzen besetzt ist. Unter denselben befinden sich viele ältere Münzen, welche für den Numismatiker von Werth sein dürften. Die älteren Weiber reiten unverschleiert, während die jüngeren, sobald ein Fremder in die Nähe kommt, stets das Gesicht verhüllen.

Gleich dem Kirgisen erwartet der Baskire mit Ungeduld die Ankunft des Frühjahrs, wo er sein enges Winterquartier verlassen kann, in welchem er sich lange nicht so heimisch fühlt, als auf der grünen Steppe und in den dunkeln Pässen des Uralgebirges.

Wir hatten bereits mehrere Tage unter den asiatischen Baskiren zugebracht, als wir die Nachricht erhielten, daß in einem 20 Wersten entfernten Aul die Wahl eines Bezirksvorstehers vorgenommen werden sollte. Da bei dieser Gelegenheit jedesmal Pferderennen und andere Volkslustbarkeiten stattfinden, so beschlossen wir der Festlichkeit beizuwohnen Wir machten uns deshalb nach dem Aul auf den Weg, wo uns nach einem herzlichen Empfang ein bequemes Zelt zur Wohnung angewiesen wurde.

Die Vorsteher der verschiedenen Auls, aus deren Mitte der Bezirksvorsteher gewählt werden sollte, waren bereits versammelt. Bevor der Wahlact begann, knieten sie sich in einem Kreise nieder, in dessen Mitte der Mollah

ihnen die tartarische Eidesform vorlas und dann jedem Einzelnen den Koran auf das Haupt legte.

Der Glückliche, auf den die Wahl fällt, ist nach alter Gewohnheit gehalten, den Wählern Speise und Trank und dem Volke Spiele zum Besten zu geben. Sobald die Wahl vorüber war, wurden die Spiele mit dem Wettrennen eröffnet. Die Jockeys waren Jungen von 16 bis 17 Jahren. Die Rennbahn, von derem entgegengesetzten Ende die Bewerber bereits aufgebrochen waren, hatte eine Länge von 15 Wersten. Die Ankunft der Renner wurde mit Ungeduld erwartet. Mittler Weile standen die Wähler in Gruppen beisammen und besprachen das Ergebniß der Wahl. Große Humpen mit Kumiß gingen dabei unaufhörlich im Kreise herum. Von allen Seiten war das Volk zusammengeströmt und alle warteten begierig auf das Ergebniß des Rennens.

Auf einmal ertönte der Ruf: „Da kommen sie!“ und Aller Blicke wandten sich der Gegend zu. Unsere ungeübten europäischen Augen konnten aber noch nichts entdecken, als ein paar schwarze Punkte, die sich auf uns zu bewegten. In wenigen Minuten waren die Zuschauer im Stande, Pferde und Reiter zu unterscheiden und die Aufregung hatte bald den höchsten Grad erreicht. Zurufe, Geschrei, Schwenken von Turbanen und Tüchern feuerten die Reiter an. Endlich kamen sie herangesprengt. Ein bausbackiger kleiner Bursche mit einem mongolischen Gesichte und kohlschwarzem Haare war den Andern um mehrere Pferdelängen voraus und wurde als der Sieger erklärt, welcher sofort von allen Seiten umdrängt, belobt, bewundert und

mit reichlichen Dosen Kumiß regalirt wurde. Dem zweiten und dritten Reiter ward wenig Aufmerksamkeit geschenkt und die zuletzt kamen, waren froh, daß sie ihre beschämten Gesichter unter der Menge verbergen konnten. Dagegen blieb der Sieger, dessen Preis in einer schönen Stute bestand, den ganzen Tag über ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Er wurde nach Herzenslust mit Kumiß tractirt und zuletzt auch den fremden Gästen vorgestellt, von denen er ein Geschenk erhielt. Die Baskiren sind civilisirt genug, um zu wissen, daß nichts über den Erfolg geht.

Mittler Weile war es Mittag geworden. Eine Stute und mehrere Schafe waren geschlachtet worden und hinter dem Aul wurde im Freien eine Küche aufgeschlagen, wo das Lieblingsgericht der Baskiren „Bisbarmak" (wörtlich Fünffingerspeise) in mächtigen Töpfen zubereitet wurde. Die Gesellschaft setzte sich in kleinen Kreisen, von denen jeder aus 8 bis 10 Personen bestand, auf das Gras nieder, während das Fünffingergericht in großen hölzernen Schüsseln herbeigebracht und in der Mitte jeder Gruppe niedergesetzt wurde. Die berühmte Speise bestand aus klein geschnittenem Fleisch, das in der Suppe schwamm. Da aber Löffel ein den Baskiren gänzlich unbekannter Luxus sind, so machte jeder Gast den Namen des Leckerbissens dadurch zur Wahrheit, daß er mit seinen Fingern, so lange die Hitze es erlaubte, in das Gericht fuhr und eine Hand voll Fleischstückchen herauszog. Dieses Verfahren ging Anfangs ganz gut von statten, aber sobald das Fleisch seltener wurde, war das Fischen mit Schwierigkeiten verbunden. Mehrere Hände fuhren zugleich in der Suppe herum und es war

eine sehr unangenehme Täuschung, wenn man dachte, man hätte einen Bissen gefangen und es sich dann herausstellte, daß es nur die schmutzige Fingerspitze seines Nachbars war. Endlich waren aber doch die Stücke alle glücklich herausgefischt und die Schüssel machte dann zum Austrinken der Suppe die Runde.

An dem Essen nahmen nur die Vorsteher und Vornehmen der Gemeinden Theil. Das gemeine Volk drängte sich um die Schmausenden herum und sah der Vertilgung der Leckerbissen mit gierigen Augen zu. Zuweilen trat ein intimer Freund oder Verwandter eines der Gäste mit zutraulichem Lächeln heran, worauf dann sein Bekannter zum Beweis seiner Gunst eine große Hand voll Fleischstücke aus der Schüssel fischte und sie seinem Freund in den weit geöffneten Mund steckte. Der unterthänige Diener des großen Mannes entfernte sich dann, beneidet von den Umstehenden, um sich bei seinen Nachbarn seines Glücks zu rühmen.

Als die Gäste ihren ersten Hunger gestillt hatten und die Hände weniger eifrig in den Schüsseln fischten, erschien plötzlich ein Zug, welcher auf einer Stange einen gesottenen Pferdskopf, eine berühmte Delicatesse, daherbrachte, welche als Preis für einen Ringkampf ausgesetzt war. Zwei kräftige Kämpen, welche für die besten Ringer in der Gegend galten, traten sogleich hervor. Sie zogen sich bis auf den Gürtel aus und griffen dann einander an. Einer von ihnen war ein langer brauner Bursche, dessen Körperbau bedeutende Muskelkraft verrieth. Sein Gegner war viel kleiner, aber gewandter und behender. Es war der alte Streit der rohen Kraft gegen Geschicklichkeit und endigte in

der gewöhnlichen Weise. Zu wiederholten Malen hob der stärkere Ringer den schwächern in die Höhe, um ihn niederzuwerfen, jedesmal aber wußte der letztere, glatt wie ein Aal, seinem Gegner zu entschlüpfen und wieder auf die Füße zu kommen. Endlich aber bot sich eine günstige Gelegenheit dar und ehe man sichs versah, küßte der Lange den Boden.

Der besiegte Ringer verschwand unter der Menge, während der Sieger mit geziemender Bescheidenheit seine Lorbeern, d. h. den Pferdskopf in Empfang nahm. Aus irgend einem unerklärlichen Grunde hielt er es aber nicht für gerathen, diese kostbare Delicatesse für sich zu behalten, sondern bot sie einem der Vorsteher, einem alten Manne mit schneeweißem Barte an. Es mußte dies ein hartes Opfer sein, denn die untern Klassen bei den Baskiren bekommen selten Fleisch zu kosten. Der alte Mann nahm das Geschenk in Gnaden an, schnitt einige Stücke ab und ließ dann den Kopf unter seinen Freunden die Runde machen. Der abgenagte Knochen wurde zuletzt einem der Zuschauer übergeben, der ihn im Triumph davontrug.

Nach Beendigung des Mahls erschien ein Baskire mit einem Blasinstrument, dem Szibisgan, um allerlei Melodien zu spielen, die auf Jagd-, Wettrennen oder Liebe Bezug hatten. Von allen musikalischen Instrumenten, die jemals erfunden worden sind, ist dieß gewiß das einfachste. Es ist blos der hohle Stengel einer Pflanze, welche auf allen Theilen der Steppe wächst, mit einigen plump eingebohrten Löchern. Der Mann spielte sein Instrument wie ein Flageolet und begleitete sich dabei mit einem dudelsackartigen

Tone aus der Nase, welcher den Baß vorstellen sollte. Die Töne waren ziemlich erträglich, besonders aus der Ferne. Gute Szibisgan-Blaser sollen äußerst selten sein, ein Umstand, den der europäische Zuhörer kaum bedauern wird.

4. Eine Bärenjagd im Ural.

Im Verlaufe meiner geologischen Untersuchungen im Uralgebirge kam ich eines Abends mit einem Freunde in ein Morduinen-Dorf. Es war ein kalter Herbsttag. Das braunrothe Laub der Esche und die gelben Blätter der Birke wurden vom Winde unaufhörlich hin und her geschüttelt. Der Weg von dem Bergabhang führte direct in das Dorf, welches, von Getreideschobern umgeben, unten im Thale lag. Ein kleines Flüßchen murmelte durch die fetten Wiesen und das fruchtbare Ackerland, welches die Ansiedelung umgab, während auf der andern Seite die hohen Bergspitzen bereits vom Schnee erglänzten.

Die Morduinen, welche von den Finnen abstammen, haben viel Aehnlichkeit mit den Esten, nicht blos in der Sprache, sondern auch in der Gesichtsbildung. Sie sind im Allgemeinen ein betriebsames und friedliches Völkchen, das hauptsächlich von Ackerbau lebt und im Vergleiche mit seinen asiatischen Nachbarn türkischer Abstammung fast immer sehr wohlhabend ist.

Die Aeltesten des Dorfes bereiteten uns einen sehr freundlichen Empfang und wiesen uns eine bequeme Wohnung an, in welcher wir uns gerade zu Tisch setzen wollten, als das entfernte Klingeln von Schellen die Ankunft

eines neuen Reisenden verkündete. Wir eilten an das Fenster und sahen eines jener leichten, von drei Pferden (neben einander gespannt) gezogenen Fuhrwerke anfahren, wie sie in jener Gegend gebräuchlich sind. Die Pferde waren mit Schaum bedeckt. Ein kräftig gebauter Mann, in einen Pelz gehüllt und begleitet von einem baskirischen Kosaken, stieg aus der Tarantasse. Mein Freund war bei dem Anblicke des neuen Ankömmlings überrascht, indem er in ihm einen alten Bekannten entdeckte.

Der Reisende war Ludwig Murkoff, ein sehr gebildeter Mann, welcher bei der baskirischen Regierung angestellt und überall im Gebirge als ein kühner und glücklicher Bärenjäger bekannt war. Er wohnte in einem Orte auf der asiatischen Seite des Urals, von wo er in Begleitung von einigen halbwilden Baskiren im Herbst und Winter Jagdzüge in die rauhesten und unzugänglichsten Gebirgsgegenden unternahm. Er war, wie mir mein Freund erzählte, oft schon in Lebensgefahr gewesen und mehr als einmal von den wilden Bestien schwer verwundet worden; aber seine Liebe zur Jagd hatte sich dadurch nur gesteigert und die geringste Anspielung auf den Gegenstand konnte ihn in Feuer und Flammen versetzen.

Wir luden den Jäger ein, Essen und Wohnung mit uns zu theilen, was dankbar angenommen wurde. Er war ein Mann zwischen 35 und 40 Jahren mit ausdrucksvollem Gesicht, über das sich eine breite Schramme hinzog, welche Stirne und Wange durchfurchte. Er war nicht groß von Gestalt, aber kräftig und untersetzt gebaut, mit schwarzen

glänzenden Augen und in allen seinen Bewegungen voll Energie und Leben.

Wir wurden bald näher mit einander bekannt und um die langen Abendstunden zu verkürzen, ersuchten wir ihn, uns einige seiner Jagdabenteuer zum Besten zu geben. Ohne sich lange bitten zu lassen, erzählte er uns die folgende Begebenheit:

„Vor drei Jahren, spät im Herbst, als bereits die Höhen des Ural mit Schnee bedeckt waren, kam einer meiner Baskiren mit Neuigkeiten zu mir. Er hatte in den Bergen Fallen für Marder aufgestellt und bei dieser Gelegenheit das Lager eines Bären entdeckt. Da er nicht gewagt hatte, eine genaue Untersuchung anzustellen, so konnte er nicht sagen, ob der Bär bereits sein Winterquartier bezogen hatte. Ich schickte sofort nach einem Baskiren Namens Muchamet Timurbäf, einem unternehmenden und leidenschaftlichen Jäger, der auf meinen Jagdzügen gewöhnlich mein Begleiter gewesen und als ich von ihm erfuhr, daß zwei russische Kosaken mit Erbsenbüchsen*) in den Bergen gewesen, um graue Eichhörnchen zu schießen und daß sie die Nacht in dem benachbarten Dorfe Tschuwasch zubringen würden, so schickte ich einen Boten zu ihnen und ließ sie zur Theilnahme an der Jagd einladen.

„Frühzeitig am nächsten Morgen stellten sich die Leute ein, unter ihnen auch Muchamet mit fünf Baskiren, sämmtlich mit leichten Pferden beritten und mit Kreuzspeeren bewaffnet. Diese Waffe besteht aus einer scharfen breiten

*) Gewehre mit kleinem Kaliber von der Größe einer Erbse.

Lanze, welche da, wo der Schaft beginnt mit einer starken eisernen Querstange versehen ist. Sobald der Bär sich auf seine Hinterfüße erhebt, um den Jäger zu umarmen, wird ihm der Speer in die breite Brust gestossen. Die Querstange verhindert es dann, daß sich das Thier vorwärts stürzt und den Träger des Speers angreift.

„Die Baskiren ritten voraus, um den Weg zu zeigen, während meine leichte Jagdtarantasse, welche mich und die Kosaken mit den Erbsenbüchsen enthielt, nachfolgte. Ich war mit meinem treuen Doppelgewehr und einem Kreuzspeere, der mir schon oft gute Dienste geleistet hatte, bewaffnet. Fort ging es in vollem Galopp nach den Bergen.

„Der Weg erwies sich Anfangs ziemlich breit und fahrbar; als er aber in den Wald einbog, war sehr bald jede Spur eines Pfads verschwunden und nun ging es bergauf durch tiefe Schluchten und an Abgründen vorbei, welche an den Seiten dicht mit Föhren und Unterholz bewachsen waren. Nach und nach wurde das Holz dichter und überall lagen gefallene Baumstämme von riesigen Dimensionen umher. Es wurde nunmehr immer schwieriger, die leichte Tarantasse vorwärts zu bringen, besonders da der Weg fortwährend bergauf ging. Wir kamen jetzt an einzelnen Stellen mit Schnee vorüber, ein Beweis, daß wir bereits eine bedeutende Höhe erreicht hatten. Der Wald wurde endlich etwas dünner und wir erreichten darauf einen ebenen Platz, welcher auf der einen Seite in ein tiefes Thal abfiel und auf der andern von sanft ansteigenden Hügeln begrenzt war. Unten im Thale sollte nach der Angabe unseres Führers, Braun sein Lager aufgeschlagen haben.

„Eine herrliche Aussicht bot sich von dieser Höhe dar, ein wildes und furchtbares Naturgemälde. Ungeheuere Massen von Felsen und Steinen lagen am Rande des Abhangs, während unten sich ein tiefes wildes Thal ausdehnte, dessen Windungen sich in entfernte Schluchten verloren. Rechts unter uns lag der dunkle Urwald von Fichten und Föhren, da und dort von vereinzelten Gruppen alter Birken mit ihrem hellen Laube und ihrer silberfarbenen Rinde unterbrochen. Hoch über unsern Häuptern und über dem Wald erhoben sich, zum Theil in Wolken gehüllt, die luftigen Gipfel des Urals. Zur Linken, auf der asiatischen Seite fiel der Blick auf eine nackte Hügelreihe und darüber hinaus auf die entfernte baumlose Steppe, die in weiter Ferne mit dem blauen Horizont verschwamm.

„Ich konnte mich nur schwer von diesem großartigen Panorama losreißen; aber eine mehr praktische Frage drängte sich uns jetzt auf. Es handelte sich darum, wie die Tartanasse den Abhang hinuntergebracht werden sollte. Ich selbst hielt es für unmöglich, aber die Baskiren wußten bald Rath zu schaffen. Die beiden Räder des Fuhrwerks wurden mit Weiden festgebunden, ein einziges Pferd ward an die Deichsel gespannt, vier Mann hingen sich hinten an den Wagen und so ging es im Zigzack den Abhang hinunter.

„Wir ließen die Tartanasse am Fuße des Sturzes zurück und verfolgten unsern Weg durch trockenes Gras und Gestein zu Fuß weiter, während die Baskiren im Sattel blieben, wo sie sich besser befinden als auf dem Boden. Nach und nach erweiterte sich das Thal und der Weg wurde weniger beschwerlich. Dann, nachdem wir ohngefähr eine

Werste vorgeschritten waren, kamen wir an eine Schlucht, welche links abführte. Unser Führer deutete hier auf ein kleines laubloses Gebüsch und flüsterte mir zu, daß dies der Platz sei, den wir suchten.

„Als wir uns vorsichtig dem Orte näherten, entdeckten wir einen großen Haufen Laub, Zweige, dürres Holz und Stücke von halbverfaulten Stämmen. Das Ganze sah wie ein colossaler Holzstoß aus. Die Rückseite desselben war an einer geraden Felsenwand angelehnt, aber weder vorn, noch oben ließ sich eine Oeffnung entdecken. Endlich fanden wir ganz hinten auf der einen Seite den Eingang, ein viereckiges Loch, groß genug, um einen Mann durchzulassen, welches offenbar in das Innere des Holzstosses führte. Aus dem niedergetretenen Grase und andern dem erfahrenen Jäger wohlbekannten Zeichen überzeugten wir uns sofort, daß der Bär erst in neuester Zeit sein Winterquartier bezogen haben mußte.

„Ohne weiteren Zeitverlust suchten ich und meine Kosaken uns passende Posten in der Nähe aus. Es wurde ausgemacht, daß ich, sobald der Bär sich zeigte, Feuer commandiren sollte. Im Falle er nicht durch unsere drei Schüsse getödtet würde, sollte ich den zweiten Lauf abschießen und ihm dann mit dem Kreuzspeer zu Leibe gehen. Während dessen sollten die Kosaken so schnell als möglich wieder laden, ganz nahe an der Bestie heran treten und ihr die kleinen Kugeln ihrer Büchsen durch den Kopf zu jagen. Dies war unser Angriffsplan. Es ging uns aber, wie schon manchem großen Feldherrn: als das Gefecht begann, erlitt der Plan bedeutende Abänderungen.

„Muchamet und seine Leute begannen die Operationen. Bald zu Pferde, bald zu Fuß, aber stets die Zügel ihrer Rosse vorsichtig haltend, umschwärmten sie mit ohrenzerreißendem Geschrei den Holzstoß, um Freund Braun herauszubringen. Dieser aber rührte sich nicht. Die Baskiren wurden dadurch kühner gemacht und begannen an dem Holzstoß zu schütteln und mit Stöcken darauf zu schlagen. Aber der Bewohner gab immer noch kein Lebenszeichen und wir zweifelten daran, ob das Lager bewohnt sei. Um darüber Gewißheit zu erhalten, fragte ich Muchamet, ob er nicht hineinkriechen wolle. Ohne einen Augenblick zu zaudern, band er sein Pferd an einen Baum, entledigte sich seines Obergewandes, legte seinen Kreuzspeer, um ihn sogleich zur Hand zu haben, am Eingang der Höhle nieder, gab uns ein Zeichen, ruhig zu sein und verschwand auf Händen und Füßen kriechend, in der dunklen Oeffnung.

„Alles war still, Niemand rührte sich mehr als nöthig war, um die Waffen in Bereitschaft zu setzen. Gleich darauf glaubten wir ein zorniges Brummen zu hören und sahen Muchamets Füße, gefolgt von seinem übrigen Cadaver, mit der größten Schnelligkeit hervorkommen.

„Der Bär ist darin!" rief er aus und ergriff seine Waffe.

„Flinten und Speere wurden augenblicklich gegen den Holzstoß gerichtet, aber unser zottiger Freund lehnte den Kampf noch immer mit der größten Hartnäckigkeit ab. Indeß erfuhren wir von Muchamet, daß er etwa 10 Fuß in der Dunkelheit fortgekrochen war, bis ihm der Weg durch ein vorspringendes Stück Felsen versperrt wurde. Ein Licht=

schimmer fiel von der obern Seite des Holzstoßes herein und setzte ihn in den Stand, den Bewohner des behaglichen Lagers von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Als Freund Braun den Eindringling witterte, erhob er den Kopf und stieß ein Brummen aus, worauf es Muchamet für räthlich erachtete, zum Rückzug zu blasen.

„Da es sehr selten vorkommt, daß ein Bär sich weigert, sein Lager zu verlassen, wenn er so wie dieser aufgestört wird, so war ich überzeugt, daß wir es mit einem listigen alten Burschen zu thun hatten, der sehr wohl wußte, was ihm bevorstand, wenn er sich herauswagte. Ich habe oft gefunden, daß Bären, auf welche früher schon Jagd gemacht wurde, ungemein vorsichtig sind. Ich hielt es deshalb nicht für unwahrscheinlich, daß unser blöder Freund eine alte Bekanntschaft von mir sei und gab den Befehl den Holzstoß anzuzünden, um zu sehen, ob wir es ihm in seinem Verstecke nicht wärmer machen könnten, als es ihm angenehm wäre. Da aber die Baskiren den Einwand dagegen erhoben, daß dadurch das Fell des Bären verdorben werden könnte, so beschlossen wir, ein Reisigfeuer vor dem Eingang anzuzünden, in der Hoffnung, ihn auszuräuchern.

„Dieses Mittel blieb aber ohne Erfolg, denn da der Wind von der Seite her blies, so ging wenig oder gar kein Rauch in die Oeffnung. Die Baskiren erneuerten ihr Geschrei, ja einer von ihnen war keck genug, auf den Holzhaufen zu klettern, aber alle Versuche, den Bären zum Herauskommen zu bewegen, blieben erfolglos.

„Endlich verlor ich die Geduld und, vor die Oeffnung tretend, feuerte ich einen meiner Gewehrläufe hinein ab.

Diese auffallende Beleidigung erregte endlich Brauns Zorn. Mit wildem Brummen erschien er am Eingang, aber das Feuer schreckte ihn zurück und seine Umkehr war so schnell, daß ich nicht Zeit hatte zu zielen. Der Anblick des Feindes übte aber eine wundervolle Wirkung auf meine Begleiter aus. Die Kosaken legten ihre Erbsenbüchsen auf die eisernen Gabeln auf, die Baskiren ergriffen ihre Speere und Muchamet nahm hinter einem Baume zunächst dem Eingange seine Stellung. Ich selbst stand in Bereitschaft, unsern Freund bei seinem Wiedererscheinen mit dem zweiten Lauf zu bedienen; ich glaubte nämlich nicht mehr Zeit zu haben, den ersten zu laden.

„Der Anblick des Feuers hatte den Bären bestimmt, einen andern Weg zur Flucht zu suchen. Während wir nämlich am Eingang auf ihn lauerten, sahen wir plötzlich den Holzstoß sich heben und bewegen. Schwere Holzblöcke wurden zur Seite geworfen, als wären es bloß Reiser. Eine Oeffnung entstand oben in dem Haufen, aus welcher der Bär emportauchte und eine oder zwei Minuten stille stand, um die Zahl seiner Feinde zu mustern.

„Es war jetzt keine Zeit mehr zu verlieren. Ich gab das Commando und gleichzeitig krachten die drei Gewehre. Ob der Bär von dem Stoße herabsprang, oder fiel, konnte ich wegen des Rauches nicht sehen, aber herunter kam er und bevor wir uns dessen versahen, befand er sich in unserer Mitte. Ich ließ mein Gewehr fallen, ergriff den Kreuzspeer und drang auf ihn ein. Ehe ich ihn aber erreichen konnte, war er schnell wie der Wind hinter einem Baskiren her. Der Mann hatte gerade noch so viel Zeit, sich auf sein

erschrecktes Pferd zu werfen und im Galopp das Thal hinauf zu sprengen. Es trat eine allgemeine Verwirrung ein. Die Pferde wurden von panischem Schrecken erfaßt. Muchamets Stute zerriß ihre Halfter und rannte auf den Platz zu, wo wir die Tartanasse gelassen hatten.

„Unterdessen setzte der Bär die Verfolgung des Baskiren fort, es war aber augenscheinlich, daß er schwer verwundet und an dem linken Vorderfuß gelähmt war. Er hielt häufig an, leckte seine Schulter und zog das Bein krampfhaft empor, wodurch der Baskire Zeit erhielt, sich davonzumachen. Sobald der Bär den Flüchtling aus dem Gesicht verloren hatte, wandte er sich links und trollte gemächlich den Hügel hinauf.

„Muchamet hatte mittler Weile die Tartanasse herbeigebracht und wir galoppirten, so schnell es das steile Terrain zuließ, dem Bären nach. Als wir an die Stelle kamen, wo er Halt gemacht hatte, fanden wir bedeutende Blutspuren in dem trockenen Grase und eilten in das Holz, wo er verschwunden war. Nachdem wir eine kurze Strecke seiner Fährte gefolgt waren, zeigte es sich, daß wir mit der Tartanasse nicht mehr weiter kommen konnten und da der Eintritt der Dunkelheit nicht mehr ferne war, so beschloß ich die Fortsetzung der Jagd auf den folgenden Tag zu verschieben. Muchamet und einige von seinen Leuten blieben mit dem Befehl zurück, die Fährte des Bären weiter zu verfolgen, aber ihn nicht aufzustören und das Ergebniß im Laufe des Abends zu melden.

„Gerade als ich zu Bett gehen wollte, stellte sich Muchamet ein. Er hatte die Spur des Bären eine be-

trächtliche Strecke über das Holz hinaus in einen Felsenpaß verfolgt, der von steilen Gypshügeln, in welchen sich eine Menge Spalten und Höhlen befanden, umgeben war. Hier hörte auf einmal jede Fährte auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte das Thier sich in eine Berghöhle geflüchtet. Muchamet hatte nicht gewagt, seine Nachforschungen weiter zu verfolgen, da unter den Baskiren die Sage ging, daß Schaitan, der böse Geist, seine Wohnung in diesen Hügeln aufgeschlagen habe. Eine große Höhle, welche tief in den Berg führte, stand ganz besonders in übelm Ruf, seit ein verwegener Baskire, welcher sich vor mehreren Jahren in dieselbe wagte, spurlos verschwunden war.

„Am folgenden Morgen machte ich mich mit Muchamet und einem halben Dutzend Baskiren auf den Weg, um die Jagd fortzusetzen. Die Kosaken, welche an dem vorigen Tage genug hatten, waren bereits in ihr Dorf zurückgekehrt. Da uns die Tartanasse gestern vielfachen Aufenthalt verursacht hatte, so ließ ich sie zurück und bestieg ein Pferd. Nach langem Suchen fanden wir endlich den Paß, welcher in einer ganz wilden und romantischen Gegend lag. Die eine Wand desselben bildeten steile Kalkfelsen, die andere eine Reihe von zerklüfteten Gypshügeln, in welchen sich eine Menge Höhlungen befanden. In dem Paß und oben auf den Felsen wuchsen stachliche Gesträuche, welche vereinzelt auch in den Klüften der Felsen vorkamen.

„Meine Baskiren hatten Reisbündel von harzigem Holze mitgebracht und wir zündeten theils der Wärme wegen, theils um den Bären von den Pferden abzuhalten, ein großes Feuer an. Die Leute zerstreuten sich dann, um das Thier

in den Spalten des Felsens aufzusuchen, denn unter den Haufen von Steinen, Kalk und Gyps, welche den Boden bedeckten, war keine Möglichkeit seine Fährte aufzufinden.

„Ich wartete am Feuer, bis die Baskiren von ihrer Nachsuchung zurückkehrten. Einer nach dem andern stellte sich wieder ein, aber alle mit derselben Antwort: „Kein Bär.“ Es blieb jetzt nur noch die einzige Muthmaßung übrig, daß die Bestie sich in die Schaitanshöhle geflüchtet habe, in die kein Baskire einzudringen wagte.

„Wir ließen unsere Pferde unter der Obhut eines der Männer beim Feuer und schlugen zu Fuß den Weg nach dieser Höhle ein, welche ganz am Ende des Passes lag. Ich fand eine schmale Oeffnung im Felsen, welche beiläufig sechs Fuß hoch war und abwärts in einen langen dunkeln Gang führte. Ich schoß einen Lauf in das Innere ab, aber mit keinem andern Erfolg, als daß dadurch eine Reihe von Echos geweckt wurde, welche gar nicht enden wollten. Die Baskiren hielten sich furchtsam in vorsichtiger Entfernung und kein Zureden konnte sie bewegen, sich dem Orte zu nähern. Muchamet zeigte eben so wenig Muth als die andern. Er erklärte, daß, obschon er sich nicht vor dem Bären fürchte, keine Rücksicht ihn bestimmen könne, in die Höhle zu gehen. Er suchte auch mich davon abzuhalten, indem er sagte, es gebe noch Bären genug im Ural, daß wir nicht nöthig hätten, nach demjenigen zu suchen, den der Schaitan bereits in seiner Gewalt habe. Der Versuch ihn aufzufinden sei ein eben so gefährliches als nutzloses Beginnen.

„Obschon ich selbst, wie man mir gerne glauben wird, keine Furcht vor dem gefürchteten Schaitan hatte, so konnte ich eines Beistands doch nicht wohl entbehren. In der einen Hand mußte ich meine Flinte halten, in der andern meinen Speer und ich bedurfte deshalb einer dritten Hand, um die Kienfackel zu tragen. Bitten und Befehle blieben gleich fruchtlos; der abergläubische Schrecken der Baskiren ließ sich nicht überwinden. Ich nahm also meinen Speer unter den Arm, die Flinte in die rechte, die Fackel in die linke Hand und ging allein in die Höhle.

„Als ich etwa zwanzig Schritte vorwärts gegangen war, erweiterte sich der schmale Gang in eine breite Gallerie, welche unter den Hügeln hinführte. Die weißen Wände mit ihren sonderbar geformten Stalactiten glänzten gespenstisch im Lichte der Fackel. Von der Decke der Höhle fiel mit eintönigem Geräusche das Wasser tropfenweise herab und sammelte sich in kleinen Pfützen auf dem Boden. Vorsichtig schritt ich weiter und mochte etwa 50 Schritte zurückgelegt haben, als ich auf einmal, kaum sechs Schritte vor mir, den Bären erblickte. Anfangs lag er niedergeduckt in einer Ecke, aber geblendet durch das flackernde Licht der Fackel, erhob er sich auf seine Hinterfüße und blickte mich mit seinen rothen blinzelnden Augen an. Beladen wie ich war, fand ich es nicht leicht, das Gewehr zum Schusse zu erheben. In der Eile entschlüpfte die Fackel meiner Hand, fiel in eine Wasserlache und löschte aus, mich in gänzlicher Finsterniß zurücklassend. Glücklicher Weise war der Bär durch den plötzlichen Uebergang so sehr verdutzt, daß er sich nicht rührte. So sehr ich unter andern Umständen ge=

wünscht hatte, mit dem Feinde zusammenzutreffen, so war mir doch die Aussicht auf einen Kampf in dieser Lage keineswegs angenehm.

„Mehrere Minuten lang blieben ich und der Bär in unserer gegenseitigen Stellung. Die einzigen Töne, die sich vernehmen ließen, waren das Fallen der Wassertropfen und das dumpfe Brummen des Bären. Ich hielt meine Flinte in Bereitschaft, fest entschlossen, nicht eher zu schießen, bis die Mündung seine Brust berührte; da er sich aber nicht vom Platze bewegte, so verfiel ich auf einen andern Angriffsplan. Ich zog eine Büchse mit Schwefelhölzchen aus meiner Jagdtasche hervor, nahm eine Hand voll und ritzte sie an der Wand an, worauf ich meinen zottigen Freund immer noch in der Ecke sitzen und nach dem Lichte blinzeln sah. Rasch zielend, schoß ich die beiden Läufe auf ihn ab. Der ganze Vorgang nahm keine zwei Secunden in Anspruch. Noch ehe der Knall des Gewehrs verklungen war, verkündete mir das Brummen des Bären, daß er getroffen sei. Ich hatte gerade noch Zeit, rechts in einen Seitengang zu springen, als das Thier, wie ich aus seinem Tappen im Wasser schließen konnte, an mir vorüberrannte.

„Ich wartete eine Minute und da Alles still blieb, so zündete ich wieder Licht an und untersuchte den Platz. Die Blutspuren in der Ecke und längs des Ganges bewiesen deutlich, daß der Bär schwer verwundet war. Mein Gewehr wieder ladend und über die Schulter hängend, den Spieß unter dem Arm, suchte ich, so gut es ging, mit Hilfe der Schwefelhölzchen den Ausgang der Höhle. Zu meinem Erstaunen fand ich dort Muchamet und seine Leute

mit ihren Speeren in Schlachtordnung aufgestellt. Sie versicherten mir, daß sie zwar meine Schüsse gehört, aber nichts von dem Bären gesehen hätten. Es war demnach klar, daß er irgend einen Seitengang eingeschlagen, oder daß die Höhle noch einen andern Ausgang hatte. Es blieb mir deshalb nichts übrig, als mit einer neuen Fackel in die Höhle zurückzukehren und alle Winkel derselben zu durchsuchen. Kaum zehn Schritte von dem Eingange entfernt hinter einem vorspringenden Felsenstücke fand ich Blutspuren und einige Schritte weiter meinen alten Feind, mit dem Rücken gegen das Licht gekehrt, ausgestreckt. Ich stieß ihn mit meinem Speer, aber nmsonst, der Bär war todt.

„Groß war der Jubel der Baskiren, als sie dies hörten und ihre Furcht vor der Schaitanshöhle auf einmal gewichen. Wir hatten alle vollauf zu thun, das Thier, welches 6 bis 700 Pfund wog, ins Freie zu ziehen. Nachdem sich Alle an dem Ungeheuer satt gesehen hatten, wurde das Fell abgestreift, so lang der Körper noch warm war. Als ich dasselbe untersuchte, fand ich, daß meine gestrige Kugel dem Thiere das linke Schulterblatt zerschmettert hatte. Eine von den Kugeln der Kosaken steckte in einer Rippe, die andere war nicht zu finden. Meine zwei letzten Kugeln waren in die Brust gedrungen und hatten dem Thiere tödtliche Wunden zugefügt."

Dies war die Geschichte, welche uns Ludwig Murkoff erzählte. Als ein charakteristisches Gemälde des Jägerlebens im Ural habe ich sie hier wiedergegeben.

5. Die Kosaken des Ural. Caviar.

Es kann wenig Zweifel obwalten, daß die Kosaken, welche das Land am Ural bewohnen, ursprüglich von den Kosaken des Don abstammen. Horden von diesen entdeckten auf einem ihrer Raubzüge im 15. Jahrhundert die Mündung des Uralflusses und ließen sich in dieser damals ganz unbekannten Gegend nieder.

Die Kosaken des Ural sind eine Bastardrasse. Aus ihrer Vermischung mit Tartaren, Mongolen, Persern und zahlreichen wandernden Stämmen ist im Laufe der Zeit ein hübscher Menschenschlag entstanden. Die wilden und häßlichen Kosaken, welche in Europa bekannt und berüchtigt sind, gehören dem Donischen Stamme an und nur vereinzelt findet man unter den Uralischen ein Gesicht, das noch das Originalgepräge trägt. Breite Schultern, schlanke Gestalten und schöne ausdrucksvolle Augen bilden den charakteristischen Typus der letzteren. Ihre freie schrankenlose Bewegung auf einem so ausgedehnten Gebiete, ihre Wohlhabenheit und das gesunde Klima haben wahrscheinlich ebenfalls zur Ausbildung der Rasse das Ihrige beigetragen.

Die Uralischen Kosaken sind tapfer, unternehmend, im hohen Grade gastfreundlich und zuvorkommend gegen Alle. Das Wort „unmöglich" scheint aus ihrem Lexikon gestrichen und dafür Muth, Schlauheit und Thatkraft eingesetzt worden zu sein. Früher waren sie eine unruhige und unlenksame Rasse und erst in der neuesten Zeit, wo eine Art militärischer Organisation, die ihrem Geschmacke zusagt, eingeführt wurde, haben sie eine friedlichere Haltung angenommen.

Die Stadt Uralsk, der Sitz des Militär-Hetmanns, wurde vor 30 Jahren durch eine Feuersbrunst zerstört. Jetzt ist sie ein schöner sauberer Platz mit großen aus Stein erbauten Gebäuden und einer Bevölkerung von 20,000 Seelen. Der Reisende ist wirklich erstaunt, eine so lebhafte Handelsthätigkeit an den Grenzen der civilisirten Welt zu finden. Die Straßen sind voll Leben und Bewegung. Die Kosaken setzen an die zahlreichen in der Stadt ansässigen russischen Kaufleute (darunter auch deutsche) Fische, Caviar, Hausenblasen, Talg und Schaffelle ab. Man sieht auf den ersten Blick, daß überall Wohlstand herrscht, aber die seltsamen Gestalten und Gesichter der Kirgisen, Tartaren, Baskiren und Kalmücken, welche sich unter die zahlreichen Uniformen der Kosaken mischen, geben der Stadt ein fremdartiges Aussehen, welches daran erinnert, daß man sich hart an der asiatischen Grenze befindet.

Das Gebiet der Kosaken zieht sich in weiter Ausdehnung an den Ufern des Urals hin, der es von den kirgisischen Steppen scheidet. Der Boden, welcher früher wahrscheinlich zum Bette des Kaspischen Sees gehörte, besteht meist aus sandigem Lehm und ist ein herrliches Getreideland, das den Balaturka- und Kubanka-Waizen des Handels hervorbringt. Auch Wassermelonen wachsen in solcher Menge, daß man eine Wagenladung davon für einige Silber-Kopeken erhalten kann.

Weiter nach Süden hin, am Kaspischen See, wird der Boden sandiger, da und dort mit salzhaltigen Stellen gemischt, während die Ufer des Delta an der Mündung des Flusses mit ungeheueren Rohrflächen bedeckt sind. Zwischen

dem Rohre befinden sich zahlreiche kleine Inseln, welche von Millionen Möven, Pelikanen und Wasservögeln bewohnt sind. Der Fußgänger kann kaum einen Schritt thun, ohne auf ein Nest zu treten und auf einen Schuß verfinstert sich die Luft mit geflügelten Schreiern. Dieser Bezirk bringt nichts hervor, als Wolken von Schnacken, welche Menschen und Thiere fast zur Verzweiflung bringen. Wenn während der Schnackenzeit im April, Mai und Juni die Kosaken im Freien campiren müssen, so suchen sie eine Anhöhe auf, wo der Wind die Peiniger hinwegbläst, oder sie ersticken sich halb, indem sie sich in dünne Leinwand einrollen.

Gegen Norden hin finden sich zuweilen Stellen von ungewöhnlich fruchtbarem schwarzen Lehm, auf dem alle Arten Früchte und Pflanzen gedeihen, ohne daß jemals eine Düngung nöthig wäre. Die Bevölkerung ist indeß zu gering, als daß sie die Hilfsquellen des Bodens gehörig auszunützen vermöchte. In der Nähe von Uralsk ist das Land ziemlich gut angebaut und im Innern findet man zuweilen die Niederlassung eines Kosaken, welcher Ackerbau und Viehzucht treibt, aber Tausende von Morgen sind noch nie vom Pfluge berührt worden.

Diese Ländereien werden gewöhnlich zur Weide benützt. Reiche Kosaken besitzen oft 10 bis 20,000 Schafe mit Fettschwänzen. Wandernde Kalmüken, starke, rührige junge Bursche, werden als Schäfer gemiethet. Sie reiten auf Kamelen oder schnellen Rossen und haben stets ihre Familien bei sich. Wenn an einem Orte für mehrere Tage Halt gemacht wird, so schlagen sie ein leichtes Zelt auf. Die Bilder ihrer Götter — die meisten Kalmüken sind noch Lamaanbeter — werden

ehrfurchtsvoll im innern Raume aufgestellt, während die Familie sich mit der äußern Abtheilung begnügt. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in einen Kalmüken-Haushalt eintritt, der von Ungeziefer wimmelt und von Schmutz starrt, mit der bunten Kleidung und den braunen mongolischen Gesichtern der Weiber und den koboldartigen Kindern.

Ackerbau, Handel mit den russischen Kaufleuten und Tauschgeschäfte mit den Kirgisen bilden die Hauptbeschäftigung der Kosaken am Ural. Der größte Reichthum des Landes besteht aber in der Fischerei im Uralfluß, welche sich in einer Ausdehnung von 475 Wersten von Uralsk bis in den Kaspischen See erstreckt. Die Ausübung derselben vereinigt in sich eine Lieblingsbeschäftigung mit der wilden Aufregung und Ungewißheit des Spiels. Vom Glücke begünstigt, kann ein Kosake in wenigen Stunden so viele große Fische fangen, daß sie ihm hundert Silberrubeln einbringen, während sein Nachbar den ganzen Tag hindurch keine Flosse fängt.

Aber nicht blos des Gewinnes wegen betreibt der Kosake die Fischerei. Gemüse werden wenig angebaut und auch nicht geschätzt. Fleisch und Getreide sind ausgezeichnet und sehr wohlfeil; aber Fische und vor Allem Caviar sind den Kosaken so nothwendig wie die Luft, die sie athmen. Was den Caviar betrifft, so ist der im Handel vorkommende ein weit geringerer Artikel als der an Ort und Stelle bereitete. Bekanntlich besteht derselbe aus dem Rogen des Störs, welcher in 3 bis 4 Zoll breite und 1 Zoll dicke Kuchen geformt wird. Zuerst wird der Rogen, nachdem die häutige Bedeckung, welche ihn umgibt, entfernt ist, in

Essig gewaschen, gesalzen, mit geschnittenen Zwiebeln und Gewürzen versetzt, dann gepreßt und in kleinen Fässern versendet. Frisch bereitet, ist er wirklich ein delicater Leckerbissen, mit dem der im Handel vorkommende keinen Vergleich aushält. Besonders gilt dies von dem großkörnigen gelblichen oder ambrafarbigen Caviar, welcher als Seltenheit gar nicht in den Handel gegeben wird. Der frisch aus dem Fische gewonnene Rogen besitzt einen ungemein feinen Geschmack, den er bei der Versendung ganz verliert. Im Jahre 1857 kostete ein Pfund frischer Caviar am Erzeugungsplatze 20 bis 25 Kopeken (24 bis 30 kr.) Bei dem starken Begehr für die Ausfuhr ist aber der Preis seitdem bedeutend gestiegen.

Aus allen diesen Gründen ist die Fischerei für die Kosaken eine Sache der äußersten Wichtigkeit, welche tief in alle Verhältnisse des Lebens eingreift. Sie bildet den Gegenstand des täglichen Gesprächs und die Zeit für die gesetzliche Eröffnung derselben wird überall mit der größten Ungeduld erwartet. Sie ist im Ganzen so eigenthümlicher Art, daß ihre Beschreibung nicht ohne Interesse sein dürfte.

Der Kaspische See enthält einen ungeheueren Reichthum von delicaten Fischen, welche alle Jahre die Wolga und den Ural hinaufgehen, um zu laichen. Unter diesen steht das Geschlecht der Störe oben an, weil sie nicht nur wegen ihres Fleisches, sondern auch wegen des Rogens, welcher Caviar gibt, und der Luftblase, aus der die Hausenblase bereitet wird, werthvoll sind. Der größte dieser Art ist der Hausen, der mitunter eine fabelhafte Größe erreichen soll. So sollen in früherer Zeit öfters Exemplare gefangen

worden sein, die 2000 Pfund wogen. Solche von 6 bis 800 Pfund kommen auch jetzt noch vor.

Zunächst in der Reihe kommt der eigentliche Stör, welcher den besten Caviar liefert. Eine andere Art ist der Sevruga, welcher eine Länge von 4 Fuß erreicht. Dieser Fisch wird zu Millionen gefunden. Er ist wegen seines zarten Fleisches und des Wohlgeschmacks seines Caviars ganz besonders geschätzt. Der Sterlet oder kleine Stör schließt die Reihe. Nach Cuvier soll dies der berühmte Elops der Alten sein. Sein Fleisch ist ungemein weiß und delicat, weshalb er öfters mit ungeheueren Kosten lebendig nach Petersburg versendet wird. Sein Caviar wird dagegen, weil er zu feinkörnig ist, nicht besonders geschätzt. Außer den Stören ist der Ural noch von einer großen Menge weißer Salmen, Hechte und anderer Flußfische bevölkert.

Da nun aber die Fische, wie bereits erwähnt, die Gewohnheit haben zu gewissen Jahreszeiten den Fluß hinauf zu gehen, so wird alle Jahre unterhalb der Stadt ein Wehr im Fluß gebaut, wodurch die größern Fische verhindert werden in den See zurückzukehren.

Ich besuchte diesen Ort während des Sommers in Begleitung des neuernannten Gouverneurs von Orenburg. Da zu dieser Zeit die Fischerei nicht offen, der Hetmann aber doch uns ein Stück vom Fischerleben zeigen wollte, so führte er uns an das Wehr, wo das Wasser von Fischen wimmelte. Auf ein Zeichen des Hetmann trat ein Kosak, ein starker rüstiger Mann, aus der versammelten Menge hervor, legte Stiefeln und Oberkleider ab und ergriff einen starken eisernen Hacken, welcher an einem langen Seil angebunden

war, das von andern Kosaken, die auf dem Wehr standen, festgehalten wurde. Der Mann schlug hastig ein Kreuz, sprang ins Wasser und verschwand. Lautlose Stille folgte, Aller Augen waren auf den Fluß gerichtet und die fremden Gäste harrten mit athemloser Erwartung des Ausgangs. Gleich darauf schüttelte es am Seil, die Kosaken zogen an und auf der Oberfläche des Wassers erschien der Taucher, welcher einen großen zappelnden Fisch mit dem Hacken in der Kinnlade nach sich zog. Die Beute wurde unter dem Jauchzen der Menge ans Land geschleppt.

Wir waren sprachlos vor Erstaunen, von dem sich der Gouverneur zuerst wieder erholte. Sich an mich wendend, bemerkte er in französischer Sprache, daß der Fisch aller Wahrscheinlichkeit nach an einen Baum des Wehrs angebunden gewesen sei. Obschon der Hetmann die gesprochenen Worte nicht verstand, so begriff er doch mit einem Scharfsinn, den man ihm nicht zugetraut hatte, den Sinn derselben, denn er befahl sofort seinen Leuten, eine lange, unten zugespitzte Stange herbeizubringen, welche er dem Gouverneur mit dem Ersuchen in die Hand gab, damit oberhalb des Wehrs in den Fluß zu stoßen. Der Versuch wurde mehrmals gemacht, aber der Gouverneur erhielt jedesmal einen so heftigen Gegenstoß, daß er wider Willen zugestehen mußte, daß er stets auf einen Fisch gestoßen. Zuletzt als er die Stange mit aller Kraft hinunterstieß, wurde sie ihm aus der Hand geschleudert. Wahrscheinlich hatte er einen sehr großen Fisch getroffen.

Der Hetmann erklärte uns nun, daß das, was wir soeben gesehen, keineswegs eine so schwierige Sache sei, als

es den Anschein habe. Die Zahl der Fische, welche sich fortwährend an das Wehr drängten, sei so groß, daß der Mann, ohne beachtet zu werden untertauchen und, wenn er eine erfahrene Hand habe, sich nach Gefallen seine Beute aussuchen könne. Eine besondere Geschicklichkeit erfordere nur das Anhacken des Fisches.

Im März, April und Mai schwimmt der Stör in großen Zügen den Fluß hinauf. Obschon die Fischerei noch immer in sehr großer Ausdehnung betrieben wird, so behaupten doch die ältern Leute, daß sowohl die Zahl der gefangenen Fische, als deren Größe bedeutend abgenommen habe. Die Thatsache scheint im Hinblick auf den ungeheueren Verbrauch allerdings begründet zu sein, denn Niemand kann sich einen Begriff davon machen, welche Massen dieser herrlichen Fische alle Jahre in der Wolga und im Ural gefangen und gesalzen, gefroren und getrocknet, während der Fastenzeit nach allen Gegenden des Reichs versendet werden.

6. Die Fischerei im Ural.

Die Fischerei im Ural darf gegenwärtig nur dreimal im Jahre zu bestimmten Zeiten ausgeübt werden. Die Dauer derselben, die Fangplätze und die dabei anzuwendenden Geräthe sind durch Verordnungen festgesetzt, welche mit militärischer Pünktlichkeit gehandhabt werden. Die Frühlings- und Herbstfischereien werden mit Netzen ausgeübt, aber die dritte und bemerkenswertheste ist die Winterfischerei unter dem Eise mit 4 bis 5 Klafter langen Stangen, welche am untern Ende mit sehr scharfen halbrunden eisernen Hacken versehen sind.

Bevor die Frühlingssaison beginnt, wird aus der Zahl der ältern Stabsofficiere ein Fischereicapitän ernannt, welcher alle Anordnungen zu treffen und vorkommende Streitigkeiten zu schlichten hat. Seinen Anordnungen und Befehlen muß die pünktlichste Folge geleistet werden. Eine gewisse Fläche des Flusses wird täglich zum Fischen angewiesen, die Niemand überschreiten darf. Sobald die Grenze derselben erreicht ist, wird ein Signal gegeben und die Fischerei hört auf. Alle kehren dann zum Lager am Ufer des Flusses zurück, wo russische Kaufleute darauf warten, die Fische zu kaufen, zu salzen und sie auf Karren, die von raschen Rossen gezogen werden, in das Innere des Reichs zu versenden. Am folgenden Morgen wird eine neue Fläche stromabwärts abgesteckt, gewöhnlich bis dahin, wo das Zelt des Fischereicapitäns aufgeschlagen wurde. So geht der Fang Tag für Tag fort, bis der Kaspische See erreicht ist. In dieser Saison (im Frühjahre) dürfen nur Sevrugas und Salme gefangen, Störe und Hause müssen dagegen in den Fluß zurückgeworfen werden.

Der Herbstfang beginnt im Oktober, etwa 200 Werften unterhalb Uralsk und schreitet abwärts bis in den See. Das Ganze geht eben so von statten wie im Frühjahre, nur daß weit stärkere Netze in Anwendung kommen. Der Fluß bietet zu diesen Zeiten einen höchst lebhaften Anblick dar. So weit das Auge reichen kann, ist er mit leichten Baydars (Kähnen) bedeckt, welche gewöhnlich nur von einem einzigen Manne besetzt, mit Blitzesschnelle bald da-, bald dorthin schießen. Diese Nußschalen suchen einander, soweit es die Vorschriften erlauben, mit den keckſten und schnellsten

Wendungen zuvorzukommen. Mitunter tritt auch der Fall ein, daß ein Fischer, welcher weniger geschickt ist, als seine Kameraden mit seinem Boote umschlägt. Das genirt ihn aber wenig. Er schwimmt um den Nachen herum, bis er wieder aufgerichtet ist, klettert hinein und versucht von neuem sein Glück. Die schnelle Entschlossenheit, Beweglichkeit und Verwegenheit, welche die Leute bei jeder Gelegenheit entwickeln, ist wahrhaft bewunderungswerth. Wäre das Kaspische Meer nicht ein Binnensee, so würden sie vortreffliche Matrosen abgeben. Es leuchtet aber ein, daß die Kosaken in ihrem freien wilden und doch disciplinirten Fischerleben werthvolle militärische Eigenschaften erlangen, nämlich jenen scharfen Blick und jenes Selbstvertrauen, welche von so großem Nutzen im Felde sind.

Sobald sich im Spätherbste auf dem Flusse eine leichte Eiskruste bildet, was gewöhnlich Ende November oder im December geschieht, suchen die Fische die tiefern Theile des Stromes auf und gehen auf den Grund, um den Winter ungestört zuzubringen. Da aber das Bett des Urals sich in Folge der Strömungen alle Jahre verändert, so daß man die entfernteren Verstecke der Fische nicht wohl ausfindig machen kann, so beobachten die Kosaken vor dem Eintritt des Frostes die Plätze, wo sie auf der Oberfläche spielen, oder sie warten, bis der Fluß zugefroren ist und legen sich dann, den Kopf mit einem schwarzen Tuch verhüllt, auf das Eis, wo sie durch die dünne durchsichtige Decke die Umrisse der großen auf dem Grunde ruhenden Fische ganz gut sehen können. Solche Plätze merken sie sich und suchen von ihrer Wahrnehmung bei der Fischerei Nutzen zu ziehen.

Die Vorfischerei im Winter beginnt gewöhnlich während das Eis noch ungemein dünn ist und dauert in der Regel nur einen Tag. Bei dieser Gelegenheit wird jedesmal nur eine gewisse Anzahl auserwählter Leute zugelassen, da es sich lediglich darum handelt, nach altem Herkommen eine Quantität der auserwähltesten Fische und des feinsten Caviars an den kaiserlichen Hof zu senden. Zu diesem Zwecke wartet ein Officier mit neun leichten dreispännigen Karren am Ufer. Die Fische und der Caviar werden in aller Eile verpackt und fort geht es Tag und Nacht, so schnell die rascheſten Pferde laufen können, nach Petersburg, von wo die Deputation stets reichlich mit Geschenken beladen zurückkehrt.

Die zweite Winterfischerei beginnt jedesmal vor Weihnachten, dauert eine Woche und endigt 80 Wersten unter Uralsk. Die dritte beginnt da, wo die zweite aufhört und endigt 200 Wersten unterhalb der Stadt.

Jeder gewöhnliche Kosake fischt für sich mit einem einzigen Haken, da jeder Mann nur eine Licenz erhält. Nur die Officiere und Beamten sind darin mehr begünstigt. Diese können auch, wenn sie nicht selbst an der Fischerei Antheil nehmen wollen, das Geschäft durch gemiethete Leute verrichten lassen. Den gemeinen Kosaken, welche Licenzen haben, ist es dagegen gestattet, sich in Gesellschaften zusammenzuthun und den Fang zu theilen. Außer dem oben erwähnten starken Haken hat jeder Mann mehrere kleine, an kurzen Stielen befestigte Haken, welche dazu dienen, die Fische, wenn sie angehakt sind, herauszuziehen, ein Brecheisen zum Durchstossen des Eises und eine Schaufel.

Sobald der vom Capitän für den Beginn der Fischerei angesetzte Tag herankommt, herrscht eine unbeschreibliche Aufregung und Freude. Die meisten Kosaken können die Nacht vorher nicht schlafen und sind schon vor Tages Anbruch auf. Mit dem ersten Lichtschimmer brechen alle nach dem Platze auf, wo das Fischen beginnt. Russen der untersten Klasse und Kirgisen folgen nach. Diese Leute werden gemiethet, um die Pferde zu versorgen, die Zelte aufzuschlagen, Feuer anzuzünden, kurz alle Geschäfte zu thun, die nicht unmittelbar zur Fischerei gehören. Dann kommen die russischen Kaufleute von Uralsk und andern Orten mit ihren Wagen und Dienstleuten. Diese kaufen den Fang der Kosaken, sobald er an die Oberfläche gebracht wird, nehmen den Caviar aus, salzen und packen ihn in Fässer. Die Fische selbst läßt man, nachdem die Schwimmblasen herausgenommen sind, entweder am Ufer gefrieren, oder sie werden ebenfalls gesalzen. Neben den Kaufleuten sind noch zahlreiche Krämer anwesend, welche Läden aufschlagen und Hafer, Heu, Brod, Zuckerwaaren, Nüsse, Thee, Branntwein u. s. w. verkaufen.

Die leichten Zelte und Hütten werden täglich mit der Fischerei stromabwärts fortgerückt. Die größte Thätigkeit herrscht in dem Lager und das Ganze hat das Aussehen eines großartigen Jahrmarkts. Um den Beginn der Fischerei anzuzeigen, wird eine Signalkanone in Bereitschaft gehalten, neben der ein Artillerist mit brennender Lunte steht. Die Kosaken erhalten Befehl, sich auf beiden Seiten des Ufers in Reihen aufzustellen und den Signalschuß zu erwarten. Jeder Mann hat seine Fischhaken und sein Brecheisen bei

sich und stellt sich da auf, wo er Platz findet, oder wo er dem Orte zum Fischen, den er sich vorher ausgesucht, am nächsten ist.

Wenn alle aufgestellt und die beiden Ufer von den Kosaken besetzt sind, tritt der Capitän der Fischerei aus seinem Zelte hervor und geht langsam nach der Mitte des Flusses, wohin kein Kosake vor dem Signalschuß sich wagen darf. Es herrscht das tiefste Schweigen und alle warten mit der größten Begierde darauf, bis der Hauptmann das Zeichen gibt; doch dieser hat keine besondere Eile. Er geht zwischen den Ufern auf und ab und macht allerlei Bewegungen, um die Kosaken irre zu führen. Endlich nach langem Necken wird das Zeichen gegeben und die Kanone abgefeuert.

Bevor noch der Rauch sich vor der Mündung verzogen hat, entsteht ein Lärm, daß man glaubt, das wilde Heer sei los. Die ganze Schaar der Kosaken stürzt sich auf das Eis. Jeder läuft mit wüthender Eile auf den Ort zu, den er sich bereits ausgesucht hatte, oder wenn er diesen schon besetzt findet, nach einem andern Platze, wo ihn Zufall oder Eile hinführt. Tausende von kleinen Löchern, 1 bis 2 Fuß im Umfange, sind in einem Augenblicke in's Eis gehauen und da, wo man viele Fische erwartet, nicht mehr als 3 bis 4 Schritte entfernt. Dann erhebt sich ein Wald von langen mit Haken versehenen Stangen, welche bis auf 2 Fuß vom Grunde in die Eislöcher hinuntergelassen und so in der Erwartung, daß ein Fisch mit ihnen in Berührnng komme, ruhig gehalten werden. Das Herumlaufen und Schreien der Männer, das Einhauen des Eises

und das Einsenken der Tausende von Stangen schreckt die Fische aus ihren Verstecken auf und treibt sie in wilder Verwirrung an die Haken. Das Eis wird bald vom Blute schlüpfrig, Berge von Fischen erheben sich rasch an den Ufern und kaum ist die Beute am Haken, so blickt schon das gierige Gesicht des Handelsmanns über die Schulter des Fischers und macht sein Kaufgebot.

Dies geschieht oft schon während der Fisch noch unter dem Eise und seine Größe noch unbekannt ist. Käufer und Verkäufer verlassen sich dann lediglich auf den blinden Zufall. Zuweilen kommt es vor, daß ein langnäsiger Schipp von 2 bis 300 Pfund tief unter dem Eise an dem Haken zappelt. Da er aber von geringem Werthe ist und keinen Caviar gibt, so bietet der erfahrene Fischer, welcher an dem weicheren Fleische fühlt, was er gefangen hat, alle Künste der Ueberredung auf, um den Handelsmann zum unbesehenen Kauf zu bewegen. Zögert derselbe, so wird ihm die Stange in die Hand gegeben, damit er an der heftigen Bewegung des Fisches sich selbst von seiner Größe überzeugen kann. Mancher minder erfahrene Händler läßt sich dadurch täuschen, indem er einen großen Hausen zu kaufen glaubt, macht sein Angebot und ist betrogen.

Am schwersten zu fangen ist der große Hausen von 6 bis 800 Pfund. Wenn ein solcher Leviathan durch den ungeheueren Lärm, von dem das Eis wiederhallt, aufgestört wird, so steigt er oft in die Höhe, um zu sehen, was für ein Spectakel los ist. Wenn er nun bei dieser Gelegenheit an eine Stange streift, so gehört eine ungewöhnliche Schnelligkeit und Gewandtheit dazu, ihn anzuhaken. Ein Fisch

von dieser Stärke bricht oft mehrere Stangen wie Rohre entzwei und wird nur durch die Uebermacht seiner Feinde bewältigt. Er ist aber auch eine werthvolle Beute, denn er liefert 100 bis 130 Pfund Caviar.

Diese Art Fischerei hat einen großen Reiz für den Beobachter. Auch zeigt sie recht deutlich, was für ein abgehärtetes und keckes Völkchen die Kosaken sind. So z. B. wenn bei dem heftigsten Frost ein Brecheisen durch eines der Löcher in den Fluß fällt, so werden wenig Umstände deshalb gemacht. Der Eigenthümer desselben wirft seine Kleider ab, seine Kameraden schlingen ein Seil um seinen Körper, er taucht auf den Grund hinab und wird mit dem Brecheisen heraufgezogen. Er kleidet sich wieder an, bekreuzt sich, stürzt vielleicht ein Glas Branntwein hinunter und setzt, als ob nichts Ungewöhnliches geschehen wäre, seine Beschäftigung fort.

Die Fischerei im December 1864 bot ein ganz besonderes Interesse dar. Es war die höchste Zeit, das übliche Geschenk für den kaiserlichen Hof nach Petersburg zu senden; aber der Ural war noch nicht ganz zugefroren, sondern zeigte in der Mitte noch große Stellen klaren Wassers. Es wurde der Versuch gemacht zu fischen, die Fische zeigten aber keine Lust, sich fangen zu lassen. Endlich bemerkte ein Kosak, daß eine Anzahl Fische auf der Oberfläche des offenen Wassers erschienen. Aber auf welche Weise sollte man ihnen beikommen? Ohne Zaudern wurde ein Stück Eis am Ufer abgelöst, ein stämmiger Kosak setzte sich darauf und steuerte kühn in die Mitte des Stroms. Das Glück war ihm günstig. Es gelang ihm einen großen Fisch anzuhaken; aber dann

erst begann seine liebe Noth. In seiner unsichern Stellung vermochte er seiner Beute, welche heftig kämpfte, nicht Herr zu werden, ja endlich wurde er sogar in's Wasser gezogen. Er aber ließ desohngeachtet die Stange nicht fahren, sondern plätscherte und ruderte muthig nach dem Ufer zu. Als er demselben sich näherte, wurde er vorsichtig mit einem langen Haken an den Kleidern ergriffen und Mann und Fisch triumphirend an's Land gezogen. Da das Experiment so gut gelungen war, so wurde ein größeres Stück Eis abgelöst, mehrere Kosaken sprangen darauf und mit diesem unsichern Fahrzeug wurde wirklich ein guter Fang erzielt. Es war allerdings ein beschwerliches Unternehmen, aber das Geschenk für den Hof konnte zur rechten Zeit abgeliefert werden.

Wenn der Capitän die Einstellung des Fischens für den Tag befiehlt, strömt Alles nach dem Lager, wo Essen und Trinken, Kaufen und Verkaufen, das Einsalzen der Fische und die Zubereitung des Caviars bis tief in die Nacht fortdauern. Die Abenteuer des Tags werden erzählt, und Gesang, Musik und Tanz verkürzen die Stunden. So geht es Tag für Tag, bis die für die Fischerei bestimmte Grenze erreicht ist und Jeder mehr oder weniger Gewinn gemacht hat.

7. Eine russische Salzmine.

An einem lieblichen Frühlinsmorgen verließ ich Orenburg, um die berühmten Salzminen von Iletzkaja Scaschitta zu besuchen, welche etwa 60 Werste südlich von der Stadt in der kirgisischen Steppe liegen. Der Uralfluß, der, so zu sagen, mitten durch Orenburg fließt, war immer noch von

den gewöhnlichen Winterfluthen angeschwollen und die Brücke, welche Europa und Asien mit einander verbindet und im Winter abgefahren wird, noch nicht hergestellt. Wir setzten deshalb in einer großen Fahrbrücke über den Strom. Das hochliegende europäische Ufer ist von der Festung besetzt. Ihre hohen Thürme und der Palast des Generalgouverneurs beherrschen das umliegende Land. Im Hintergrunde glänzten die hohen Minarets der Karawanserei und die Thürme der Kirchen in der Morgensonne. Das linke oder asiatische Ufer, der Stadt gegenüber, ist mit Gehölz bedeckt, welches die landschaftsgärtnerische Geschicklichkeit der Natur angelegt hat. Pappeln, Eschen und Weiden bilden die herrlichsten Gruppen und zwischen den Bäumen erblickt das Auge die weißen Mauern des Tauschmarkts zwei Wersten von Orenburg.

Weiter unten stand das Ufer gedrängt voll Kirgisen mit Schafheerden und Kamelen, die Fahrbrücke erwartend, welche sie nach der Stadt bringen sollte. Die Schafe mit ihren langen hängenden Ohren und ihren unförmlichen Fettschwänzen lagerten in kleinen Gruppen unter den Bäumen, die Kamele knieten am Ufer und blickten geduldig auf den Strom. Die Scene war so eigenthümlich, daß man unwillkürlich an die Nachbarschaft von Asien erinnert wurde. Ich reiste bis zur ersten Poststation mit meinen eigenen Pferden, welche, frisch aus Rußland gekommen, bei dem ungewohnten Anblick der Kamele unruhig wurden, als wir uns dem Ufer näherten. Wir konnten auch nicht eher landen, als bis die langhälsigen Gegenstände ihrer Furcht in das Holz getrieben waren.

Keine Bäume erfrischen das Auge zwischen Orenburg

und Iletzkaja; nur die endlose Steppe begegnet dem Blicke. Nur selten findet man Spuren von menschlichem Fleiße, von Ackerbau oder Niederlassungen, obschon der Boden, wo er angebaut ist, den trefflichsten Weizen in Fülle hervorbringt. Alle fünf Stunden steht ein kleiner Kosakenposten mit einem Wachthause. Ein paar Poststationen und einige elende Hütten sind die einzigen menschlichen Wohnungen, die man auf dem ganzen Wege antrifft. Dagegen aber ist die Straße selbst um so belebter. Jeden Augenblick begegnet man großen mit Salz beladenen Wagen, Kirgisen auf Kamelen, ihre Heerden zur Stadt treibend, Kosaken und andern Eingebornen, so daß man glauben könnte, man befände sich auf einer großen Handelsstraße im Innern des Reichs.

Seit mehreren Jahren schon ist eine Poststraße zwischen Orenburg und Iletzkaja angelegt. Ich war erstaunt, in dieser entfernten Gegend so viele Bequemlichkeiten zu finden. So haben unter andern alle Posthäuser gut möblirte Wartzimmer für die Reisenden. Die schnellen Steppenpferde sind in wenigen Minuten angeschirrt und dann geht es fort in vollem Galopp. Das Fahren ist in Rußland sprüchwörtlich ein halsbrecherisches Geschäft; aber mir war es vorher doch noch nicht vorgekommen, daß ich mit einer solchen rasenden Eile über Stock und Stein 16 Werste in der Stunde fortgewirbelt wurde.

Die optische Täuschung, welche unter dem Namen der Luftspiegelung bekannt ist, kommt in den östlichen Steppen häufig vor, besonders im Frühjahre, wenn starke Dünste aus dem Boden aufsteigen. Man denke sich zuerst die öde baumlose Steppe, dann bei einer Biegung des Wegs dem Anschein nach

vor uns einen großen See mit Inseln besetzt und auf dem jenseitigen Ufer mit kleinen Bäumen geschmückt. Diese liebliche vor unserm Blicke ausgebreitete Landschaft machte uns viel Vergnügen; aber je näher wir kamen, desto mehr wurden wir entzaubert. Zuletzt schwanden alle Spuren der Täuschung und die nackte Steppe kam wieder zum Vorschein. Bei der Weiterfahrt bemerkten wir noch mehrere solcher Luftspiegelungen. Einmal kam es uns vor, als ob ein Dorf von wandernden Kirgisen ganz im Wasser schwämme, nur einzelne Filzzelte, die etwas höher lagen, sahen wie Inseln aus. Die Aehnlichkeit war so vollständig, daß wir sogar das Spiel der vom Winde bewegten Wellen zu sehen glaubten. Als wir aber näher kamen, verschwand das Wasser und es blieb nur ein leichter wallender Nebel am Boden zurück, welcher sich nach der Richtung des Windes fortbewegte.

Das kleine Städtchen Iletzkaja, das mit einem Erdwall umgeben und durch einige Baumgruppen belebt ist, hatte ein ganz malerisches Aussehen, als wir uns ihm näherten. In seiner Nähe liegt ein hoher Gypshügel, auf dem ein alter mit Schießscharten versehener Thurm steht, welcher die Stadt beherrscht und einen hervorragenden Zug der Landschaft bildet. In der Stadt selbst fanden wir gerade, regelmäßige Straßen, hübsche Häuser und einige große öffentliche Gebäude. An der Südseite befindet sich ein kleiner See, welcher von Bäumen und netten Gartenanlagen umgeben ist. Es bedarf eines längerern Aufenthalts mitten in der Eintönigkeit der Steppen, um diese kleinen Annehmlichkeiten nach Gebühr zu schätzen. Der

Anblick jedes Fleckchen Wassers erinnert an erfrischende Kühle und jeder schattige Baum ist eine Wohlthat in der sengenden Sommerhitze der Steppe. Der Anblick dieser hübschen kleinen Stadt an dem äußersten Punkte der civilisirten Welt war für uns eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung, da sie uns an die Heimat und Europa erinnerte. Jenseits der Stadt breitet sich in unabsehbarer Ferne die weite und traurige Steppe Centralasiens aus.

Wir verloren keine Zeit, die Salzmine aufzusuchen. Eine Allee von dickstämmigen Weiden führte an der steinernen Moschee vorüber und von dort an eine ungeheuere viereckige Grube mit senkrechten Wänden. Drunten in der Tiefe waren mehrere hundert Arbeiter damit beschäftigt, mit langstieligen Aexten Gänge in den massiven Salzfelsen zu hauen. Mächtige Blöcke Salz werden auf diese Weise auf beiden Seiten blosgelegt, worauf sie durch Anwendung eines in Ketten hängenden Mauerbrechers (Widders) auch von unten losgelöst werden. Diese Blöcke, von denen jeder zwischen 2 und 3 Tonnen (40 bis 60 Ztr.) wiegt, werden dann leicht in kleinere gespalten und in symetrischen Stößen aufgestellt. Diese erhalten ein abhängiges Dach von Salzplatten, auf die, um die Höhlungen auszufüllen, gestossenes Salz gestreut wird. Frost, Regen und Sonnenschein backen das Dach sehr bald zu einer Decke zusammen, welche Jahre lang allen Witterungseinflüssen wiedersteht.

Nachdem wir einige Zeit von oben den Arbeiten zugesehen, stiegen wir durch den Haupteingang in den Mittelpunkt der Mine hinab und standen in einer Welt von Salz. Der Boden, auf den wir traten, die Wände, die uns um-

gaben, ja selbst die Luft, die wir beim Athmen einsogen, scharf, weiß und beißend — Alles war schimmerndes Salz. Die einzige andere sichtbare Farbe bot das Firmament, das über die krystallenen Wände ein blaues Gewölbe spannte.

Das Mineralsalz besteht aus grobkörnigen Krystallen, welche eine gleichartige, harte, glänzende Masse bilden. Diesen großen leuchtenden Felsen muß man bei hellem Sonnenschein sehen, wenn man sich einen Begriff davon machen will. Eine Beschreibung von dem Anblick zu geben, ist unmöglich. Die beste Zeit zum Besuche der Mine ist das Frühjahr, oder wenn starke Regengüsse eingefallen sind, denn im Herbste hat die große Hitze den Salzfelsen mit einer weißgrauen Kruste bedeckt. Mitunter trifft man auch größere Krystalle, die sich durch besondere Reinheit und Durchsichtigkeit auszeichnen. Die Werkleute verfertigen daraus allerlei Gegenstände, wie Brenngläser, Salzfässer, Leuchter und Ringe. In der letzten Zeit sind indeß diese Krystalle selten geworden.

Das Wasser, das sich in der Mine theils vom Regen ansammelt, theils aus dem Salze selbst aussickert, wird durch einfache Pferdekraft ausgepumpt. Die werthvollen Salzquellen, welche in jedem andern Lande ein großer Schatz sein würden, läßt man im Sand verlaufen. Mehrere verlassene Minen und Gruben sind mit Salzwasser angefüllt, das im Sommer und Herbst in Folge der Verdunstung durch die große Hitze so mit Salz geschwängert ist, daß es die darin Badenden frei trägt. Früher haben die Kirgisen diese Plätze als Heilquellen benützt. Es soll da ein eigenthümlicher Anblick gewesen sein, wenn sich diese braunen

ledernen Gestalten, die von der Sonne fast schwarz gebrannt waren, kopfüber in das scharfe Wasser stürzten und nach wenigen Minuten roth, wie gesottene Krebse, wieder zum Vorschein kamen.

Diese ganze Gegend ist mit Salz geschwängert. Wo nur immer der Gypsboden einige Zoll tief weggekratzt wird, finden sich die ausgedehntesten Salzlager. Oestlich von der großen Mine lagen mehrere Häuser, deren Keller aus soliden Salzfelsen ausgehauen waren. In diesen herrschte das ganze Jahr über eine kühle Temparatur. Unter den Gypshügeln gibt es Salzgewölbe, in welchen das Wasser während der größten Hitze kalt wie Eis bleibt. Die Versuche, die gemacht wurden, um den Umfang der Mine zu erforschen, haben sich als fruchtlos erwiesen. Die Bohrungen gingen Lage auf Lage durch reines Salz und man mußte sie endlich wegen ihrer Kostspieligkeit aufgeben. Nach einer sorgfältigen Schätzung desjenigen Theils der Mine, welcher bereits in Angriff genommen ist, soll der Inhalt derselben nicht weniger als 950 Millionen Tonnen betragen. Humboldt hat bei seinem Besuche zu Iletzkaja erklärt, daß ihm in der ganzen Welt kein Salzlager von solcher Ausdehnung bekannt sei, vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Afrika.

Ueber die Entstehung derselben existiren nur vage Conjecturen. Man kann blos mit einiger Gewißheit behaupten, daß das Mineral, da es aus ganz kleinen Krystallwürfeln besteht, ursprünglich in flüssigem Zustand gewesen sein muß. Wenn wir erwägen, welche Einwirkungen und Veränderungen unsere Erdrinde durch die mächtigen plutonischen und neptunischen Gewalten (durch Feuer und Wasser) erfahren hat, so bieten sich zwei Annahmen dar. Die erste ist, daß in

einer der verschiedenen Bildungsperioden der Erde, Quellen von reinem salzsaurem Natron das ungeheuere Becken mit Salzwasser angefüllt haben, das dann durch die Einwirkung der Erdhitze verdampfte und das harte Mineralsalz in Krystallform zurückließ. Die andere Annahme, welche viele Anhänger zählt, geht dahin, daß sich die Ueberbleibsel eines voradamitischen Salzsees in diese Gegend zurückgezogen und durch allmählige Verdampfung das Mineral erzeugt haben.

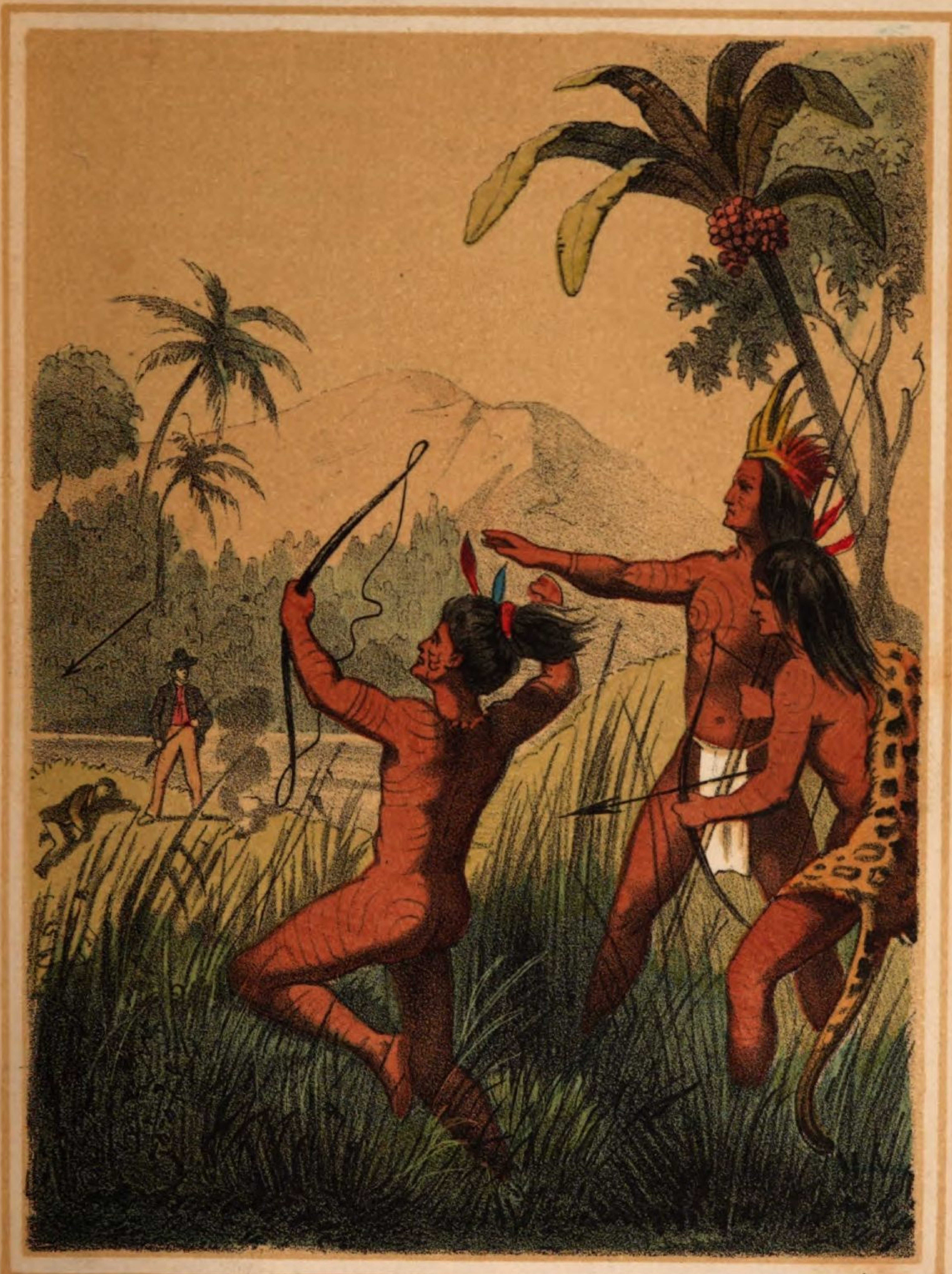
Den Nogayer Tartaren, Kirgisen und Baskiren waren diese Salzlager seit undenklichen Zeiten bekannt. Der gegenwärtige Ertrag derselben beträgt bei der rohen Ausbeutungsweise jährlich nicht mehr als 18,000 Tonnen, welche am Platze per Pood (40 Pfund) mit 30 Xr. bezahlt werden. Der Detailverkauf geschieht fast ganz in Orenburg und der Umgegend. Mit besseren Maschinen ließen sich ganz andere Resultate erzielen. Das Salz ist von der feinsten Qualität und eignet sich sowohl zum Tafelgebrauch, als zum Kochen. Die großen Schwierigkeiten des Tranports stehen seiner Ausfuhr im Wege. Durch eine Eisenbahn- oder Kanalverbindung mit der Wolga in einer Länge von 400 Wersten würde der Werth dieser herrlichen Minen ungeheuer erhöht werden.

Ein Abenteuer in Oregon.

Es mögen jetzt zehn Jahre her sein, als ich mich einer Gesellschaft von 40 Abenteurern, welche die erste Niederlassung am Ump-qua-Flusse, dem zweitwichtigsten Strome nach dem Columbia, gründeten. Wir hatten ganz das gewöhnliche

Schicksal der Pioniere der Wildniß. Harte Kost und harte Arbeit bildeten unsern täglichen Antheil und dabei Gefahren genug, um unsere Lage selbst für den größten Feuerfresser hinlänglich pikant zu machen. Unser kleiner Wohnort aus Zinkhäusern bestehend, die wir von San Francisco mitgebracht, und von uns mit dem prahlerischen Namen Ump=qua=Stadt benannt, lag nur einige hundert Schritte von einem indianischen Dorfe entfernt, dessen Einwohner unsere Gesellschaft an Zahl wenigstens um's Zehnfache überstiegen. Es blieb uns auch kein Geheimniß, daß unsere fischfressenden Nachbarn häufig Berathungen darüber hielten, ob es nicht räthlich sei, die weißen Männer sammt und sonders zu ermorden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten wir die Schonung, die sie uns angedeihen ließen, ihrem listigen alten Tyhe, oder Häuptling zu verdanken, welcher der Ansicht war, daß er und sein Volk uns leichter und besser durch den Handel mit uns, als durch Gewalt ausrauben könnten. Als ob dieser Zustand der Dinge nicht schon schlimm genug gewesen, ließ ich mich auch noch unvorsichtiger Weise in ein Unternehmen ein, das mich keinen geringen Gefahren aussetzte. In unserer Gesellschaft befand sich ein kleiner Windbeutel, ein französischer Canadier, welcher den Taufnamen Pierre trug. Dieser war ein großer Prahlhans und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er Zuhörer fand, welche seine außerordentlichen Abenteuer zu Wasser und zu Land, die er in einem seltsamen Kauderwelsch von Französisch und Englisch vortrug, anhören mochten.

Obschon wir nicht alle diese Geschichten glaubten, besonders da sie immer darauf hinausliefen, den kühnen Muth



Ein Abenteuer in Oregon.

und die andern trefflichen Eigenschaften des Erzählers in's rechte Licht zu stellen, so machten sie uns doch manchen Spaß. Auch wußte der kleine Bursche denselben dadurch einen gewissen Glauben zu verschaffen, daß er eine ungewöhnliche Stärke beim Heben von Holzstücken u. dgl. entwickelte. Indeß schien ein dreimonatlicher Aufenthalt am Ump=qua seine Phantasie und Erfahrung vollständig erschöpft zu haben, denn um diese Zeit entwarf er den Plan, den Smiths=Fluß zu erforschen, und zwar, wie ich glaube, aus keinem andern Grunde, als um sich neuen Stoff für seine Erzählungen und zur Selbstverherrlichung zu holen.

Der Smiths=Fluß ist ein Strom von Bedeutung, der sich in den Ump=qua ergießt und seinen Namen von einem unglücklichen Trapper erhalten hat, welcher, als er an seinen obern Gewässern jagte, von den Indianern ermordet wurde. Dies war Alles, was wir von dem Smiths=Flusse wußten. Da Pierre sein Vorhaben allein nicht wohl ausführen konnte, so suchte er mich zu seinem Begleiter aus. Demgemäß enthüllte er mir nach und nach seinen Plan, indem er mir arglistiger Weise die Vortheile auseinandersetzte, die unserer Gesellschaft daraus erwachsen würden, wenn wir neue Plätze zum Holzfällen, oder flaches, zum Anbau geeignetes Land, woran es am Ump=qua fehlte, auffänden. Es dauerte nicht lange, so hatte er mich ganz für seinen Plan gewonnen und als das Unternehmen einmal beschlossen war, so waren auch unsere einfachen Vorbereitungen bald gemacht. Wir brauchten nur unsere Doppelflinten, unsere Decken, hinlängliche Munition und Nahrungsmittel in ein Boot zu werfen und wir waren fertig. Da wir unser Vorhaben vor unsern

Leuten geheim zu halten suchten, so gaben wir vor, daß wir uns nur nach der 10 Meilen stromaufwärts gelegenen Gardiners-Insel, wo Mehrere von uns mit Holzfällen beschäftigt waren, begeben wollten. Wir nahmen den leichtesten Nachen mit uns, da wir durch Ausforschung der Indianer erfahren hatten, daß der Smithsfluß in seinem obern Laufe mehrere kleine Fälle habe, welche es nöthig machten, das Boot eine Strecke zu Lande zu transportiren. Sobald die erste Biegung des Flusses uns den Blicken unserer Leute entzog, machten wir Halt, um über die Fortsetzung unserer Reise Rath zu pflegen. Pierre, dem sein Project den Kopf gewaltig erhitzt hatte, schlug vor, sogleich nach der Mündung des Smithsflusses zu rudern und an seinem Ufer die Nacht zuzubringen. Dem aber widersetzte ich mich, weil ich es nicht für klug hielt, alle unsere Kameraden über unser Unternehmen in Unwissenheit zu lassen. Da mein intimer Freund Wattin Lind mit auf der Gardiners-Insel war, so beabsichtigte ich, dahin zu steuern und ihm unser Vorhaben anzuvertrauen. Zu unserm größten Glücke, wie es sich später ergab, setzte ich meinen Willen durch.

„Gehe nicht," sagte Wattin, der ein Hinterwäldler von großer Erfahrung war, dieser Waschbär*) liebt die Idee nicht, nein das thut er nicht."

„Und warum nicht?" fragte ich. „Sind wir solche Grünhörner, daß wir nicht einmal ein Kanoe zu lenken verstehen?"

*) Die Jäger und Trapper im fernen Westen legen sich, wenn sie von sich sprechen, häufig allerlei schmeichelhafte Namen bei, wie: dieses Kind, dieses Pferd, dieser Biber, wobei es gerade so klingt, als sprächen sie von dritten Personen.

„Das ist's nicht.“

„Fürchtest du, daß uns die Indianer auffangen könnten?“

„Nein, das ist's auch nicht, obschon sich gerade jetzt Indianer in der Nähe befinden; aber dieses Roß hat kein Vertrauen zu deinem Franzosen dort, der nichts als ein Maulheld und Zungendrescher ist. Gehe deshalb nicht mit ihm, Junge.“

Ich schlug aber diese wohlgemeinte Warnung in den Wind, denn ein guter Rath, wenn er gegen unsere Wünsche geht, sagt selten unserm Geschmacke zu.

Diesen Abend brachten wir in Gesellschaft unserer Freunde auf der Insel zu, wobei ich bemerkte, daß Wattin ungewöhnlich still und zurückhaltend war. Den ganzen Abend saß er, seine Pfeife rauchend, in Gedanken vertieft am Feuer und ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich durch meine Halsstarrigkeit, diese Reise zu unternehmen, ihm vielleicht Unruhe bereitet habe. Zu meiner Verwunderung war es der Druck seiner Hand, der mich am folgenden Morgen vor Tages Anbruch aufweckte.

„Willst du noch immer dorthin gehen?“ fragte er, durch eine Bewegung seines Kopfes die Richtung nach dem Smiths-Flusse andeutend.

„Ganz gewiß Wattin,“ erwiederte ich.

„Dann halte ich es für das Beste, wenn Ihr Euch sogleich auf die Socken macht. Es gibt Bursche auf der Insel, vor denen Ihr am besten Euren Pfad verbergt.“

„Wer mögen die sein?“ fragte ich mit einem Gefühl von Unruhe.

„Indianer und schlimme noch dazu?“ war seine Antwort.

Nachdem ich Pierre geweckt hatte, ohne ihm jedoch den Grund unseres frühen Aufbruchs anzugeben, packten wir unsere Sachen zusammen und zogen unser Boot in's Wasser. Pierre saß schon im Vordertheile und als ich ebenfalls einsteigen wollte, legte Wattin, welcher uns bisher stillschweigend zugesehen hatte, seine Hand auf meinen Arm und nahm mich bei Seite. „Nun, Junge,“ flüsterte er, „ich kann nicht mit Euch gehen, das Kanoe würde uns nicht alle Drei tragen und wir haben nur ein einziges Boot hier, das die Jungens nicht entbehren können, darum merke, was ich dir sage: Ich glaube, Ihr werdet vier Tage brauchen, den Smiths-Fluß hinaufzukommen, denn er hat jetzt eine starke Strömung, herunter aber könnt Ihr bequem in einem Tage rudern. Nun gib mir Dein Wort, daß Du längstens in sechs Tagen hier zurück sein willst, d. h. wenn Du kannst.“

„Ich verspreche es, Wattin.“

„Ferner, Junge, wenn Ihr in Noth gerathen und genöthigt sein solltet, das Kanoe zu verlassen, so geht auf das rechte Ufer und tretet hier euren Heimweg an. Das rechte Ufer, vergiß es nicht.“ Und mit einem traurigen Blick und einem herzlichen Händedruck entfernte sich Wattin.

Die letzten Worte dieses erfahrenen Hinterwäldlers und Jägers machten einen bedeutenden Eindruck auf mich, und zum ersten Male befielen mich Zweifel über den Ausgang unseres Unternehmens. Hätte ich mit Ehren zurücktreten können, so würde ich es gewiß gethan haben.

„Was ist das?“ fragte ich, als sich, nachdem wir einige hundert Schritte gerudert waren, in unserem Rücken rechts ein Feuerschein zeigte.

„Lagerfeuer,“ erwiederte Pierre. „Indianer auf der Gardiners-Insel — sans doute — Hoho!“ Und mein Gefährte, welcher viel von dem Quecksilbertemperament seiner Nation besaß, machte seinen Gefühlen durch Schwingen des Ruders und durch ein herausforderndes Geschrei Luft, welches weit und breit in den umliegenden Bergen wiederhallte. Ich konnte diese dumme Demonstration nicht verhindern, sah aber, daß Wattins Vorsicht, uns ohne Wissen der Indianer von der Insel zu entfernen, jetzt umsonst war. Aergerlich über Pierres Benehmen, aber wohl wissend, daß es zu nichts führte, wenn ich meinem Verdrusse Luft machen wollte, handhabte ich schweigend mein Ruder und wir befanden uns bald darauf an der Einmündung des Smiths-Flusses.

Während wir so den Fluß hinaufruderten, den wahrscheinlich vor uns noch kein weißer Mann beschifft hatte, suchte ich allmählig, die unangenehmen Gefühle, die auf mir lasteten, abzuschütteln und mich mit der Neuheit meiner Lage auszusöhnen. Glücklicher Weise begann sich jetzt auch ein günstiger Wind zu erheben, der uns in den Stand setzte, unser kleines viereckiges Segel zu gebrauchen, wodurch wir des Ruderns überhoben wurden und Gelegenheit erhielten, uns gehörig umzusehen. Wir befanden uns auf einer schönen breiten Wasserfläche, welche, so viel wir beurtheilen konnten, von Norden nach Westen abfloß. Die Ufer des Flusses bei seiner Mündung waren flach und sumpfig, wie wir aber

weiter aufwärts kamen, nahmen sie ganz das Gepräge der Ströme im Westen der Sierra Nevada an, welche gewöhnlich zwischen dicht bewaldeten felsigen Hügelketten, die nur zuweilen durch kleine Streifen von Flachland unterbrochen werden, ihren Lauf nehmen. Obschon dadurch die Scenerie bis zu einem gewissen Grad ein düsteres Aussehen erhielt, so wirkte doch die heitere und elastische Natur des unvergleichlichen Klimas von Oregon mit dem sonnigen Himmel über und dem klaren Wasser unter uns, so günstig auf unsere Stimmung, daß wir uns die glänzendsten Resultate von unserer Reise versprachen. Als wir an eine Stelle des Ufers gelangten, die zum Lagern geeignet schien, landeten wir, um unser Frühstück zu kochen. Während wir dasselbe verzehrten, wurde unsere Aufmerksamkeit auf die große Menge Wasservögel gelenkt, welche auf dem Flusse schwammen, oder in unserer Nähe herumflogen. Unter ihnen befanden sich Enten und unzählige Taucherarten, wilde Gänse, Schwanen und Pelikane. Die ungewöhnliche Keckheit dieser Vögel, welche sich ungescheut in unsere Nähe wagten, ließ vermuthen, daß sie noch kein Pulver gerochen. Die Kugeln aus unsern Doppelflinten wurden deshalb ausgezogen und durch Schrote ersetzt, worauf eine so erfolgreiche Kanonade begann, wie ich noch nie einer beigewohnt. Hätten wir der Vögel, die wir herunterschossen, aller habhaft werden können, so hätten wir eine ungeheuere Beute gemacht. So aber trug sie die Strömung meist davon. Desohngeachtet blieb uns immer noch ein großer Vorrath. Während wir auf diese Weise beschäftigt waren, hatten wir den Zweck, der uns in diese entlegene Weltgegend geführt, ganz ver-

gessen und es war bereits spät am Nachmittag, als wir unsere Reise stromaufwärts fortsetzten. Der Wind hatte sich jetzt gelegt und nachdem wir einige Meilen gegen die Strömung gerudert waren, legten wir wieder an, um für die Nacht zu campiren. Unsere Jagdbeute gewährte uns eine sehr willkommene Zugabe zu unserm unvermeidlichen Schweinefleisch, Mehldümpel und Thee und nach einer tüchtigen Mahlzeit zogen wir das Kanoe an's Land, hüllten uns in unsere Decken und waren bald am Lagerfeuer eingeschlafen.

In Oregon die Nacht im Freien zuzubringen ist keine Beschwerde. In den Monaten von April bis Oktober fällt kein Regen und obschon es in dieser Zeit nicht an starken Nachtthauen und Morgennebeln fehlt, so bringen sie doch niemals Erkältungen oder Katarrhe hervor und die Weißen, wie die Indianer, schlagen ohne Nachtheil während der Nacht ihr Lager im Freien auf.

Es war jetzt Anfang Oktober und der erste Regen der Wintersaison, welcher das Steigen des Flusses veranlaßt hatte, war zwei oder drei Tage vorher gefallen. Am nächsten Morgen setzten wir frühzeitig unsere Reise fort; da wir uns aber nur der Ruder bedienen konnten, so hatten wir bei der starken Strömung, welche mit unserm Vorschreiten zunahm, trotz harter Anstrengung am Abende nur eine kurze Strecke zurückgelegt. An diesem, dem zweiten Tage, ereignete sich ein Vorfall, der, obschon an sich unbedeutend, doch sehr unangenehme Gedanken in mir erregte. Ein kleiner Gegenstand, der den Fluß hinabschwamm, zog unsere Aufmerksamkeit auf sich und es gelang uns ihn aufzufangen. Es war ein indianisches Körbchen, das von der Ranke einer

blühenden Schlingpflanze gefertigt war. Diese Körbchen sind meist so kunstvoll gearbeitet, daß sie Wasser halten und auch als Wassergefässe benützt werden. Seine Anwesenheit auf dem Strome gab zu der Vermuthung Anlaß, daß es aus einem Kanoe über Bord gefallen, und daß sich demgemäß weiter oben am Flusse Indianer befinden mußten. Und doch hatten wir nie etwas davon gehört, daß sich am Smiths-Flusse eine Indianerniederlassung befand. Dieses Räthsel erhielt eine sehr unerfreuliche Lösung, als wir einige Stunden darauf beim Landen auf dem linken Ufer die sorgfältig ausgelöschten Reste eines Lagerfeuers antrafen. Bei näherer Untersuchung der zurückgelassenen Spuren stellte es sich heraus, daß eine starke Partie Indianer mit mehreren Kanoen hier die vorige Nacht zugebracht hatte und da sie uns nicht begegnet waren, so mußten sie stromaufwärts gegangen sein. Aus Allem schien hervorzugehen, daß eine Abtheilung Umpqua-Indianer uns nach dem Smiths-Flusse gefolgt und in der Nacht, ohne daß wir es merkten, an uns vorüber gerudert war. Ich vermochte bei allem Nachdenken keinen genügenden Grund für ihre Anwesenheit aufzufinden. Was dieses träge Volk bestimmen konnte, bei einer heftigen Strömung diesen entlegenen Strom hinauf zu rudern, war ganz unerklärlich. Der Fang der Salmen, welche das Hauptnahrungsmittel dieser Indianer bildet, hatte schon mit dem Monat August geendigt, und obschon ich wußte, daß der weit geringere Hundszahn-Salm noch bis zum December gefunden wird, so war es doch ganz unwahrscheinlich, daß die Indianer, wegen eines Fisches, den sie verachteten, sich solche Mühe geben sollten, nachdem sie ihren Wintervorrath

des vortrefflichsten Salms in der Welt bereits eingebracht hatten.

Während Pierre diese Sache mit auffallendem Leichtsinn behandelte, konnte ich mich nicht dazu bringen, sie in demselben Lichte zu sehen und die warnenden Worte von Wattin Lind kamen mir immer wieder in's Gedächtniß. Desohngeachtet wollte ich nicht gerne den Vorschlag zur Rückkehr machen, sondern beschloß nur, die größte Wachsamkeit anzuwenden und dadurch, wo möglich, die Gefahren, die uns bedrohen könnten, zu vermeiden. Lange bevor wir am dritten Tage an die erste Stromschnelle kamen, war das Wasser und die Strömung so sehr gewachsen, daß wir mit unsern Rudern nichts mehr ausrichten konnten. Wir mußten deshalb unsern Weg aufwärts so gut es ging, fortsetzen, indem wir das Kanoe bald mit langen Stangen fortschoben, bald, wo es die Ufer zuließen, dasselbe mit der Leine zogen. In seichtem Wasser sprangen wir über Bord und schoben es vor uns her. Diese fortgesetzte harte Arbeit in Verbindung mit andern Ursachen stimmten die Erwartungen, mit denen wir die Expedition angetreten hatten, bedeutend herab. Hiezu kam noch, daß jetzt die Scenerie auf dem Flusse ungemein düster geworden war. Der eingeengte Strom glitt zwischen hohen Felsenufern hin und war an manchen Stellen von Schierlingstannen, Wallnuß-, Ceder- und Baumwollenbäumen (eine Pappelart) vollständig überhangen, während, um das trübe Bild vollständig zu machen, auch die Sumpfesche und die Trauerweide nicht fehlten.

„Eine Ueberraschung!“ rief ich mitten in unserer harten Anstrengung, „ein indianisches Dorf!“ Dabei deutete

ich auf einen Hügel, welcher in einiger Entfernung vor uns auf dem linken Ufer lag, vollständig von Vegetation entblöst, aber mit gewissen Gegenständen besetzt war, welche wie Hütten aussahen. Wie wir so auf unsern Fahrstangen lehnten und diesen eigenthümlichen Platz beobachteten, konnten wir auch nicht das geringste Zeichen von Leben auf demselben erblicken. Wir fuhren deshalb nach einer kurzen Berathung darauf zu. Als wir näher kamen, fanden wir, daß das, was wir für ein indianisches Dorf gehalten, in der That nichts weiter war, als ein ungeheuerer Begräbnißplatz der Eingeborenen. Die angeblichen Hütten waren nichts als Erdaufwürfe, von denen jeder den Ruheplatz eines Kriegers des Stammes bezeichnete. Auf demselben lagen sein Kanoe mit Rudern, seine Waffen, seine Kochgeschirre und Netze, so daß es ihm, wenn er sich in den „glücklichen Fischgründen", welche nach der indianischen Sage mit ungeheueren Quantitäten der köstlichsten Fische und seltensten Wasservögel besetzt sind, mit seinen Vorvätern vereinigte, nicht an einer gehörigen Ausrüstung fehlte. Das Eigenthum des verstorbenen Kriegers ist aber von den Händen sorgsamer Verwandter mehr oder weniger verstümmelt, um zu verhindern, daß Fremde sich dasselbe zu ihrem Gebrauch aneignen.

Nach genauer Besichtigung dieses eigenthümlichen Begräbnißplatzes bestiegen wir unser Kanoe wieder und fuhren noch eine oder zwei Meilen weiter, worauf wir gerade unter dem ersten Wasserfall für die Nacht campirten. Seit der Entdeckung ihres Nachtlagers hatten wir von den Indianern keine Spur mehr gesehen, aber dies machte mich keineswegs

ruhiger, da ich wußte, daß der rothe Mann mit großer Geduld seine Gelegenheit abzuwarten weiß, wenn er einen Schlag versetzen will. So waren in dieser Nacht weder die harte Arbeit des vorigen Tags, noch die einlullenden Töne des Wasserfalls im Stande, mich in einen gesunden Schlaf zu versenken, vielmehr wachte ich nach kurzem leichten Schlummer immer wieder auf. Es mochte etwa Mitternacht sein, als ich, in einem Zustand zwischen Wachen und Schlafen daliegend, in meiner Nähe einen dürren Ast schnappen hörte und den alten Fischgeruch wahrnahm, welcher den Indianern von Oregon eigen ist. Mit großer Anstrengung öffnete ich meine Augen und war sogleich vollständig erwacht. Es war dies kein Wunder, denn bei dem flackernden Lichte des Lagerfeuers erblickte ich, über mich gebeugt, das schurkische Gesicht von Wah-kia-na, eines kleinen Häuptlings der Ump-quas. Augenblicklich sprang ich auf die Füsse, aber der Indianer hatte bereits mit einem Sprunge den Fluß erreicht, in dem er untertauchte und verschwand. Ich schaute mich im Lager um, es schien aber Alles in bester Ordnung zu sein. Ganz in der Nähe lagen das Kanoe und unsere verschiedenen Sachen, wie wir sie hingelegt hatten, während Pierre, am Feuer ausgestreckt, durch seine tiefen Athemzüge verrieth, daß er sich eines gesunden Schlafs erfreute. Ich würde fast geglaubt haben, daß der ganze Vorgang nichts, als ein Traum sei, wenn ich nicht zu meinen Füssen als Beweis für die Wirklichkeit ein Stück Eisen gefunden hätte, welches die rohe Form eines Schwertes und am untern Ende einen hölzernen Griff hatte. Oft hatte ich diese Waffe, als wir noch Freunde waren, in der Hand von Wah-kia-na gesehen

Ich sagte, „als wir noch Freunde waren“, denn unsere Freundschaft fand vor einiger Zeit plötzlich ihr Ende, indem ich genöthigt war, ihn in Folge eines unverschämten Diebstahls aus meiner Hütte zu werfen. Da aber ein Wilder niemals eine persönliche Beleidigung vergibt, mag er sie auch noch so reichlich verdient haben, so betrachtete ich das Eindringen dieses Indianers in unser Lager, zumal zu einer solchen Stunde, als eine sehr ernste Sache, denn wenn er und sein Volk Rache gegen mich im Schilde führten, so konnten sie keine bessere Gelegenheit finden, dieselbe auszuüben. Sollten sie uns in Ueberzahl angreifen, so würden uns selbst unsere Feuerwaffen von keinem besonderen Nutzen sein. Ich weckte sofort meinen Gefährten und theilte ihm das Vorgefallene mit. Er war darüber sehr bestürzt und zeigte bei dieser Gelegenheit gar nichts von jenem Heldenmuthe, mit dem er so sehr geprahlt hatte.

„Pest“, sagte er in seinem Kauderwelsch, „ich liebe dieses Ungeziefer nicht, es ist gefährlich, ich glaube wir thun am besten, wenn wir sogleich den Rückweg einschlagen.“

„Wir können uns vor Tages Anbruch nicht von hier entfernen“, erwiederte ich, „es gibt zu viele Baumstämme im Fluß, als daß man in der Finsterniß ein Kanoe sicher hinunterrudern könnte.“

Da dies eine unbestreitbare Thatsache war, so blieben wir wach, bis der östliche Himmel sich grau färbte, kochten unser Frühstück und trafen unsere Vorbereitungen zur Heimkehr. Aber durch das Essen und durch den herrlichen Morgen wurden unsere Lebensgeister so erfrischt, daß wir unsere nächtlichen Besorgnisse fast ganz vergassen. Ich blickte auf

den Wasserfall, der nur einige hundert Schritte über uns war und dann auf das Kanoe.

„Ich hätte doch gern wenigstens einen der Wasserfälle erstiegen, ehe wir zurückkehren“, bemerkte ich, „es würde uns nicht über eine oder zwei Stunden aufhalten und wir könnten dann immer noch bis Nachts zu Hause sein.“

Mein Gefährte machte keine Einwendung gegen meinen Vorschlag, obschon sich sein Entdeckungseifer bereits bedeutend abgekühlt hatte. Als wir bei unserer Weiterfahrt am Fuße des Falls anlangten, sahen wir sogleich ein, daß wir das Boot ausladen mußten, wenn wir es hinaufziehen wollten. Obgleich der Fall nicht hoch war, so war es doch eine schwere mühsame Arbeit. Fuß für Fuß zogen wir es empor und waren bereits auf dem Punkte, uns über unsern Erfolg Glück zu wünschen, als auf einmal die starke Leine aus Hirschhaut entzweiriß und das Kanoe den Fall wieder hinunterschoß. Kaum hatte es der schäumende Wirbel erfaßt, so drehte es sich wie ein Kreisel und nach wenigen Minuten ängstlicher Spannung sahen wir zu unserm unbeschreiblichen Schrecken, daß es mit dem Vordertheil auf einen Felsen aufstieß und in Trümmer ging. Dies war für uns der schwerste Schlag, der uns unter diesen Umständen treffen konnte. Unsere Rückkehr in die Niederlassung schien nur auf dem Wasserwege möglich und das Mittel dazu, das Kanoe, war dahin. Es würden Tage, vielleicht Wochen erforderlich gewesen sein, wenn wir unsern Weg zu Land antreten wollten, denn die Ufer stiegen an vielen Stellen so steil empor, daß sie gar nicht zugänglich waren. Wollten wir aber einen Umweg machen, so liefen wir Gefahr, uns

zu verirren. In dieser Verlegenheit war Pierres Haltung keineswegs beruhigend. Sein blasses erschrockenes Gesicht bewies mir, daß Wattin Recht gehabt habe, als er sagte, daß dem Manne der Muth fehle. Ich sah jetzt wohl ein, daß ich mich von nun an nur auf mich allein verlassen konnte. Als wir zu unsern Sachen unterhalb des Wasserfalls zurückgeklettert waren, fragte ich Pierre, was zu thun sei, er aber zuckte nur die Achseln und rannte rathlos hin und her.

„Da läßt sich nur eines thun", sagte ich, „wir müssen ein Floß bauen."

„Bravo! Gut gesprochen!" rief Pierre freudig. „Da ist Holz genug und hier ein Tomahawk, es zu hauen."

„Und hier ist ein Seil, um die Stämme zusammenzubinden", sagte ich, das größere Stück von der Leine, das uns nach der Abreißung des Kanoes geblieben war, emporhaltend. „Aber was soll dies heißen? setzte ich hinzu, als ich das Seil näher besah und die Entdeckung machte, daß es an mehreren Stellen durchgeschnitten war.

„Pierre", sagte ich nachdrücklich, „dies ist das Werk von Wah-kia-na. Ich bin jetzt überzeugt, daß er in der vorigen Nacht nur in der Absicht hieher gekommen ist, uns des Bootes zu berauben, zu welchem Zwecke weiß ich nicht. Da ihm dies nicht gelang, weil wir es immer an's Land gezogen hatten, so schnitt er die Leine durch, weil er wußte, daß es zu Grunde gehen würde, wenn wir es die Fälle hinaufzögen."

„Du hast recht, mein Freund. Dieser Schurke führt nichts Gutes gegen uns im Schild", erwiederte Pierre und sah dabei sehr trübselig aus.

„Das ist sicher", erwiederte ich und wir haben deshalb um so mehr Ursache, das Floß so bald als möglich flott zu machen. Darum an's Werk.

Es war zwar Holz genug vorhanden, aber da wir nur einen kleinen Tomahawk besaßen, um es zu hauen, so ging die Arbeit sehr langsam vor sich und ich wollte gerade bemerken, daß wir vor Abend schwerlich damit zu Stande kommen würden, als Pierre plötzlich das Beil wegwarf und einen Freudentanz aufführte. Ich dachte, er sei närrisch geworden. „Aber es ist eine Dummheit, es ist eine Dummheit!" schrie er.

„Was ist eine Dummheit?" fragte ich.

„Es ist eine Dummheit, sich zu plagen und Flösse zu machen, wenn gute Kanoes in Menge bei der Hand sind."

„Kanoes! Wo?"

„Auf dem Begräbnißplatze der Wilden."

„Auf dem indianischen Friedhofe? Ja da gibt es allerdings Boote, die für unsern Zweck passend wären. Aber glaubst du nicht, Pierre, daß das eine Entweihung der Todten wäre? Und was würden die Indianer dazu sagen?"

„Bah, mein lieber Leu, du bist zu bedenklich. Was kümmern uns die Indianer? Wir haben jetzt nur zu berücksichtigen, wie wir nach Hause kommen. Allons! donc, mon brave, nach dem Friedhofe, folge mir!"

Da wir uns auf derselben Seite des Ufers befanden, so brachte uns ein zweistündiger beschwerlicher Marsch über die Berge nach dem Begräbnißplatze. Hier gab es allerdings Kanoes genug von jeder Gestalt und Größe, da sie aber in Folge der bereits erwähnten Gewohnheit der Indianer

meist beschädigt waren, so dauerte es einige Zeit, bis wir eines fanden, das wasserdicht war. Endlich entdeckten wir ein altes Boot, das sich noch in sehr gutem Zustande befand. Es war aber sehr massiv gebaut und so schwer, daß wir es, wäre der Hügel, auf dem es lag, nicht steil gegen den Fluß abgefallen, niemals in's Wasser gebracht hätten. Die harte Arbeit, die uns dies kostete, ließ mich meine Bemerkung in Betreff der Entweihung der Todten so ziemlich vergessen, und wenn ich doch noch einige Scrupel in dieser Beziehung hatte, so waren sie vollständig verschwunden, als wir uns mit unsern Effecten sicher eingeschifft hatten und mit Hilfe von zwei Rudern, die wir uns ebenfalls angeeignet, mit Bequemlichkeit den Fluß hinuntersteuerten. Die Aussicht, bald wieder nach Hause zu kommen, versetzte uns in die beste Laune und der Gedanke, wie man uns in unserm ungewöhnlichen Fahrzeug anstaunen würde, hatte viel Unterhaltendes für uns. Ohne Zweifel war es einmal in längst dahingegangener Zeit die Staatsbarke irgend eines Häuptlings der Fischfresser gewesen. Es war ursprünglich aus dem Stamme einer Riesenceder ausgehauen worden und glich mehr den Piroguen der Caraiben, als den Kanoes der Oregon-Indianer. Sein Vorder- und Hintertheil waren bedeutend erhöht und zu Bildern von unbekannten Ungeheuern ausgeschnitzt. Auch seine Seiten waren mit rohem Schnitzwerk und Hieroglyphen verziert. Früher hatte es Ruderbänke gehabt, aber da diese jetzt fehlten, so waren wir genöthigt die Ruder, die wir indeß nur zum Steuern gebrauchten, stehend zu führen. So glitten wir lachend und scherzend den reißenden Strom hinab. Niemals aber war

die Heiterkeit verfrühter und weniger am Platze, als in unserer Lage. Wir hatten etwa zwei bis drei Meilen zurückgelegt, als wir zu einer Biegung des Flusses kamen, wo er fast in rechtem Winkel eine Wendung nach der Seite machte. Es bedurfte hier aller Aufmerksamkeit, um das Boot in das rechte Fahrwasser zu bringen. Dies war uns aber kaum gelungen, als wir uns zu unserm Erstaunen auf einmal einem großen Indianerlager gegenübersahen. Sobald die rothhäutigen Bewohner desselben uns erblickten, rannten sie sammt und sonders zu dem Fluß hinunter, wo sie mit dem lebhaftesten Ausdrucke des Erstaunens, des Abscheus und der Entrüstung wie angewurzelt stille standen. Es wäre gut für uns gewesen, wenn sie so geblieben wären, aber ihre Unthätigkeit dauerte nur einen Augenblick. Mit einem einhelligen Wuthgeschrei stürzte sich ein Theil in die Boote, der andere in's Wasser und der ganze Haufe ruderte oder schwamm in voller Verfolgung hinter uns her.

Daß ich in diesem schrecklichen Augenblicke meine Geistesgegenwart nicht verlor, kann ich nur der Verzweiflung zuschreiben, denn ich blieb verhältnißmäßig kalt und besonnen. So vermochte ich die Wahrnehmung zu machen, daß unsere Feinde in ihrer Eile vergessen hatten, sich zu bewaffnen. Wir würden deshalb recht wohl im Stande gewesen sein, sie zurückzuschlagen, wenn ich nur von Pierre unterstützt worden wäre. Aber dieser große Held, dessen Muth sich nur in Worten zeigte, stand wie vom Schrecken gelähmt da und als ich ihm zurief, er solle meinem Beispiele folgen und seine Flinte ergreifen, welche geladen auf dem Boden des

Fahrzeugs lag, rührte er sich nicht, sondern stammelte blos einige unverständliche Worte. Da die Indianer sich durch die Erhebung meines Gewehrs und selbst durch einen über ihren Häuptern abgeschossenen Schuß nicht abschrecken ließen, so sah ich, daß unsere einzige Rettung in der Erreichung des Landes lag, denn in der Pirogue konnten wir weder mit Erfolg kämpfen, noch fliehen. Ich ergriff deshalb das Ruder und steuerte das Boot nach dem nächsten Ufer. Dann raffte ich wieder meine Flinte auf, steckte meine Munition zu mir, sprang ans Ufer und ergriff die Flucht. Die Verachtung, die ich für Pierres Feigheit fühlte, bewog mich, ihn sich selbst zu überlassen, ich glaube aber, daß die Nähe des Feindes, welcher uns jetzt hart auf den Fersen war, einen sehr belebenden Einfluß auf ihn ausübte, denn als ich den bewaldeten Hügel hinanlief, eilte er gleich einem aufgeschreckten Känguruh mit großen Sätzen an mir vorüber und war gleich darauf meinen Blicken entschwunden. Später erfuhr ich erst, warum Meister Pierre es mir so leicht im Laufen zuvorthat. Indem ich die Flucht ergriff, dachte ich indeß keinen Augenblick daran, daß ich mich durch Laufen retten könnte. Nein so thöricht war ich nicht, denn obschon nicht jeder Indianer ein „Hirschfuß" ist, so kann er doch in der Regel einen weißen Mann mit Leichtigkeit einholen. Ueberdieß war mir auch mein Gewehr im Laufen hinderlich. Mein Plan ging deshalb dahin, eine gedeckte Stelle zu finden, wo ich mich gegen die Uebermacht vertheidigen könnte.

Als ich die erste Hügelkette überschritten hatte und im Begriffe war, die zweite zu ersteigen, hielt ich einen Augen-

blick an, sah mich um und lauschte, ob meine Verfolger in der Nähe seien; zu meinem Erstaunen konnte ich aber von ihnen weder etwas hören noch sehen. Sehr erleichtert durch diesen unerwarteten Umstand, setzte ich meinen Weg fort, wobei ich, so viel als möglich, eine dem Flusse entgegengesetzte Richtung einschlug und als es Abend wurde, befand ich mich am Ufer eines kleinen Baches. Hier beschloß ich die Nacht zuzubringen. Obschon es mir an allem Nöthigen fehlte, so war ich doch wenigstens vor den Indianern sicher und geringere Uebel ließen sich leicht ertragen. Durch den angestrengten Gebirgsmarsch bis zur Erschöpfung ermüdet, warf ich mich auf den Rasen nieder und verfiel in einen gesunden Schlaf.

Als ich bei Tagesanbruch erwachte, war ich steif und kalt, vor Allem aber ganz verzweifelt hungrig. Da ich etwas zu essen haben mußte, so ging ich dem Bach entlang auf die Jagd. Man kann sich leicht denken, daß ich in Bezug auf das, was ich erbeutete, nicht besonders heikel war; desohngeachtet aber ließ ich die ersten Vögel, die mir aufstießen, unbeachtet, denn der eine war ein Kolibri, der sein Leben seiner Kleinheit verdankte, der andere ein kahlköpfiger Adler, von dem ich noch nie gehört, daß ihn Jemand gegessen, obschon er in Bezug auf uns keineswegs dieselben Bedenken hegt. Endlich bemerkte ich einen Sandkranich, den ich auch mit einem guten Schuß erlegte. Glücklicher Weise hatte ich in meiner Tasche eine Büchse mit australischen Zündhölzchen. Ein Feuer anzuschüren, den Vogel zu rupfen, zu rösten und zu verzehren, bedurfte unglaublich kurze Zeit, und obschon er sehr hart und zähe war, so

ärgerte ich mich doch darüber, daß in einer so großen Schale ein so kleiner Kern steckte, d. h. daß er mehr Federn als Fleisch hatte.

Gestärkt durch mein Frühstück, beschloß ich dem kleinen Bache nachzugehen, der mich nach einer halbstündigen Wanderung in ein kleines ringsum von Dickicht umgebenes sumpfiges Thal führte. Kaum war ich hier etwa fünfzig Schritte am Saume des Waldes hingegangen, als ich vor mir die Büsche schnappen hörte. Vorsichtig duckte ich mich hinter einem gefallenen Fichtenstamm nieder. Das Geräusch kam näher und ich fürchtete bereits, daß es ein grauer Bär oder ein Panther sein möchte, als ich zu meiner größten Erleichterung die Stimme eines menschlichen Zweifüßlers entdeckte, welche mit kläglichem Tone ausrief: „Ach ich bin verloren, so gewiß es Schlangen in Virginien gibt". War es möglich? Pierre! Und in einem sehr schlimmen Zustande. Nachdem wir uns gegenseitig zu unserer Rettung Glück gewünscht, erzählte er mir, wie es ihm seit unserer Trennung ergangen war. Die Indianer hatten ihn so lange verfolgt, bis es ihm gelungen war, sie dadurch von seiner Spur abzubringen, daß er eine Strecke weit in einem kleinen Flusse fortwadete. Seit dieser Zeit hatte er nicht gewagt, anzuhalten, sondern war in einem fort gegangen und jetzt war er nahe daran, vor Hunger und Ermüdung umzufallen. „Und wo ist deine Flinte?" fragte ich, als er geendet hatte. Zu meinem Verdrusse stellte es sich heraus, daß er sie in der Verwirrung in dem Boote zurückgelassen hatte. Dies war also die Ursache, daß er eine so überraschende Schnellfüßigkeit entwickelt hatte. Ich fühlte wohl,

daß es für meine eigene Sicherheit das Beste sein würde, wenn ich Pierre im Stiche ließe, wie er mich im Stiche gelassen hatte, konnte es aber nicht über's Herz bringen. So machte ich mich daran und schoß ein Präriehuhn für ihn. Als ich darauf mein Gewehr wieder laden wollte, ward ich durch die Entdeckung, daß ich höchstens nur noch sechs Schuß Pulver in der Flasche hatte, sehr unangenehm überrascht. Dieses schwere Mißgeschick, dessen Folgen sich unter den obwaltenden Verhältnissen kaum bemessen ließen, war durch die Vogeljagd am ersten Tage unserer Reise hervorgebracht worden. Während Pierre wie ein ermüdeter Hund nach seiner Mahlzeit schlief, sann ich vergebens darüber nach, was zu thun sei. Sollte ich wieder an den Smiths-Fluß zurückkehren, in der Hoffnung, daß sich die Indianer entfernt hätten, oder sollte ich den Versuch machen, in südlicher Richtung über Land den Ump-qua zu erreichen? Mitten in dieser Unentschlossenheit fiel mir Wattin Linds eindringlicher Rath beim Abschied ein und mein Entschluß war sogleich gefaßt. „Ich will auf dem rechten Ufer des Smiths-Flusses hinuntergehen und sollte ich allein mit dem ganzen Stamm der Fischfresser kämpfen müssen", rief ich laut aus. Der Tag neigte sich bereits und Pierre schlief noch immer, jetzt aber weckte ich ihn auf, denn unsere Lage war sehr gefährlich. Aus der Thatsache, daß die Indianer Pierre so weit verfolgt hatten, ging zur Genüge hervor, daß sie die Dinge auf's Aeußerste treiben wollten. Daß sie meine Verfolgung nicht weiter fortgesetzt, erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß sie da, wo unsere Wege sich trennten, wahrscheinlich meinen Pfad in der Eile übersahen. Ueber-

dieß hatten sie die Rache unserer Leute zu fürchten, wenn es ihnen nicht gelang, uns die Rückkehr nach dem Lager abzuschneiden.

Pierre widersetzte sich zwar meinem Plane, weil er zu gefährlich sei; ich war aber fest entschlossen nicht davon abzugehen und da er keine Feuerwaffen besaß, so blieb ihm nichts übrig, als mich zu begleiten. Erst am folgenden Tage Abends erreichten wir wieder den Smiths-Fluß und fanden dort zu unserer großen Freude keine Spur von den Indianern. Aber jetzt bot sich eine andere Schwierigkeit dar. Wir befanden uns auf dem linken Ufer und mußten deshalb übersetzen. Dies ließ sich aber nur durch Schwimmen bewerkstelligen. Zu diesem Behufe legten wir unsere Kleider, das Gewehr u. s. w. auf ein kleines, aus dürren Baumästen verfertigtes Floß, welches wir im Schwimmen vor uns her stießen. Nachdem uns die reißende Strömung fast eine halbe Meile abwärts getrieben hatte, erreichten wir endlich das rechte Ufer und lagerten uns für die Nacht.

Eine Gans, sagt man, hat das Capitol gerettet, uns aber brachte ein solcher Vogel in große Verlegenheit. Ich schoß am folgenden Morgen eine wilde Gans und in dem Augenblicke, wo der Knall der Flinte in den Bergen wiederhallte, fühlte ich sogleich, daß ich einen unbesonnenen Streich begangen, indem ich auf diese Weise den Indianern unsere Anwesenheit verrieth. Meine Besorgnisse waren in der That nicht ungegründet, denn wenige Minuten nach dem Schuß sah ich auf der andern Seite des Flusses uns gegenüber Rauch aufsteigen, dann wiederholte sich dieses tiefer im Lande und zuletzt an einem dritten Orte stromaufwärts.

Es waren dies ohne Zweifel Signalfeuer, wodurch sich die Rothhäute auf weite Entfernungen Zeichen gaben. Pierre war gerade damit beschäftigt, den verhängnißvollen Vogel zu rupfen, als ich ihn auf diese Zeichen aufmerksam machte.

„Ich fürchte, wir müssen uns wieder auf's Laufen verlegen", bemerkte er sehr richtig. In der That blieb uns nichts Anderes übrig. Aber wir machten nur zu bald die Entdeckung, daß es unmöglich war, unsern Weg längs des Ufers zu verfolgen. Die hohen steilen Felsen und der dicht mit Unterholz verwachsene Wald ließen es nicht zu. Ich beschloß deshalb, das Ufer da, wo es schwer zugänglich war, zu verlassen, aber, so oft es thunlich, immer wieder zu demselben zurückzukehren. So verfolgten wir, so schnell es die Umstände zuließen, unsern Weg durch die ungeheuere, unbewohnte Gebirgswildniß, über Felsen und Abgründe, durch Dorngebüsche, Sümpfe und reißende Gießbäche, indem wir wohl wußten, daß diese Mühseligkeiten und Anstrengungen im Vergleich zu der großen Gefahr, der wir ausgesetzt waren, für nichts zu rechnen seien; denn es blieb kaum ein Zweifel, daß der Feind mit der Spürhund-Natur und jener Beharrlichkeit, die ihm eigen, unsern Pfad aufgefunden hatte und uns auf demselben folgte. So schleppten wir uns bis Sonnenuntergang fort, dann schliefen wir ein paar Stunden und waren, noch ehe der Morgen graute, schon wieder auf dem Wege, indem wir uns in der Finsterniß nach dem Flusse und den Sternen richteten. Es war dies der siebente Tag, seit wir die Gardiners-Insel verlassen, und jetzt erinnerte ich mich, daß ich Wattin versprochen hatte, am sechsten Tage zurück zu sein, wenn Alles

gut abliefe. Er mußte also jetzt bereits wissen, daß wir in irgend eine Ungelegenheit gerathen waren und dieser Gedanke enthielt wenigstens einigen Trost.

Die großen Anstrengungen und Entbehrungen, denen wir ausgesetzt waren, machten sich uns bereits sehr fühlbar. Am härtesten aber empfanden wir den Mangel an guter und genügender Nahrung. Obgleich auf den Prärien von Oregon an großem Wild, an Elenn, Antilopen, Dickhorns, Hirschen, Damhirschen u. s. w. Ueberfluß vorhanden ist, so fehlt es doch auf den unfruchtbaren Höhen ganz an größeren Thieren und ich war deshalb zu meinem Verdrusse genöthigt, die wenigen Schuß Pulver, die ich besaß, an Wasservögeln zu verschwenden. Ja es würde uns noch weit schlimmer ergangen sein, hätten wir nicht in den Bergen eine große Menge Beeren der verschiedensten Art gefunden, die wir im Vorbeigehen pflückten und aßen.

Ich werde nicht leicht unsern siebenten Reisetag vergessen. Er hat sich mir nur zu lebhaft dem Gedächtnisse eingeprägt. Meilen weit hatten wir unsern Weg durch wilde und dunkelbewaldete Schluchten mühsam fortgesetzt, als sich plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, die Scene änderte. Unter uns lag ein kleines lachendes Thal mit einem Bach, der sich durch einen grünen Rasenteppich wandte und über ein Kieselbett hinmurmelte. Das Ganze bildete einen lieblichen Gegensatz zu der rauhen düsteren Gegend, die wir bisher durchwandert hatten. Als wir, dem Laufe des Baches folgend, zu seiner Mündung in den Smiths-Fluß gelangt waren, beschloß ich, in dem grasigen Delta, das durch die beiden Gewässer gebildet wird, zu lagern. Diese reizende

kleine Prärie war mit üppigem Gras und Klee bedeckt, die uns fast bis an die Brust reichten und dazwischen standen die herrlichsten Blumen, von denen ich früher einzelne in den europäischen Gärten und Glashäusern gesehen hatte. Was mir aber an dem lieblichen Ort am meisten gefiel, war seine sichere Lage, die eine Vertheidigung gegen die Indianer leichtmöglich machte. Zwei drittel der Stellung waren durch Wasser gedeckt, während der Rest, vollkommen flach, ohne Baum und Busch, keine Gelegenheit bot, sich ungesehen heranzuschleichen. So gedeckt, glaubten wir, wenigstens vor einem Ueberfalle sicher zu sein. Trotz der größten Sparsamkeit war mein Pulver bis auf drei Schüsse zusammengeschwunden und da wir keine Nahrung hatten, so sahe ich mich genöthigt, den kleinen Vorrath noch weiter zu verringern. Ich hatte Fährten von Bibern, Ottern, Elennthieren und Wapeti-Hirschen bemerkt und beschloß deshalb auf eines dieser Thiere Jagd zu machen. Auf meinem Wege das Thal hinauf traf ich bald auf eine frische Hirschfährte, auf die ich sofort meine ganze Aufmerksamkeit verwendete, als auf einmal ein Ton an mein Ohr schlug, gefolgt von einem zweiten, der mir alles Blut in's Herz zurücktrieb. Der erste Ton war ein Flintenschuß, der zweite ein dumpfer Schrei, von dem sich selbst in der Entfernung nicht verkennen ließ, daß er von einem Menschen herrührte, der sich in Noth befand. Kein Wunder, daß mein Herz schlug, als wollte es zerspringen, daß mir der kalte Schweiß auf der Stirne stand und daß ich einen Augenblick unfähig war zu denken oder zu handeln. Ich sage, kein Wunder, denn der Schuß und der menschliche Schrei kamen aus der

Gegend unseres Lagers. Mit namenlosem Schauder rannte ich, sobald ich meiner Sinne wieder mächtig war, auf dem Wege, den ich gekommen, unbekümmert um alles Andere über Stock und Stein, durch Wald und Busch nach dem Lager zurück. Als ich aus dem bewaldeten Theile des Thals auf die kleine Prärie herauskam, sah ich mich begierig um, konnte aber nichts entdecken, als den blauen Rauch, der aus unserm Lagerfeuer aufstieg. Aber Pierre, Pierre, wo war er? Leider wurde ich wenige Augenblicke darauf in der traurigsten Weise von meiner Ungewißheit erlöst, denn als ich das Lager erreichte, fand ich meinen unglücklichen Gefährten mit einer Wunde in der Seite, die durch eine Ladung schwerer Schrote verursacht war, blutend am Feuer liegen. Wer hatte diese nichtswürdige That an einem unbewaffneten Manne vollbracht? Ich schaute mich um, es war Niemand zu sehen. Nichts rührte sich als das wogende Gras, das sanfte Lüftchen, und der kräuselnde Rauch. Eine oberflächliche Untersuchung zeigte mir, daß mein Gefährte noch nicht todt war, denn seine Wunde blutete reichlich und sein Herzschlag war von Zeit zu Zeit noch schwach fühlbar. Ich rannte an den Fluß, füllte meinen Hut mit Wasser und goß ihm davon in's Gesicht und in den Mund. Dies brachte ihn wieder zum Bewußtsein zurück. Mit Mühe öffnete er die Augen und blickte um sich. „Pierre", sagte ich, „wenn du sprechen kannst, so sage wer dies gethan?" Da ich sah, daß er den Versuch machte, zu antworten, so neigte ich mein Ohr an seinen Mund und vernahm deutlich die folgenden drei Silben: „Wah-kia-na". Als ob diese Anstrengung zu viel für ihn gewesen, fiel Pierre wieder in seinen be-

wußtlosen Zustand zurück, aus dem ihn nichts zu erwecken vermochte. Mit dem festen Entschluß, blutige Rache an dem Mörder zu nehmen, erhob ich mich von seiner Seite. In dieser dunkeln Stunde vergaß ich alle Fehler des armen Pierre, seine harmlose Eitelkeit, seine Großsprecherei, seinen Mangel an Wahrheit und persönlichen Muth. Ich erinnerte mich nur des angenehmen Gesellschafters, welcher nach den Mühen des Tages die Seele und das Leben unseres Lagerfeuers gewesen, und die Entbehrungen und Gefahren, die wir in den letzten Tagen mit einander getheilt, machten mir diesen Schlag noch weit fühlbarer.

Zuerst suchte ich jetzt zu entdecken, auf welche Weise Pierre niedergeschossen wurde, ohne einen Versuch zu machen, sich zu retten und ich brauchte mich wahrlich nicht lange danach umzusehen. Als ich den Platz wegen seiner vermeintlichen Sicherheit zum Lager auswählte, hatte ich gar nicht an das hohe dicke Gras gedacht. Zehn Schritte von dem Platze, wo mein armer Gefährte lag, fand ich das Lager seines Mörders und seine breite Spur, welche nach den Bergen führte. Von dort hatte er wahrscheinlich sein unbewaffnetes Opfer erspäht und sich zu ihm bis auf die mörderische Entfernung von zehn Schritten herangeschlichen. Der Schuß geschah aller Wahrscheinlichkeit nach mit Pierres eigenem Gewehre, das er in der Pirogue zurückgelassen. Einen Augenblick dachte ich daran, auf jede Gefahr hin, der Spur Wah-kia-nas zu folgen, aber eine kurze Ueberlegung zeigte mir die gänzliche Thorheit und Nutzlosigkeit dieses Planes. Es war nicht wahrscheinlich, daß sich der Mörder allein befand. Ohne Zweifel waren seine Genossen

in großer Anzahl irgendwo in den Bergen verborgen. Wollte ich seiner Spur folgen, so würde ich wahrscheinlich in einen Hinterhalt gerathen und mein Leben nutzlos hinopfern. Aber thun mußte ich etwas, wenn mich die Unthätigkeit nicht von Sinnen bringen sollte. Ich wußte, daß meine Lage kaum weniger beneidenswerth war, als die von Pierre, den ich für verloren hielt. Kein wildes Thier im Walde oder auf der Prärie, auf dessen Erlegung die Jäger ausgezogen, war jemals vollständiger und verzweifelter in die Enge getrieben, als ich es jetzt war. Allein einem hartnäckigen Feind gegenüber und ohne hinlängliche Munition, konnte ich an keinen erfolgreichen Kampf denken und selbst für den Fall, daß ich mich hätte entschließen können, Pierre zu verlassen, war mir höchst wahrscheinlich der Rückzug auf allen Seiten abgeschnitten. Mit einem Wort, in meiner Lage blieb mir nichts Anderes übrig, als einen entschlossenen Widerstand zu leisten und mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die Sonne, die Uhr des Hinterwäldlers, zeigte mir an, daß es etwa 3 Uhr Nachmittags war. Ich wußte also, daß ich bis 7 Uhr sicher sei, denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Feind erst nach Einbruch der Dunkelheit einen Angriff unternehmen, um sein Werk zu vollenden. Es blieben mir demnach noch vier Stunden, um meine Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen. Eine genaue Besichtigung unserer Umgebung bestimmte endlich meinen Entschluß. Eine kurze Strecke von uns hatte das hohe Ufer des kleinen Flüßchens nur wenige Zoll über dem Wasser eine Erdzunge gebildet, welche mehrere Schritte lang, aber kaum zwei breit war. Hier beschloß ich meinen Stand

zu nehmen und den letzten Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Diese kleine Erdzunge bot den doppelten Vortheil dar, daß wir in der Front durch das 3 Fuß hohe Ufer wie durch einen Erdwall gedeckt waren, während wir im Rücken den Fluß hatten, der hier nahe an der Mündung sehr tief und reißend war. Nach diesem Orte brachte ich den armen Pierre, nachdem ich für ihn vorher ein Bett von getrocknetem Gras zurecht gemacht. Ein leises Murmeln war das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, als ich ihn aufhob; doch ich war schon froh, daß der rohe Verband, den ich ihm angelegt, das Blut gestillt hatte. Als ich es ihm nach Kräften bequem gemacht, ging ich daran, das lange Gras in unserer Nähe abzureißen, niederzutreten oder zu verbrennen, um so einem plötzlichen Ueberfall vorzubeugen und mich in den Stand zu setzen, bei Annäherung des Feindes mein Gewehr mit Erfolg zu gebrauchen. Alle diese Vorbereitungen machte ich fast mechanisch und mit einer Kaltblütigkeit, wie sie die Nähe der Gefahr bei einzelnen Menschen hervorzubringen pflegt. Mit derselben Ruhe, die ich mir heute selbst noch nicht erklären kann, suchte ich mir die nöthige Nahrung zu verschaffen, um meinen wüthenden Hunger zu stillen. Von meinen drei kostbaren Schüssen Pulver befanden sich zwei in meinem Doppelgewehre und auf jedem war eine gepflasterte Kugel aufgesetzt. Ich konnte natürlich nicht daran denken, dieselben auf andere Weise, als gegen einen Feind, zu verbrauchen. Dagegen fiel mir jetzt bei, daß Pierre eine Angelschnur mit Haken um seinen hohen Hut gewunden hatte. Mit Hilfe dieser gelang es mir bald, aus dem fischreichen Fluß mir ein Mahl zu verschaffen, das ich gierig

verschlang. Da ich jetzt nichts mehr zu thun hatte, so legte ich mich nieder und beobachtete die Sonne, welche bald darauf hinter den Bergen verschwand. Dann löschte ich das Feuer aus, damit es unsere Stellung dem Feinde nicht verrieth und postirte mich so, daß ich die Prärie vor mir übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Während ich, als es immer dunkler wurde, mit wachsamem Auge die Zeichen um und über uns beobachtete, bemerkte ich auf einmal auf dem uns gegenüber liegenden Berge einen Lichtstrahl und kurz darauf erschien hoch oben auf unserer Seite ein anderer. Diese Signale verkündeten uns nichts Gutes. Sie zeigten, daß wir von allen Seiten eingeschlossen waren, und daß die Indianer sich ihrer Beute für so sicher hielten, daß sie nicht einmal zu ihrer gewöhnlichen Taktik, der Heimlichkeit, ihre Zuflucht nahmen. „Je eher sie kommen, desto eher geht's zu Ende", sagte ich mit grimmiger Verzweiflung. Doch war ich keineswegs gesonnen, den Kampf aufzugeben, sondern traf alle Vorbereitungen dazu, indem ich den Gürtel, in welchem mein langes Bowiemesser steckte, fester schnallte und noch einmal auf das sorgfältigste mein Gewehr untersuchte. Mittler Weile war es so dunkel geworden, daß man nur auf wenige Schritte sehen konnte, als ich auf einmal einen scharfen zischenden Ton über uns hörte. Ich wußte recht wohl, daß derselbe von einem Pfeil herrührte, der als ein Fühler hergesentet war, um Gewißheit über unsere Stellung zu erlangen. Gleich darauf folgten zwei oder drei ähnliche Geschosse rasch auf einander, sie flogen aber harmlos über uns weg. Außer dieser Demonstration war nirgends ein Zeichen von der

Anwesenheit eines Feindes zu bemerken. Erst als die Sterne kamen und mein Auge mehr an die Finsterniß gewohnt war, vermochte ich vor mir auf dem Boden der Prärie, etwa 50 Schritte entfernt, vier oder fünf schwarze Gegenstände, dem Anschein nach Baumstämme zu entdecken und wenn mich meine Augen nicht täuschten, so rückten sie nach einer oder zwei Minuten näher heran. Ich erinnerte mich genau, daß in jener Gegend keine Baumstämme lagen; die schwarzen Gegenstände waren demnach nichts weiter, als herankriechende Wilde. In der nächsten Minute wäre unsere Stellung nicht länger haltbar gewesen. Schnell wie der Blitz gab ich mit dem rechten Laufe Feuer. Ein Schrei ließ sich hören, ein Kollern war bemerkbar, dann erhoben sich die vermeintlichen Baumstämme und verschwanden.

Eine halbe Stunde athemloser Angst ging jetzt hin. Der Knall meiner Flinte und die abendliche Kühle brachten Pierre wieder zum Bewußtsein nnd er war im Stande, mir für das Wasser, das ich ihm reichte, leise zu danken. Aber ich hatte wenig Zeit, mich mit ihm abzugeben. Ich sah, daß eine Krisis in unserm Schicksal rasch heran nahte. Das hohe Gras hinter dem offenen Raume bewegte sich hin und her und Speere erschienen über demselben. Ich hörte Männerstimmen in einer mir unbekannten Sprache mit einander reden. Wenn es mir nicht gelang, den drohenden Angriff zurückzuschlagen, so waren wir verloren. Jedenfalls war ich genöthigt, meine letzten zwei Schüsse abzugeben. Und sollte ich auch für diesmal erfolgreich sein, was würde dann aus uns werden? In diesem Augenblicke der grausamsten Verlegenheit murmelte Pierre: „le batteau!

voila le batteau!" (Das Boot! Sieh' dort das Boot!) Dabei deutete er auf den Fluß in unserm Rücken. Wirklich ruderte dort ein mit Männern angefülltes Kanoe geräuschlos, aber schnell auf uns zu. „Eingeschlossen! Abgeschnitten! Alles ist verloren", rief ich und warf in der Angst der Verzweiflung mein Gewehr zu Boden.

„Pst, Jungens! Pst!" flüsterte eine Stimme im Vordertheil des Boots. Es war die Stimme Wattin Linds. Wunderbares Zusammentreffen! Wir waren gerettet, im letzten Augenblicke gerettet!

„Fasse die Leine da und halte sie fest an," fuhr Wattin in demselben leisen Tone fort, indem er mir ein Seil zuwarf und nun Jeff, Harry, Dave, an's Land mit Euch. Stellt Euch hinter dem Ufer auf und handhabt Eure Schießeisen tüchtig. Wahrhaftig, diese kupferfarbigen Bettler wollen einen Angriff machen. Da kommen sie wirklich in hellen Haufen daher. Nun Jungens, steht fest und gebt's ihnen."

In der That brachen jetzt die Indianer von allen Seiten aus ihrem Versteck hervor und stürmten auf uns ein. „Feuer!" schrie unser Führer und eine Flammenreihe schoß aus unsern fünf Gewehren hervor. Wie vom Donner gerührt, taumelte die schwarze Masse der Angreifer vor dieser unerwarteten Salve zurück. Dann wandte sie sich und floh, einen der Ihrigen todt auf dem Boden zurücklassend. Jetzt war es an uns, zum Angriff überzugehen und wir thaten es mit solchem Erfolg, daß der Feind sich nach allen Richtungen zerstreute. In wenigen Minuten war kein Indianer mehr zu sehen, mit Ausnahme desjenigen, der auf dem Rasen

lag. Bei unserer Rückkehr untersuchten wir ihn und erkannten in dem Leichnam die wohlbekannte Gestalt von Wahkia-na.

„Denke wohl, wir sind gerade recht zu der Geschichte gekommen, Junge", grinste Wattin, als wir uns, nachdem Alles beendigt, die Hände schüttelten.

„Gerade im rechten Augenblicke," antwortete ich. „Aber wie kam es, daß Ihr so gelegen eintraft?"

„Dachte es mir, daß Du in Schwulitäten wärst, Junge, als der sechste Tag kam und Du Dich nicht im Lager zeigtest. Außerdem als ich hörte, daß indianische Boten in dem Dorfe der Rothhäute ab- und zugingen, wußte ich, daß etwas los sei, das Euch betraf und daß es Zeit sei, auf dem rechten Flußufer nach Dir zu suchen. Wären eher gekommen, wenn wir nicht erst nach dem Kanoe im Ump-qua schicken mußten."

„Ich verdanke Dir mein Leben, Wattin," antwortete ich, „aber was denkst Du von der Wunde des armen Pierre?"

Wattin schüttelte den Kopf. „Der Franzos ist, fürchte ich, in einem schlimmen Zustand", flüsterte er, „wir müssen ihn sogleich nach Ump-qua führen. Vielleicht kann ihn Dr. Fisk wieder zurecht bringen."

Dr. Fisk, unser Arzt zu Ump-qua, war ein sehr excentrischer, aber dabei höchstachtbarer Charakter. Wie viele seiner Landsleute hatte er bereits allerlei Geschäfte getrieben, bevor er das Doctoriren anfing. Er war sehr geschickt in der Wundarzneikunde, ich glaube aber, daß der gute Mann noch immer mit großer Vorliebe seiner früheren Beschäf-

tigung als Prediger einer der zahlreichen Secten des westlichen Amerika anhing. Jedenfalls war er eben so gut ein Arzt der Seele als des Körpers, wie man aus dem Folgenden ersehen wird.

Mehrere Tage waren seit dem Gefechte am Smiths-Flusse verflossen und alle unsere Leute hatten sich in Ump-qua-City versammelt, um über die Bestrafung der Indianer für ihren Angriff auf mich und Pierre Berathung zu pflegen. Die Versammlung wurde im Freien abgehalten und selbst Pierre, der sich unter der geschickten Behandlung des Doctors sehr gebessert hatte, wohnte derselben bei, denn er hatte sein Bett unter die große Ceder bringen lassen, wo wir zusammengekommen waren. Verschiedene blutdürstige Vorschläge wurden von verschiedenen Rednern gemacht, unter denen sich auch Lind, Pierre und meine Wenigkeit befanden. Einige derselben gingen gar so weit, daß sie die vollständige Ausrottung der Indianer am Ump-qua befürworteten, als Dr. Fisk, welcher bisher schweigend zugehört hatte, seine Hand erhob, als Zeichen, daß er sprechen wolle. Der Doctor war ein kleiner, einfacher, alter Mann, aber wir Alle hegten eine große Achtung vor ihm und fürchteten ihn sogar ein wenig, besonders wenn er, wie jetzt, erzürnt war.

„Habe ich die Worte von weißen Männern und Christen gehört?“ begann er in strengem Tone. „Ihr nennt Euch solche, glaube ich, aber die rothen Heiden könnten Euch ein Beispiel der Barmherzigkeit und Milde geben. Wenn einer Strafe verdient, so sind es diese hirnverrückten Männer, welche diese hirnverrückte Expedition nach dem Smiths-Flusse unternommen haben. Aus den Erkundigungen,

die ich unter den Stämmen eingezogen habe, (der Doctor verstand viele indianische Dialekte) geht hervor, daß nur ein einziger Ump-qua-Indianer sich bei dem Angriffe auf die weißen Männer betheiligte. Dieser Indianer war Wah-kia-na. Die übrigen waren Wallah-Wallah-Indianer, welche theils auf Anstiften von Wah-kia-na handelten, hauptsächlich aber für die schändliche Entweihung des alten Begräbnißplatzes ihrer Vorfahren Rache nehmen wollten. Wer von Euch will nun zuerst die Hand gegen die harmlosen Indianer unseres Bezirks erheben?" „Ihr Wattin Lind, Mann des Bluts und der Gewalt", dabei sah er Wattin streng an, welcher sich gar nicht behaglich dabei fühlte, „Ihr", und er wandte sich dabei zu Pierre, „Ihr Undankbarer gegen die Vorsehung, die erst Euch neulich so wundervoll dem Tode entrissen, oder Ihr, junger Mann", zu mir gewendet, „dessen Erziehung Euch Besseres gelehrt haben sollte?" „Höret, meine Brüder", fuhr der Sprecher in milderer Weise fort, „was sind das für Töne?" Wir alle horchten aufmerksam auf den feierlichen Gesang, welchen die milde Abendluft von dem Indianerdorfe zu uns herübertrug. Das ist das Klagelied der Wittwen und Waisen von Wah-kia-na, welche nach der Sitte ihres Volkes über denjenigen trauern, den sie verloren haben und nie mehr sehen werden. Brüder, ich sehe, daß diese klagenden Stimmen ihren Eindruck auf Euch nicht verfehlt haben. Geht nun in Frieden und denkt nicht mehr an Blutvergießen. Erinnert Euch, daß geschrieben steht: „Die Rache ist mein und mein die Vergeltung, spricht der Herr."

Eine nächtliche Jagd in Natal.

Niemand, als wer sie selbst gesehen, kann sich einen richtigen Begriff von der Herrlichkeit einer afrikanischen Nacht machen. Selbst die berühmten italienischen und griechischen Nächte halten dagegen keinen Vergleich aus. Die Luft ist gewöhnlich so rein und die weißen Wolken verbreiten einen so leuchtenden Glanz, daß alle Gegenstände nicht allein aus weiter Ferne sichtbar sind, sondern auch um die Hälfte näher gerückt scheinen. Ueber Alles prachtvoll aber ist die Erscheinung, wenn der volle Mond sein Licht über die Landschaft ausgießt und derselben Reize verleiht, von denen der Reisende während des Tags keine Ahnung hatte.

Dem Abenteurer, welcher zum ersten Mal den Schauplatz der wilden Scenen betritt, die sich hier darbieten, kommt es fast vor, als habe er die Grenzen einer andern Welt betreten, wenn er des Nachts vor seinem Zelte sitzt und dem Geschrei fremder Vögel, dem entfernten Brüllen des Löwen und den ruhelosen Bewegungen der wilden Thiere lauscht, welche so nahe als möglich an den magischen Kreis seines Lagerfeuers herankommen.

Vielleicht rasselt eine ungeheuere Schlange, welche durch die emporschießende Flammensäule aus ihrem Verstecke aufgeschreckt wurde, im Laube, oder das wilde Gelächter einer Hyäne ertönt in der Nähe, daß es dem einsamen Lauscher vorkommt, als wolle ihn irgend ein böser Geist über seine Einsamkeit verhöhnen.

Ich lebte einmal mehrere Wochen in dieser Weise

ohne andere Gesellschaft als meine Kaffernführer. Noch heute wundere ich mich darüber, wie ich es über mich gewinnen konnte, freiwillig die Abgeschiedenheit und Beschwerden eines solchen Lebens zu ertragen.

An einem Platze, wo ich campirte, habe ich mehr erduldet als jemals in meinem Leben. Der Wind hatte sich bei Sonnenuntergang gelegt und dann wurde die Luft buchstäblich schwarz von Moskitos. Die Nacht kam mir vor wie eine Ewigkeit und als der Morgen endlich anbrach und ich mich in meinem Handspiegel beschaute, so erkannte ich mein Gesicht nicht mehr. Meine Züge sahen aus wie die eines alten Mannes, so runzlich und geschwollen waren sie von den Stichen der Insecten.

Am folgenden Tage brachen wir unser Lager ab und verlegten es an das Ufer eines kleinen Flusses, wo die Luft durch den Spritzregen eines ungeheueren Wasserfalls abgekühlt wurde. An diesem lieblichen Orte, wo die Schnacken vollständig verschwunden waren, kam es mir fast vor, als sei ich vom Fegfeuer in den Garten Edens versetzt worden.

In der zweiten Nacht, die ich hier zubrachte, wurde ich durch eine plötzliche Bewegung im Zelte und durch das betäubende Geschrei eines Trupps Hyänen, welche nach dem Walde entflohen, aus dem Schlafe geweckt. Als ich vor das Zelt trat, befanden sich die Führer bereits dort. Die unerwartete Störung war durch das dumpfe Gebrüll eines Löwen hervorgebracht.

Der Mond war untergegangen, aber bei der vollkommenen Klarheit des Himmels und dem angenehmen Schimmer der Sterne waren die Gegenstände vollkommen sichtbar.

Ich nahm deshalb mein Gewehr und ging, gefolgt von den Führern, nach der Gegend zu, woher das Brüllen kam. Als wir uns mehr dem Flusse näherten, hörten wir es wieder und gleich darauf das zornige Trompeten eines Elephanten. Ich stolperte über zwei junge Tiger, die einer meiner Leute am Abend zuvor getödtet und auf dem Rückweg vergessen hatte und kam dann an das Ufer des Flusses. Hier kroch ich auf Händen und Füssen fort, bis ich zu einer Gruppe Bäume kam, welche hart am Rande des Wassers standen.

Ein großes plumpes Flußpferd war gerade in den Fluß gesprungen und machte schnaubend und blasend die lebhaftesten Anstrengungen, zu entfliehen. Dabei kam es gerade auf mich zu. Zu einer andern Zeit hätte ich die günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen, jetzt aber war ich zu lebhaft damit beschäftigt, die Scene, die auf dem gegenüber liegenden Ufer stattfand, zu beobachten, um ihm mehr als einen Blick zuzuwenden, als es vorüberschwamm.

Mir gerade gegenüber fand ein gewaltiger Kampf statt und die Kämpfer waren ein ungeheuerer Löwe und ein Elephant. Der letztere rannte fortwährend im Kreise herum und schwang dabei seinen Rüssel gleich einer riesigen Keule, während der Löwe jeder Bewegung seines Gegners folgte und offenbar nur die Gelegenheit abwartete, auf denselben einzuspringen.

Der Elephant machte einen entsetzlichen Lärm, während der Löwe nur von Zeit zu Zeit ein dumpfes Brüllen vernehmen ließ, von dem die Erde zu erbeben schien. Plötzlich

machte dann der Löwe seinen Sprung, aber der Elephant wich ihm geschickt aus, wandte sich um und versetzte seinem Gegner einen heftigen Schlag mit seinem Rüssel.

Dann wichen beide etwas zurück und es trat eine augenblickliche Pause ein, während welcher sie einander beobachteten und jeder nur darauf wartete, daß ihm sein Gegner eine Blöße gebe. Der Löwe machte zuerst einen Sprung vorwärts, während der Elephant seinen Galopp im Kreise wieder begann und dabei seinem Feinde immer näher rückte. Endlich sprang er mit gesenktem Kopfe auf diesen zu, so daß es den Anschein hatte, als wollte er den Löwen mit seinem Rüssel erfassen. In diesem Falle hätte er ihn entweder in die Luft geschleudert und dann zertreten, oder ihn mit seinem mächtigen Rüssel erwürgt. Dießmal hatte er aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Löwe erhob sich theilweise auf seinen Hinterfüssen und machte sich bereit, seinem Gegner auf den breiten Rücken zu springen, ein Manöver, das ihm wahrscheinlich den Sieg verschafft hätte.

Ich hielt es aber jetzt an der Zeit, mich einzumischen und da ich vorzog, den Löwen zu tödten, so nahm ich ihn scharf auf's Korn und wartete. Blind vor Wuth stürzte der Elephant vorwärts, während sich der Löwe noch höher aufrichtete. Er war gerade im Begriffe, seinen Sprung zu machen, als ich feuerte. Meine Kugel hatte so gut getroffen, daß er mit einem Angstgebrüll in die Höhe sprang, dann zu Boden stürzte, über und über kollerte und die Erde mit seinen Klauen aufriß.

Einer der Führer reichte mir sein Gewehr zu einem zweiten Schuß. Bevor ich aber feuern konnte, stieß der Elephant ein lautes Triumphgeschrei aus und verschwand in dem Walde. Ich schoß jetzt zum zweiten Mal und zwar mit solchem Erfolg, daß der Löwe nur noch einige Zuckungen machte und dann vollkommen regungslos dalag.

Wir setzten auf einem kleinen Floße, das wir am vorigen Tage erbaut hatten, über den Fluß und versicherten uns des Fells. Es war ein edles Thier, der größte Löwe, den ich jemals getödtet.

Der vereitelte Mordplan.

Eine californische Geschichte.

Vor unserm Ranchero oder Handelszelt stand eine riesige Eiche mit weit ausgebreiteten Aesten, wo ich zuweilen des Abends meine Pfeife rauchte, nachdem ich den ganzen Tag in dem dumpfen Zelt Mehl, Schweinefleisch, Thee, Tabak und Whisky verkauft hatte.

Eines Tags bei Sonnenuntergang war in unserm Laden, der zugleich als Zechlocal diente, eine große Anzahl Goldgräber anwesend und darunter auch zwei Fremde, welche seit einigen Tagen unter dem Vorwande, daß sie ein Loos (eine Abtheilung Land zum Goldgraben) kaufen wollten, in der Gegend herumstrichen. Einige tranken, andere rauchten, während andere um kleine Einsätze Karten spielten.

Das Gespräch, welches von einem Gegenstand auf den andern übergegangen war, drehte sich zuletzt um das

Glück eines Goldgräbers Namens Adam Dietfurt, der auf eine reiche Goldader gestoßen war, die ihm bereits mehrere tausend Dollars abgeworfen hatte und noch keine Abnahme des edeln Metalls wahrnehmen ließ.

Adam, der ein Stück von einem Sonderling war und für einen Menschenfeind galt, hatte seine Wohnung in dem hohlen Stamme einer jener riesigen Zuckerfichten (Wellingtonia gigantea) aufgeschlagen, welche zu den Wundern dieses Landes gehören. Mit großer Mühe und Kosten hatte er sich in diesem Raume ein wohnliches Zimmer eingerichtet, wo er, abgeschieden von der Gesellschaft der rohen Goldgräber, ein einsames Leben führte. Er war ein hübscher junger Mann von 25 bis 30 Jahren, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er der gebildeten Klasse angehörte.

Da er, wenn auch abgeschlossen und jeder vertraulichen Annäherung unzugänglich, doch gegen Jedermann höflich und gefällig war, so genoß er die allgemeine Achtung und wenn er keinen Freund unter den 300 Goldgräbern besaß, so hatte er dagegen auch keinen Feind.

„Ich möchte“, bemerkte einer der Goldgräber im Laufe des Gesprächs, „für all das Gold, das da in der Gegend liegt, nicht wie dieser Dietfurt so allein leben, während Jedermann weiß, was er für einen Haufen von dem gelben Staub besitzt.“

„Ich auch nicht, ich auch nicht“, sagte ein zweiter und ein dritter.

Die beiden Fremden schienen sich sehr um diesen Gegenstand zu interessiren und stellten verschiedene Fragen über den Ort, wo Dietfurt lebte, wie weit die Entfernung

sei, ob er Waffen zu seiner Vertheidigung besitze u. s. w. Diese Fragen erregten indeß, weil sie geschickt angebracht waren, keinen Verdacht.

Da jetzt die Geschäfte des Tags so ziemlich abgethan waren und sich fast nur auf den Verkauf von einzelnen Gläsern Whisky beschränkten, so nahm ich meine Meerschaumpfeife, ließ meinen Compagnon hinter dem Ladentische zurück und begab mich nach meinem gewohnten Plätzchen unter der Eiche.

Ich war noch nicht lange dort gesessen, als ich nahende Fußtritte vernahm und gleich darauf die Gestalten zweier Männer erblickte, welche sich auf der andern Seite des Baumes der vollen Länge nach in's Gras warfen. Ich selbst hatte eine liegende Stellung angenommen und aufgehört zu rauchen, damit der Geruch des Tabaks nicht ihre Aufmerksamkeit erregen konnte.

Ich dachte mir nichts Schlimmes dabei, ihr Gespräch zu belauschen, sondern wollte mir, aus dem, was ich hören würde, durch gelegentliche Anspielungen einen Scherz machen.

„Gut, Jake, da uns Niemand hören kann, so sage, was los ist.“ Dies waren die ersten Worte, die ich vernahm und an der Stimme erkannte ich sogleich einen der beiden Fremden.

„Die Sache ist die, Bill“, sagte der zweite, „ich habe keine Lust, mich mit dem Goldgraben zu plagen, sondern bin entschlossen, dem Burschen, von dem sie gesprochen, seinen kostbaren Staub abzunehmen. Es ist ein entlegener Platz und da wir Zwei gegen Einen sind, so kann es uns nicht

fehlen. Wir brauchen nur ein Loch in das Fenster zu machen und ihm mit einer Kugel das Licht auszublasen, ehe er weiß, wie ihm geschieht. Wir wollen Johnson betrunken machen, damit er, wenn man uns in Verdacht hat, schwören kann, daß wir die Nacht bei ihm zugebracht haben."

„Gut, aber ich will nichts mit dem Schießen zu thun haben. Ich bin zu weichherzig und würde vielleicht Alles verderben."

„Du brauchst Dich darum nicht zu kümmern. Glaubst Du, ich würde Dir die Schießeisen anvertrauen? Doch laß uns zurückeilen, wir haben keine Zeit zu verlieren, denn wir werden wahrscheinlich bis Mitternacht brauchen, um Johnson gehörig zu decken."

Ohne weitere Bemerkungen entfernten sich die zwei mörderischen Schurken, um die Vorbereitungen zu ihrem blutigen Anschlage zu treffen. Sobald sie außer Sicht waren, erhob ich mich und folgte ihnen nach dem Laden zurück, vor dessen Eingang sie mit Johnson und Andern zusammensaßen.

Als mich mein Compagnon erblickte, fragte er mich erschrocken: „Was fehlt Dir, Tannor? Du siehst ja blaß wie der Tod aus."

Ich zog ihn auf die Seite und machte ihn mit den Einzelnheiten meines Abenteuers unter der Eiche bekannt. Davis war nicht weniger erstaunt als ich, als er diesen teuflischen Anschlag vernahm.

„Was ist zu thun?" waren die ersten ängstlichen Worte, die ihm entfuhren. „Dietfurt muß gewarnt werden

und das sogleich. Hast Du Dir schon einen Plan ausgedacht?"

„Ja", erwiederte ich, „und wenn Du während meiner Abwesenheit den Laden besorgen und zu Niemand etwas sagen willst, so will ich zwei der muthigsten Bursche mit mir nehmen und mit Dietfurts Hilfe diese Schurken fangen, wenn sie sich dessen am wenigsten versehen."

„Gut, thue, was Dir am besten dünkt", erwiederte Davis, „aber um's Himmelswillen verliere keine Zeit."

„Du darfst Dich darauf verlassen", sagte ich und entfernte mich. Auf dem Wege rief ich zwei mir näher bekannte Goldgräber in ihren Zelten an und ersuchte sie, ihre Revolver zu nehmen und mich zu begleiten, das Weitere würde ich ihnen auf dem Wege mittheilen. Sie waren, als sie vernahmen, daß es sich um etwas Wichtiges handelte, sogleich dazu bereit.

Dietfurts Wohnung war eine gute halbe Stunde entfernt und als wir bei derselben anlangten, hatte er sich bereits zur Ruhe begeben. Wir weckten ihn sogleich auf und theilten ihm mit kurzen Worten das schreckliche Schicksal mit, dem er wie durch ein Wunder entgangen. Darauf beriethen wir uns über einen Plan, um die Schurken zu fangen.

Die folgende List, von Dietfurt selbst ausgesonnen, wurde sogleich gutgeheißen und in's Werk gesetzt. Mit Hilfe einer Decke, eines alten Rocks und zweier Sacktücher wurde eine menschliche Figur hergestellt und auf Dietfurts Lager gelegt, nachdem man ihr um den Hals eine Schnur gebunden, welche durch einen ober dem Bette befindlichen Haken lief, so daß, wenn man sie anzog, die Figur sich aufrichtete.

Wir Vier legten uns darauf an der dem Bette entgegengesetzten Seite gerade unter dem Fenster nieder. Dietfurt, welcher das Ende der Schnur hielt, sollte dieselbe anziehen, sobald das Fenster eingestoßen wurde und nach dem Schuß die Figur wieder zurückfallen lassen, als ob sie tödtlich getroffen sei, dann wollten wir die Gelegenheit wahrnehmen und die Schurken überfallen, wenn sie sich dessen am Wenigsten versahen.

Länger als zwei Stunden mußten wir warten, bis sie kamen. Endlich hörten wir vorsichtig heranschleichende Tritte und als sie nahe genug kamen, sogar leises Geflüster. In der ängstlichen Erwartung dessen, was jetzt folgen würde, schien es uns fast, als könnten wir unsere Herzen schlagen hören. Die Zersplitterung des Glases gab indeß gleich darauf das Signal zu Handeln. Die Figur erhob sich auf dem Bette gerade so, wie ein Mann, der durch ein ungewöhnliches Geräusch aus dem Schlafe geweckt wird. Einen Augenblick danach wurde die dem Fenster gegenüber liegende Wand durch einen Lichtschimmer beleuchtet, es fiel ein Schuß und die Figur sank mit schrecklichem Stöhnen, das uns selbst unerklärlich war, auf das Lager zurück. Wir wußten damals noch nicht, daß Dietfurt die Kunst des Bauchredens verstand.

„Courage, Bill!" sagte eine wohlbekannte Stimme, in der ich die des Schurken Jake erkannte. „Oeffne die Thür, während ich hier Acht gebe, ob er uns nicht zu täuschen sucht, obschon ich es nicht glaube, da er gerade so gestöhnt hat, wie ein Mann, der zwei Loth Blei in seinem Hirn hat. Spute Dich, wir müssen eilen, daß wir wieder zurückkehren, sonst könnte Johnson unsere Abwesenheit merken.

Ich hoffe, daß kein Mißverständniß wegen des Staubs obwaltet. Wenn die Thüre innen verriegelt ist, müssen wir sie eindrücken, da das Fenster zu klein ist, um durchzukommen."

Die Thüre war aber nicht verschlossen und im nächsten Augenblick darauf traten die beiden Schurken herein. Wir ließen sie an uns vorüber und packten sie dann. Der Eine von ihnen, welcher Jake hieß, machte aber einen verzweifelten Versuch, zu entkommen und er hätte vielleicht einige von uns niedergeschossen, wenn es Dietfurt nicht gelungen wäre, ihm den sechsläufigen Revolver aus der Hand zu schlagen. Beide wehrten sich indeß mit einem Muthe, der einer besseren Sache würdig war, und nur mit Mühe brachten wir es dahin, ihnen die Hände sicher auf den Rücken zu binden.

Am folgenden Morgen verbreitete sich die Nachricht von den Vorgängen der letzten Nacht wie ein Lauffeuer im ganzen Minenbezirk und mehr als dreihundert Goldgräber strömten nach Dietfurts Wohnung. Man konnte das Schicksal der Mörder bereits auf allen Gesichtern lesen. Man konnte sehen, daß Richter Lynch sich anschickte, sein Amt zu verwalten. Die Sicherheit und die Interessen von dreihundert Menschen verlangten es, daß die beiden Verbrecher, welche aus Goldgier ihre Hände in Blut tauchen wollten, die gebührende Strafe erhielten. Die Menge machte denn auch einen sehr kurzen Prozeß mit ihnen. Man zog die Elenden heraus, band ihnen trotz ihres Jammerns und Flehens einen Strick um den Hals und hing sie am nächsten Baume auf. Solcher Beispiele von Lynchjustiz finden sich viele in der ersten Geschichte Californiens. Sie war die Noth-

wehr gegen das freche verbrecherische Treiben des schurkischen Gesindels, das aus allen Himmelsgegenden dort zusammenströmte.

Eine gefahrvolle Reise.

Ich war noch ein junger Mann und hatte noch nicht lange die Akademie in Freiburg verlassen, als ich von einer großen englischen Minengesellschaft eine Anstellung erhielt, welche mich verpflichtete, in Cerro Pasco in Peru und in den Bergwerken von Potosi in Bolivien Dienste zu leisten. In dieser verantwortlichen Stellung verblieb ich 15 Jahre und da meine Gegenwart bald in dieser, bald in jener Mine nothwendig wurde, so brachte ich einen großen Theil meiner Zeit zu Pferde zu. Auf diesen Reisen führte mich mein Weg fast immer über die wildesten und gefährlichsten Pässe des Andesgebirgs.

Auf einer dieser langen und beschwerlichen Reisen über die Berge zwischen den Provinzen Lapaz und Oruro hatten wir wegen des stürmischen Wetters so viel Aufenthalt gehabt, daß ich fürchten mußte, die Commissionäre zu verfehlen, mit denen ich eine Zusammenkunft in einer der Minen verabredet hatte. Es war deshalb unerläßlich, durch die Wahl des kürzesten Wegs die verlorene Zeit wieder einzubringen. Wichtige Interessen hingen davon ab, daß ich zur rechten Zeit an dem bestimmten Orte eintraf.

Wir waren gerade im Begriffe, einen unserer beschützten Lagerplätze nach einem ungewöhnlich heftigen Sturme

zu verlassen, als ich Antonio, meinen ersten Peon (Maulthiertreiber) zu mir rief und ihn fragte, ob er keinen kürzeren Weg nach Oruro kenne, als den, auf welchem wir uns befanden.

„Si Sennor", („Ja, Herr") antwortete er. „Es gibt einen Pfad über den Paß von Chotlza, wodurch unsere Reise um zwei Tage abgekürzt würde. Es ist ein wilder Weg, der in unsern Tagen nur selten benützt wird. Aber zu den Zeiten der Incas*) bildete er den Hauptübergang über die Cordilleren."

„Gut Antonio", sagte ich, „die Zeit ist gerade jetzt kostbar für mich und wir müssen es deshalb mit dem Incaweg versuchen. So laßt uns denn aufsitzen und weiter ziehen."

Wir waren etwa zwei Stunden durch ein enges Thal geritten, auf dessen beiden Seiten sich gewaltige Massen zerrissener Felsen aufthürmten, als Antonio, welcher vorausritt, sein Maulthier anhielt, um auf mich zu warten.

Als ich ihn einholte, zeigte er auf einen schmalen Engpaß zu unserer Linken, welcher aufwärts führte. Dort war ein künstlicher Weg in der Weise mitten durch die Felsen gehauen, daß der obere Theil derselben ein Dach bildete. Ich hätte das Ganze für den Eingang einer Berghöhle gehalten, wäre nicht auf der offenen Seite das Sonnenlicht eingeströmt.

„Dort, Sennor, ist la puerta el Chutlza und durch sie liegt unserer kürzester Weg nach Oruro, wenn Sie noch immer gesonnen sind, denselben einzuschlagen."

*) Die Bewohner Perus vor der Eroberung durch die Spanier.

Ich mußte zugestehen, daß die wilde Schlucht, welche mir der Mann gezeigt hatte, nicht sehr einladend aussah, aber der Zeitgewinn von zwei Tagen war zu werthvoll für mich, um jetzt noch meinen Enschluß zu ändern und ich befahl deshalb dem Führer, den Weg nach dem düstern Felsengang einzuschlagen. Ich ritt unmittelbar hinter ihm, während die Maulthiere, die das Gepäck trugen, mit ihren Peons den Zug schlossen. In dieser Weise zogen wir auf dem steilen Pfade dahin, welcher dem Anschein nach seit länger als 12 Monaten nicht betreten worden war.

Oefters kamen wir an dunkeln Schluchten vorüber, in deren unergründlichen Tiefen das Rauschen von Gewässern vernehmbar war. Ueber diese Abgründe hatten die alten Ingenieure mit großer Geschicklichkeit Brücken gebaut und in den meisten Fällen war der dazu verwendete Cement dauerhafter, als der Felsen selbst. Dann führte unser Weg wieder auf Pfaden empor, welche an der Seite der steilen Felsen ausgehauen waren. Um das Aufsteigen zu erleichtern, hatte man in gleicher Entfernung Stufen angebracht, welche aber durch Frost und Schneewasser ihre scharfen Kanten verloren hatten.

Mein edler kleiner Choco folgte mit festem Tritte dem Maulthiere Antonios auf dem Fuße nach und betrat diesen stiegenartigen Weg mit derselben Zuversicht, als galoppirte er auf einer grasigen Ebene tausend Fuß unter uns.

Es war in der That ein ganz wilder Weg, auf den sich außer einem südamerikanischen Maulthiertreiber gewiß Niemand gewagt hätte. Wie wir so an der Seite schwindelnder Abgründe auf dem schmalen tunnelartigen Pfade

emporstiegen, überkam mich ein Gefühl von Furcht, eine Vorahnung, wie ich sie bei meinen Reisen über die höchsten Andespässe noch nie empfunden hatte. Gerne würde ich jetzt die angesetzte Zusammenkunft, so wichtig sie war, versäumt haben, wenn ich mich noch einmal auf den gewöhnlichen Maulthierpfad hätte zurückversetzen können. Aber bei der Beschaffenheit des Wegs war an eine Umkehr nicht zu denken. Wir hatten nur die eine Wahl, auf dem eingeschlagenen Pfade weiter zu reiten.

Noch lebhafter aber drängten sich mir diese Gefühle auf, als ich mich nach Ersteigung des Gebirgskamms bei einer plötzlichen Biegung des Wegs ganz unerwartet auf einem schmalen Felsenvorsprung befand, welcher über einen furchtbaren viele tausend Fuß tiefen Abgrund frei in der Luft schwebte. Wie groß die Entfernung bis zum Boden war, hat noch kein menschliches Auge gemessen, denn obschon auf diesen Höhen die Atmosphäre meist klar zu sein pflegt, so scheint doch ein ewiger Nebel die furchtbaren Geheimnisse dieser Abgründe den menschlichen Blicken zu entziehen.

Um aber die Schrecken dieses Passes noch zu vermehren, hatten die Ingenieure, anstatt den schmalen Pfad über den Gipfel des Bergs zu führen, in einer unerklärlichen Laune den Weg mit unendlicher Mühe und Arbeit an der Seite dieser furchtbaren Felsenspitze ausgehauen. Er war kaum zwei Fuß breit und der geringste Fehltritt unserer Thiere hätte uns in die unergründliche Tiefe geschleudert.

Antonio, immer voraus, lenkte vorsichtig sein gutgeschultes Maulthier auf diesem schmalen Pfad und das kluge

Thier, an die steilen Gebirgspässe gewöhnt, verfolgte mit zuversichtlichem Schritte seinen gefährlichen Weg.

Glücklicher Weise für uns war es, obschon sehr kalt, doch vollkommen windstill. Wäre ein starker Wind gegangen, so hätten wir uns nicht auf dem glatten Felsen erhalten können, sondern wären unfehlbar in den Abgrund geweht worden.

Wir mochten etwa tausend Schritte an dieser schrecklichen Klippe, wie Fliegen an der Wand, hingekrochen sein, als Antonio mir zurief:

„Buono, Don Tomaso, noch hundert Schritte und unser Weg geht abwärts.“ Dann hielt er einen Augenblick an und betrachtete die Stelle, welche sein Maulthier zu überschreiten in Begriff war, mit offenbarer Besorgniß. „Jetzt, Sennor“, fuhr er fort, „nehmen Sie sich in Acht, diese Risse in dem Felsen wollen mir nicht recht gefallen.“

Auch mir gefielen sie nicht, denn als ich die Stelle erreichte, sah ich zu meinem Schrecken, daß sich durch Regen und Frost eine tiefe Spalte gebildet hatte, welche den Pfad auf einer Länge von 15 bis 20 Fuß von dem Berge abzulösen drohte. Wir kamen jedoch glücklich hinüber. Aber der Felsen, welcher unter dem leichten Tritte von Antonios Maulthier unbeweglich blieb, zitterte heftig unter der größeren Last meines Pferdes und mit Schauder nahm ich wahr, daß die Spalte sich erweitert hatte.

Ich zitterte für die Sicherheit der Peons und ihrer Thiere, welche hinter mir kamen und wandte mich theilweise im Sattel um, um zu sehen, wie sie über die gefährliche Stelle wegkämen.

In diesem Augenblicke stieß Antonio, welcher an eine schwache Biegung des Felsens gekommen war, einen Schreckensruf aus und in demselben Momente, wo ich mich umdrehte, um zu sehen, was es sei, ertönte hinter mir ein so furchtbares herzzerreißendes Angstgeschrei von Menschen und Thieren, wie ich noch nie etwas Aehnliches vernommen hatte. Dasselbe starb aber sogleich in der Entfernung unter mir dahin und als ich mich wieder umschaute, waren Maulthiere und Peons verschwunden. An der Stelle, wo ich sie zuletzt gesehen, befand sich nur ein dünnes Staubwölkchen und der glatte pfadlose Felsen. Die Masse desselben, welche den Weg bildete, bereits gelockert, hatte sich unter dem Gewichte der vier Maulthiere und ihrer Treiber losgerissen und war mit ihnen in den unergründlichen Abgrund gestürzt.

Mit Schauder erfüllt über das Schicksal meiner unglücklichen Gefährten, ein Schicksal, das auch mir jeden Augenblick bevorstehen konnte, klammerte ich mich krampfhaft an der Mähne meines zitternden Pferdes an, das mit ausgestrecktem Kopf und gespitzten Ohren dastand und zu wissen schien, daß uns noch weitere Gefahren bevorständen.

Einige Schritte weiter reitend, kam ich hinter die Biegung, wo Antonio meinen Blicken entschwunden war und den Schreckensruf, den ich vernommen, ausgestossen hatte. Er hielt noch auf der Stelle. Sein Maulthier, sonst ein sehr muthiges Thier, schien jeden Augenblick vor Furcht zusammensinken zu wollen. Mit vorgestrecktem Nacken, die langen spitzigen Ohren in einer Linie mit dem Kopf und Hals, die rothen Nasenlöcher weit geöffnet und an allen Gliedern zitternd, war es ein Bild des lebhaftesten Schre-

ckens. Sein Reiter, ein so wackerer Bursche, wie jemals einer den tausenderlei Gefahren der Cordilleren die Stirne bot, schien vor Furcht wie vernichtet. Sprachlos, mit blassen eingesunkenen Zügen und herausgetriebenen Augen erwartete er meine Annäherung und als ich ihn erreichte, streckte er seinen zitternden Arm aus und deutete gerade vor sich hin. Niemals in meinem Leben werde ich den Anblick vergessen, welcher hier meinen Augen entgegentrat. Der Felsenvorsprung hatte sich auf 20 Schritte weit abgelöst und wo sich der Pfad befunden hatte, war jetzt nichts weiter, als die glatte steil abfallende Felsenwand.

Es dauerte einige Minuten, bis ich das Schreckliche unserer Lage zu begreifen vermochte. Vor uns und hinter uns war uns alle Hoffnung zum Entkommen abgeschnitten. Wir waren Gefangene an diesem trostlosen Orte und außer dem Bereiche aller menschlichen Hilfe. Der Tod starrte uns bereits in die Augen, denn rückwärts zu gehen, war eben so unmöglich als vorwärts.

Antonio war der erste, der wieder so viel Geistesgegenwart erlangte, um zu sprechen. Er sagte, es bleibe uns nichts übrig, als uns selbst in den Abgrund zu stürzen und uns so mit unsern unglücklichen Gefährten zu vereinigen, deren Schicksal, weil es schnell eingetreten, weit besser gewesen sei, als das unsrige.

Die Stimme des Peon brachte mich wieder zur Besinnung und der vielen Gefahren gedenkend, aus der mich eine gütige Vorsehung bereits errettet hatte, faßte ich Muth und erwiederte:

„Nein, nein, mein guter Antonio, jetzt noch nicht.

Steigt ab und wenn möglich, will ich zu Euch kommen, damit wir uns mit einander berathen können. Vielleicht können wir doch noch einen Ausweg aus dieser gefahrvollen Lage entdecken."

Ich sagte dies mit vertrauensvollem Tone, obschon meine Gedanken denselben Lügen straften. Nachdem ich mich am Hintertheile meines Pferdes heruntergelassen hatte, kroch ich zwischen seinen Füssen durch bis zu dem Platze, wo mein Gefährte abgestiegen war. Darauf krochen wir auf dieselbe Weise unter Antonios Maulthier durch und standen an dem äußersten Ende des Pfades, in den bodenlosen Abgrund hinabblickend.

Während wir so dastanden, fielen meine Augen auf die frische Bruchfläche des Felsens, aus der ich sogleich den Schluß zog, daß er von weichem Gestein sein müsse. Um mich davon zu überzeugen, probirte ich ihn mit der Spitze meines Messers. Ich hatte mich nicht getäuscht. Zu meiner Freude ließ er sich ziemlich leicht schneiden. Damit schien mir nun die Möglichkeit gegeben, über die eingestürzte Stelle hinwegzukommen und den Pfad auf der andern Seite derselben zu erreichen. Antonio hatte meinen kleinen Gebirgshammer, den ich auf allen Reisen mit mir führte, in der Satteltasche. Ich hatte ihm denselben, weil er mich genirte, auf dem Wege zur Aufbewahrung übergeben. Dieses den Mineralogen wohlbekannte Werkzeug ließ ich mir jetzt reichen. Der Peon hatte indeß kein Vertrauen auf das, was ich ihm sagte.

„Nein, nein, Don Tomaso", sagte er traurig, „wir müssen hier sterben. Es gibt keine Hilfe für uns."

„Still, still, mein guter Bursche", sagte ich. „Seht her!" und mit der beilartigen Picke des Hammers hieb ich eine Kerbe in den weichen Felsen aus, groß genug, um meinem Fuße einen festen Halt zu gewähren, und so staffelförmig weitere bis das Plateau des Felsens erreicht war. Das Hinabsteigen auf der andern Seite mußte auf dieselbe Weise bewerkstelligt werden und war nicht ohne Gefahr. Auf diese Weise gelangten wir endlich nach dreistündiger Arbeit, bei der wir einander ablösten, wieder auf den Fußpfad.

Unsere Thiere, welche die ganze Zeit über bewegungslos dagestanden waren, mußten wir mit schwerem Herzen ihrem traurigen Schicksale überlassen. Wir haben niemals in Erfahrung bringen können, durch welchen Tod die armen Geschöpfe von ihren Leiden erlöst wurden, aber Antonio versicherte mir, daß sie sehr bald eine Beute der Condor geworden seien, jener riesigen Geier, welche auf den unzugänglichen Gipfeln des Andesgebirgs horsten.

Nachdem wir viel von Kälte, Anstrengung und Hunger gelitten hatten, erreichten wir das Thal, wo wir Pferde erhielten, mit denen wir unsere Reise fortsetzten. Drei Tage nach unserm schrecklichen Abenteuer trafen wir in den Minen ein, zeitig genug, um die verabredeten Geschäfte mit den Commissionären abzumachen.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Antonio und ich die letzten menschlichen Wesen waren, welche den einst so berühmten Incapaß überschritten. Ich selbst aber kann es mir nie ganz vergeben, daß ich diesen Weg gewählt, welcher die Veranlassung war, daß vier Menschen ihr Leben verloren.

Eine Nacht unter den Wölfen.

Von einem alten Ansiedler.

Vor einer Reihe von Jahren wanderte ich mit meiner Familie nach Wisconsin aus und ließ mich dort an einer Stelle nieder, die wenigstens vier Stunden von der nächsten Ansiedelung und zwei Stunden von dem nächsten Nachbarn entfernt war. Das Land ringsum bestand meist aus Urwald und so zahlreich waren die wilden Thiere und feindlichen Indianer in dieser Gegend, daß unsere Freunde und Verwandte im Osten, denen ich unsere Lage beschrieb, in großer Sorge um uns schwebten. Ich aber hegte meinetwegen keine Furcht und meine Frau besaß den Muth eines erprobten Jägers, aber wir hatten drei Kinder, wovon das älteste erst zehn Jahre zählte und zuweilen, wenn ich vom Hause entfernt war, und das plötzliche Brummen eines Bären, oder das Heulen eines Wolfs, oder den Schrei eines Panthers vernahm, dachte ich an sie und wurde unruhig.

Eine Zeit lang flößte das nächtliche Heulen und Schreien dieser wilden Thiere den Kindern sehr oft Schrecken ein und auch meine Frau und ich wurden zuweilen besorgt, besonders wenn wir den Schrei eines Panthers (so wird die amerikanische Tigerkatze, Cuguar gewöhnlich genannt) für einen indianischen Kriegsruf hielten; aber wir gewöhnten uns nach und nach an die verschiedenen Töne und als ich um unser Blockhaus herum einige Acres Wald geklärt hatte, kamen sie selten mehr so nahe.



Eine Nacht unter Wölfen.

An einem kalten Decembermorgen, an welchem der tiefe Schnee eine so harte Frostkruste hatte, daß sie vollkommen trug, wollte meine Frau in die nächste Niederlassung reiten, um einige Einkäufe zu machen, die sie selbst zu besorgen wünschte. Obschon sie an sich schon warm gekleidet war, so hüllte ich sie, als sie zu Pferde saß, zur Vorsorge doch noch in einen großen Büffelmantel ein und da nach Einbruch der Nacht der Wald voller Gefahren war, so ermahnte ich sie, längstens bis Sonnenuntergang zurückzusein, was sie auch versprach.

Nach ihrer Entfernung empfand ich den ganzen Tag über eine gewisse Beklemmung und Angst, die ich mir nicht erklären konnte. Es war mir gerade so, als ob uns ein Unglück bevorstände und als die Sonne sich zum Untergange neigte und nichts von meiner Frau zu sehen war, nahm ich Flinte, Pistolen und Munition, sattelte ein junges, noch sehr widerspenstiges Pferd, schärfte den Kindern ein, das Haus nicht zu verlassen, und ritt der Erwarteten entgegen.

Es war gerade finster geworden, als mir die Lichter der Stadt aus der Ferne entgegen schimmerten; aber noch ehe ich den Ort erreichte, kam mir meine Frau, welche wider Erwarten aufgehalten worden war, auf ihrem Heimweg entgegen. Ich war sehr erfreut, sie gesund und munter zu sehen und hielt meine schlimme Vorahnung für eine bloße Phantasie.

Um so schnell als möglich nach Hause zu kommen, schlugen wir einen raschen Trab an. Wir mochten etwa zwei Dritttheile unseres Wegs, der durch einen dicken finstern Wald führte, zurückgelegt haben, als wir durch ein

langedehntes klagendes Geheul, das sich aus beträchtlicher Entfernung und in verschiedenen Richtungen vernehmen ließ, einiger Massen erschreckt wurden. Wir wußten recht wohl, daß es von Wölfen herrührte, welche einander in dem großen Walde Signale gaben und antworteten.

Die Wölfe dieser Gegend gehörten zu der größeren und wilderen Gattung und obschon sie gewöhnlich und einzeln keinen Angriff auf Menschen machten, so fühlte ich mich jetzt doch nicht ganz sicher, ob wir nicht, wenn sie in stärkerer Zahl und von Hunger kühn gemacht, herankämen, von ihnen belästigt würden. Wir trieben deshalb unsere Pferde zur größeren Eile an, wurden aber im Weiterreiten jeden Augenblick unruhiger, als wir bemerkten, daß viele von den Tönen sich uns mehr und mehr näherten. Wir waren gerade in eine Vertiefung gekommen, wo einige große Bäume ihre riesigen Aeste über dichtes Unterholz ausbreiteten, als wir plötzlich ein lautes heißeres Bellen und Knurren ganz in unserer Nähe vernahmen. Im nächsten Augenblicke darauf rasselte und trappte es in den Büschen und dann sprangen sechs oder acht große abgemagerte Wölfe hart an uns auf den Weg heraus.

Dies geschah so schnell und unerwartet, daß meine Frau einen schwachen Schrei ausstieß und ihren Zügel fahren ließ, worauf sie von dem Pferde, das sich bäumte und ausschlug, abgeworfen wurde. Sie fiel gerade zwischen die wilden und heulenden Bestien. Glücklicher Weise wichen dieselben, durch ihren plötzlichen Fall erschreckt, ein wenig zurück, was sie mit seltener Geistesgegenwart dazu benützte, sich so in den Büffelmantel, den sie nach sich gezogen hatte,

einzuhüllen, so daß dadurch ihre Person vor dem ersten Angriff geschützt war. Gleich darauf sprang die wilde Meute auf sie, auf mich und auf die beiden Pferde ein. Das ihrige schüttelte sogleich seine Feinde ab und entfloh, das meinige dagegen verhielt sich so unruhig, daß ich keinen Gebrauch von meinen Waffen machen konnte, sondern Mühe hatte, es zu halten, damit es nicht mit mir durchging.

In der Angst für meine Frau war ich nur bemüht, mich von den Steigbügeln loszumachen und sobald mir dies gelang, sprang ich auf den Boden, während mein Pferd wie der Blitz seinem fliehenden Gefährten nachrannte. Im Absteigen war mir mein Gewehr entfallen und losgegangen, glücklicher Weise aber hatte ich meine geladenen Pistolen und mein Jagdmesser in dem ledernen Gürtel stecken, an welchem auch der Kugelbeutel hing. Kaum wissend was ich that, und nur an die Mutter meiner Kinder denkend, welche zwischen drei oder vier wüthend kämpfenden und knurrenden Bestien lag, ergriff ich mit beiden Händen meine Waffen, spannte sie und mich in die Mitte meiner Feinde stürzend, hielt ich die Mündungen zweier derselben, welche sich gegen mich gewendet hatten, an die Köpfe und schoß los.

Beide Schüsse thaten, wie es nicht anders sein konnte, ihre Wirkung und als die zwei Wölfe sich im Todeskampfe wälzten, fielen ihre Kameraden mit wüthender Gier über sie her, rissen sie in Stücke und fraßen sie vor meinen Augen und fast über dem Körper meines Weibes in wenigen Minuten auf.

Als ich mich durch einige ängstliche Fragen überzeugt hatte, daß meine Frau noch lebte und unverletzt war, bat

ich sie, sich ruhig zu verhalten, und, mein Gewehr aufraffend, begann ich so rasch als möglich alle meine Waffen wieder zu laden. Sobald ich die erste Kugel aufgesetzt hatte, fühlte ich mich versucht, unter die Bestien zu feuern, aber in diesem Augenblicke hörte ich ein fernes Geheul und fürchtend, daß wir bald von einer andern Meute angegriffen werden würden, sparte ich mein Feuer für die äußerste Gefahr auf und lud eiligst die andern Waffen. Bis ich damit zu Ende gekommen war, hatten sich unsere ersten Angreifer, welche sich an ihren getödteten Kameraden vollgefressen, allmählig davongeschlichen; aber zu gleicher Zeit warnte mich das Geheul der andern, welche jetzt immer näher kamen, auf meiner Hut zu sein.

Ich hatte gerade mein Weib sicherer in ihren schützenden Mantel gehüllt, das Beste, was sie in dieser gefährlichen Lage thun konnte, und mich mit den Pistolen in der Hand vor ihrer ausgestreckten Gestalt hingestellt, als die zweite Meute, aus acht oder zehn halbverhungerten Thieren bestehend, auf dem Schauplatz erschien. Als sie mich zuerst entdeckten, standen sie einen Augenblick still, sahen mich mit Augen, die wie feurige Kohlen glühten, an und begannen dann mit furchtbarem Knurren und Heulen mich immer enger und enger zu umkreisen. Plötzlich sprang einer, der kühner oder hungriger war als die andern auf mich ein und erhielt einen Pistolenschuß zwischen die Augen und als er auf den Schnee niederstürzte, fiel ein Theil der andern wie bei dem ersten Falle über ihn her. Aber ich hatte keine Zeit mir über diesen Sieg Glück zu wünschen, denn fast in demselben Augenblicke fühlte ich die scharfen

Zähne eines andern in meiner Seite, so daß ich vor Schmerz laut aufschrie. Mein armes Weib, welches glaubte, es sei Alles mit mir vorüber, stieß ebenfalls ein Jammergeschrei aus und war im Begriff, sich zu erheben, als ich ihr zurief, sie solle sich nicht rühren, indem ich noch unverletzt sei. Zu gleicher Zeit hielt ich meinem Angreifer das Pistol an den Kopf und streckte ihn ebenfalls auf den Schnee nieder. Ich hatte jetzt noch mein Gewehr, das mit mehreren Kugeln geladen war, in der Reserve und dieses schoß ich unter die kämpfende Meute ab. Wie viele verwundet wurden, weiß ich nicht, aber der Platz um uns wurde fast augenblicklich von unsern Feinden geräumt.

Einige hinkten, als sie entflohen, und andere schienen von ihren Kameraden Verletzungen erhalten zu haben.

Jedenfalls war unsere Befreiung eine wunderbare und wenn mich auch die Wunde in meiner Seite heftig schmerzte, so zeigte doch eine hastige Untersuchung derselben, daß sie nicht gefährlich war. Mein erstes Geschäft war jetzt, meine Waffen wieder zu laden, während meine Frau sich erhob, mich zärtlich umarmte und Gott für unsere Rettung dankte.

„O die lieben Kinder!" rief sie mit mütterlicher Liebe aus, „sie wissen nicht, wie nahe sie daran waren, Waisen zu werden und allein in dieser einsamen Wildniß zurückzubleiben. Laß uns zu ihnen heim eilen, so lange wir noch die günstige Gelegenheit dazu haben."

„Leider haben wir keine Gelegenheit dazu", erwiederte ich traurig. Horch! Dort in der Ferne sind noch mehr von unsern Feinden. Hörst Du sie nicht?"

„Und werden sie ebenfalls hieher kommen?“ fragte sie zitternd.

„Ich fürchte es.“

„O Himmel, was soll dann aus uns werden?“ rief sie aus, „denn ich habe die Ueberzeugung, daß wir beide ihren Angriff nicht überleben werden.“

„Ich sehe nur einen Weg zur Rettung“, sagte ich ängstlich. „Wir müssen auf einen Baum steigen und dort in den Aesten bis zum Anbruch des Tags verbleiben.“

„Aber wir werden dort jedenfalls erfrieren“, erwiederte sie.

„Ich hoffe nicht. Auf alle Fälle bleibt uns nichts Anderes übrig. Ich denke Dein Büffelmantel wird Dich, wenn Du Dich gut hineinhüllst, vor Kälte schützen, wie er Dich vor den Wölfen geschützt hat und ich werde mich durch Auf- und Absteigen und durch Stampfen auf die Aeste warm zu erhalten suchen.“

„Aber warum kein Feuer anzünden?“ erwiederte sie schnell, indem ein Hoffnungsstrahl ihr Gesicht belebte.

„Aus zwei Gründen“, antwortete ich. „Erstens, weil uns keine Zeit dazu bleibt -- hörst Du nicht eine andere hungrige Meute heulen? — und zweitens, weil wir kein Material dazu haben, indem das dürre Holz und Reisig unter dem Schnee begraben sind.“

„So sei uns der Himmel gnädig“, stöhnte sie. „Wir haben nichts als den Tod vor uns. O meine armen, armen Kinder!“

Ich bat sie, Muth zu fassen und nicht zu verzweifeln. Dann suchte ich einen großen Baum aus, dessen untere

Aeste dicht beisammen standen, half ihr hinauf und kletterte ihr nach. Es war aber keinen Augenblick zu früh, denn kaum hatten wir uns so gut es ging dort eingerichtet, als ein anderes hungriges Rudel unserer Feinde, heulend, knurrend und raufend unten erschien, während ihre zu uns emporgerichteten Augen schrecklich leuchteten. Doch wir waren glücklicher Weise vor ihnen sicher. Die ganze lange fürchterliche Nacht blieben wir an unserm Zufluchtsort, auf das Heulen der Bestien horchend und an unsere Lieben zu Hause denkend.

Die Nacht war ungewöhnlich kalt und trotz aller meiner Bemühungen mein stockendes Blut in Bewegung zu erhalten, wurde ich vor Morgen so erstarrt, daß ich glaube, ich hätte mich ruhig hingesetzt, um zu sterben, wenn meine Frau mich nicht fortwährend mit den rührendsten Bitten bestürmt hätte, ich möchte sie nicht als Wittwe und ihre Kinder vaterlos zurücklassen.

Endlich ward es Tag und niemals wurde ein Morgen mit mehr Freude begrüßt. Unsere Feinde schlichen sich nun einer nach dem andern fort und wenige Minuten nach ihrem Verschwinden stieg ich herab und suchte mich durch heftige Bewegung einiger Massen zu erwärmen. Dann half ich auch meiner Frau herunter, worauf wir sogleich den Weg nach Hause einschlugen. Als wir glücklich daselbst anlangten, wurden unsere armen erschreckten Kinder fast närrisch vor Freude.

Eine Wolfsjagd in Rußland.

Wolfs- und Bärenjagden gehören zu den beliebtesten Vergnügungen in Rußland. Die Wölfe werden auf folgende Weise im Winter, wenn sie der Hunger kühn macht, gejagt. Drei oder vier Jäger, jeder mit einer Doppelflinte bewaffnet, besteigen eine Troika, eine Art Gefährte, das von drei Pferden gezogen und dessen Name nicht von seiner Gestalt, sondern von dem Gespanne abgeleitet ist. Das mittlere Pferd läuft stets im Trab, während das rechte und linke galoppiren. Das mittlere Pferd trabt mit niederhängendem Kopf und heißt der „Schneefresser.“ Die zwei andern, welche nur einen Zügel haben, sind in der Mitte des Körpers an die Deichseln befestigt und tragen den Kopf beim Galoppiren frei.

Die Troika muß von einem zuverlässigen und gewandten Kutscher gelenkt werden. Ein junges Schwein ist durch ein 12 Fuß langes Seil, oder der größeren Sicherheit wegen, durch eine Kette an das Gefährte gebunden. Das Thier wird aber so lange in dem Fuhrwerk behalten, bis die Jäger den Wald erreichen, wo die Jagd stattfinden soll, dann wird es ausgesetzt und das Gespann angetrieben. Das Schwein, das diese Gangart nicht gewöhnt ist, fängt zu quicken und bald darauf laut zu schreien an. Dadurch wird zuerst ein Wolf herbeigelockt, dann zwei, dann drei, dann zehn, dann fünfzehn, alle hinter dem Schweine herjagend, nach ihm schnappend und beißend. In seiner Verzweiflung schreit dieses immer heftiger und stört dadurch

auf mehrere Meilen im Umkreis alle Wölfe auf, so daß bald ein unabsehbares Rudel derselben der Troika folgt. Bei der Schnelligkeit, mit der diese sich bewegt, können sie indeß dem Schweine wenig anhaben.

Ein guter Kutscher ist aber jetzt unerläßlich, denn die Pferde, die eine natürliche Furcht vor den Wölfen haben, jagen wie toll dahin. Die Jäger schießen, so schnell sie laden können. Zu zielen brauchen sie ohnedieß nicht. Das Schwein schreit, die Pferde schnauben, die Wölfe heulen, die Flinten krachen, — es ist ein höllisches Concert. So lange der Kutscher die Pferde in seiner Gewalt hat, mögen sie auch noch so schnell dahinfliegen, ist keine Gefahr vorhanden. Wenn sie sich dagegen seiner Leitung entziehen, wenn sie stürzen, oder wenn die Troika umgeworfen wird, so ist alles verloren. Am folgenden Tage ist dann von der ganzen Partie nichts mehr übrig, als die Trümmer der Troika und die größeren Knochen der Pferde, der Jäger und des Kutschers.

Im vorigen Winter begab sich der Fürst Repnine auf eine solche Jagd und es hat nicht viel gefehlt, so wäre es seine letzte gewesen. Er befand sich mit zwei Freunden auf einem seiner Schlösser, welches in der Nähe der Steppe liegt. Da dieses Terrain besonders günstig für die Wolfsjagd ist, so beschlossen sie, eine solche anzustellen.

Ein großer Schlitten aus Weidengeflecht, in welchem sich drei Personen mit Bequemlichkeit bewegen konnten, wurde zu diesem Zwecke herbeigeschafft und für die drei kräftigen Pferde, die zu seiner Bespannung dienten, ein Mann als Lenker ausgesucht, der im Lande geboren und in dieser Art

Jagd vollkommen erfahren war. Jeder der Jäger hatte zwei Paar Doppelgewehre und 150 Kugelpatronen bei sich.

Es war Nacht, als sie die Steppe, eine ungeheuere, mit Schnee bedeckte Prärie erreichten. Der volle Mond stand am wolkenlosen Himmel. Seine von der Schneefläche zurückgeworfenen Strahlen verbreiteten ein Licht, das dem Tage wenig nachgab.

Als das Schwein ausgesetzt war und sich gezogen fühlte, fing es an zu schreien. Ein oder zwei Wölfe erschienen, aber sie waren furchtsam und hielten sich in respectvoller Entfernung. Nach und nach aber kamen mehrere hinzu und je mehr ihre Zahl zunahm, desto größer wurde ihre Kühnheit.

Es mochten etwa 20 Wölfe sein, als sie sich auf Schußweite der Troika näherten. Einer der Jäger feuerte. Ein Wolf fiel. Die Uebrigen wurden dadurch so in Schrecken versetzt, daß sie größtentheils entflohen.

Sieben oder acht der hungrigen Bestien blieben zurück, um ihren todten Kameraden aufzufressen. Die Lücken in den Reihen der Verfolger waren aber bald wieder ausgefüllt. Von allen Seiten vernahm man Geheul und überall erblickt man feurige Augen. Die Schützen waren jetzt in voller Thätigkeit, aber obschon sie ein eben so schnelles als wirksames Feuer unterhielten, so wurde doch die Zahl der Wölfe nicht geringer, sondern nahm immer mehr zu. Sie rannten so schnell über die gefrorene Schneefläche hin, daß sie zu fliegen schienen und so leicht, daß man sie kaum hörte. Ihre Colonnen, auf welche die Kugeln der Jäger ganz ohne Einfluß blieben, wuchsen noch immer an. Sie bildeten jetzt

einen ungeheueren Halbkreis, dessen Spitzen die Pferde einzuschließen drohten. Die Bestien schienen wirklich aus der Erde emporzutauchen. Es lag etwas Räthselhaftes in ihrer Erscheinung, denn woher in einer solchen Schneewüste mehr als 3000 Wölfe kommen sollten, ließ sich kaum erklären.

Indeß fuhren die Schützen fort zu schießen, aber sie hatten bereits mehr als die Hälfte ihrer Munition verbraucht und es blieben ihnen im Ganzen nur noch 200 Patronen übrig gegenüber von 3000 Wölfen! Die Spitzen ihres Halbkreises wurden immer länger und rückten den Pferden immer näher. Wenn eines der letzteren strauchelte, so war das Schicksal der kleinen Gesellschaft besiegelt.

„Was denkst Du davon, Iwan?“ fragte der Fürst Repnine den Lenker des Gespanns.

„Ich möchte lieber zu Hause sein, Ew. Gnaden.“

„Glaubst Du, daß Gefahr vorhanden ist?“

„Sie haben Blut geschmeckt und je mehr sie erschießen, desto mehr werden kommen.“

„Was räthst Du zu thun?“

„Die Pferde zur äußersten Schnelligkeit anzutreiben.“

„Bist Du der Pferde auch sicher.“

„Ja, Ew. Gnaden.“

„Stehst Du auch für unsere Sicherheit?“

Der Mann gab keine Antwort. Durch ein scharfes Pfeifen ermunterte er die Rosse, daß sie mit Windesschnelligkeit dahinflogen. Dann machte er plötzlich mit dem Gespann eine Seitenbiegung, welche die Spitze des einen Halbkreises durchschnitt. Die Wölfe öffneten ihre Reihe und

ließen die Pferde durch. Der Fürst erhob sein Gewehr zum Schusse.

„Um Gotteswillen schießen Sie nicht, sonst sind wir verloren“, rief Iwan.

Der Fürst gehorchte. Erstaunt über die unerwartete Bewegung blieben die Bestien eine Minute bewegungslos. Diese kurze Frist gab der Troika einen solchen Vorsprung, daß sie die Wölfe nicht mehr einholen konnten. Eine Viertelstunde darauf waren sie in der Nähe des Schlosses. Fürst Repnine hat berechnet, daß seine Pferde in 15 Minuten einen Weg von fast 1½ deutschen Meilen zurückgelegt hatten. Am folgenden Morgen fuhren die Jäger hinaus auf die Steppe und sahen sich nach ihrer Beute um. Sie zählten die Gebeine von mehr als 200 Wölfen.

Eine Tigerjagd.

Aus der Erzählung eines englischen Officiers.

Ich hatte für einige Wochen Urlaub von meinem Regiment erhalten, den ich zu einem Jagdausflug benützen wollte. Ich begab mich deshalb tiefer in's Land, wo ich nach einer Berathung mit indischen Jägern meinen Muth und meine Geschicklichkeit an einem Tiger zu versuchen beschloß.

Nun gibt es aber verschiedene Verfahren, den Tiger zu jagen, unter denen ich dasjenige wählte, welches mir am wenigsten Gefahr und am meisten romantischen Reiz zu haben schien. Es war folgendes:

In der Nähe einer bekannten Quelle in dem dichtesten

und dunkelsten Jungle (Walde) der Gegend wurde eine Hütte von leichten Materialien erbaut und der Art hinter Strauchwerk und Schlingpflanzen versteckt, daß sie nur das Auge eines erfahrenen Jägers zu entdecken vermochte. Sie hatte eine Thüre, gerade groß genug, daß ich hineinkriechen konnte und eine kleine Fensteröffnung, welche die Aussicht auf die Quelle und den kleinen freien Platz, der sie umgab, gestattete. In der Nähe dieser Quelle und 8 bis 10 Fuß von dem Fenster entfernt, wurde eine Kuh, der man das Kalb genommen, fest an einen Baumstumpen angebunden. Diese Kuh war der Köder, welcher den hungrigen blutdürstigen Tiger in den Bereich meiner gezogenen Doppelbüchsen heranlocken sollte.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, als ich in Begleitung von mehreren Eingeborenen auf dem Schauplatze der nächtlichen Jagd erschien, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Nachdem meine indischen Begleiter die Kuh an den Baumstamm befestigt und Munition und Proviant in der Hütte niedergelegt hatten, fragten sie, ob sie noch etwas weiter für den Sahib thun könnten.

„Nichts weiter für diese Nacht“, erwiederte ich, „aber kommt morgen früh so bald als möglich wieder hieher.“

Darauf entfernten sie sich sämmtlich und ich blieb allein in meiner Herrlichkeit zurück. Ich beschaute mir jetzt mein kleines Haus, kaum hoch genug, um aufrecht darin stehen und kaum weit genug, um ausgestreckt darin liegen zu können. Ich blickte hinaus auf die klare Quelle und auf das dunkelgrüne, von den Strahlen der scheidenden Sonne mit Gold überhauchte Jungle. Es lag ein eigener

romantischer Zauber in dem Gedanken, daß ich, sicher in meinem Versteck, mitten in einem gefürchteten indischen Wald mich befand und ruhig die stille Einsamkeit der Nacht und das leise Heranschleichen der schrecklichsten aller wilden Bestien abwarten konnte.

Nicht so ruhig verhielt sich das arme Thier, welches in meiner Nähe angebunden war, um das Ungeheuer des Waldes herbeizulocken. Es schien seine Gefahr zu ahnen und ich bedauerte es von ganzem Herzen. Zuerst kämpfte es einige Minuten mit aller Heftigkeit gegen seine Fesseln, brüllte furchtbar und schien ganz außer sich zu sein. Dann aber stieß es wie in Verzweiflung von Zeit zu Zeit nur ein dumpfes Brummen aus, wurde ruhig und legte sich nieder.

Die Einsamkeit des Waldes nahm jetzt einen feierlichen Charakter an. Das Zwitschern der Vögel und das Summen der Insecten starb mit der Sonne dahin. Selbst die Luft hatte sich so vollständig gelegt, daß sie nicht einmal die Flamme einer Lampe bewegt hätte. Das Licht des Tages wurde immer bläſſer und gespenstischer. Lange und dunkle Schatten umgaben alle Gegenstände und einige Minuten darauf war der ganze Wald in tiefes geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Dies dauerte indeß nicht lange an, denn schon nach einer Stunde stieg der volle Mond am Horizont herauf und goß sein silbernes Licht über die Gegend aus.

„Gütiger Himmel! was war das, dieses schreckliche wilde Gebrüll, das mir wie ein galvanischer Schlag Mark und Bein durchdrang?“

Der Herr des Waldes, der königliche Tiger, hat sich angemeldet, daß er der Quelle einen Besuch zu machen

gedenkt. Ich setzte mich deshalb zu seinem Empfang in Bereitschaft, indem ich eines der beiden Gewehre ergriff und es zum Fenster hinaus nach der Richtung zuhielt, wo die Kuh angebunden war. Diese aber war beim ersten Laute aufgesprungen und starrte jetzt zitternd und unbeweglich nach der Gegend hin, wo die schrecklichen Töne herkamen.

Etwa zwei Minuten lang zielte ich mit den beiden Läufen auf die Kuh, aber meine beiden Hände, die sonst sehr stätig waren, zitterten der Art, daß ich sicherlich ein Scheunenthor gefehlt hätte. Da aber der Tiger noch immer nicht erschien, so zog ich eine Flasche aus der Tasche und that einen gewaltigen Zug daraus. Vielleicht wird Mancher, der dies hört, verächtlich die Achseln zucken, besonders wenn er vernimmt, daß es gebranntes Wasser war; ich sage Ihnen aber, daß es weit schlimmere Dinge in der Welt gibt, als ein Schluck Branntwein, besonders wenn Einem die Furcht vor einem Tiger in den Gliedern liegt.

Minute um Minute verging, aber kein Tiger ließ sich sehen. Was konnte der Grund davon sein? Hatte er vielleicht den Menschen gewittert und sich feiger Weise davon gemacht? Sollte ich die ganze Nacht hier wachen, ohne einen Schuß zu thun?

Die Minuten wurden zu Stunden. Es war bereits 12 Uhr vorüber und immer noch kein Tiger da. Der Mond stand jetzt so hoch am Himmel, daß er den Platz vor der Hütte vollkommen beleuchtete. Die Kuh zeigte keine Furcht mehr, sondern lag ruhig da und kaute wieder. Ich begann jetzt ungeduldig zu werden. Stunde für Stunde in der Erwartung da zu sitzen, Branntwein zu trinken, um

die Nerven zu stärken, bis ich halb betäubt und schläfrig wurde und doch nichts zum Schießen! Ich hatte fast Lust, auf die Kuh zu schießen, nur um etwas zu thun.

Ich war gerade etwas eingenickt, als ich durch ein wildes Knurren und das klägliche Gebrüll der Kuh aufgeschreckt wurde. Diesmal war es keine Täuschung, der Tiger hatte seine Beute angefallen. Ganz deutlich konnte ich in dem weißen Lichte des Monds seine gefleckte Gestalt unterscheiden, wie er seine Zähne in dem Nacken seines stöhnenden Opfers begrub und es schüttelte wie ein Hund eine Ratte.

Nunmehr war meine Zeit gekommen, aber unglücklicher Weise zitterten meine Hände wieder ein wenig. Ich verwünschte es, daß der Narr nicht gekommen war, so lange der Branntwein seine Wirkung that. Das half aber jetzt nichts, ich mußte um jeden Preis meine Ruhe und Festigkeit wieder zu gewinnen suchen. Der Tiger sollte nicht ungestraft hergekommen sein, um meine Kuh zu entführen. Was würden die Indier über den Sahib sagen, der sich auf diese Weise seine Beute entschlüpfen ließ? Dieser Gedanke reichte hin, meine Nerven zu stählen und meine ganze Energie zurückzuführen. Die Bestie hatte mir den Kopf und die volle Brust zugekehrt. Nachdem ich einige Minuten sorgfältig gezielt hatte, schoß ich beide Läufe ab. Das schreckliche Wuth- und Schmerzgebrüll, das darauf erfolgte, überzeugte mich, daß meine Kugeln ihr Ziel nicht verfehlt hatten. Doch schätzte ich mich glücklich, daß ich hinter meinem sichern Schirm geborgen war.

Ich griff nun nach dem zweiten Gewehr; doch wer beschreibt meinen Schrecken, als ich an dem Fenster in unmittelbarster Nähe den feurig rollenden Augen des Tigers begegnete. Er hatte eine Tatze auf dem Gesimse und bemühte sich die leichte Hütte niederzureißen. Es war demnach keine Zeit zu verlieren. Ich hielt der Bestie die Mündung des Gewehrs fast an den Kopf und drückte los. Heulend zog sie sich einige Schritte zurück. Bei dem hellen Lichte des Mondes konnte ich jetzt wahrnehmen, daß ihr die untere Kinnlade zerschmettert war und daß sie aus einer Wunde in der Brust stark blutete. Des ohngeachtet schien sie nicht geneigt, den Kampf aufzugeben, denn sie duckte sich nieder, offenbar in der Absicht, auf mich einzuspringen. Ich hatte noch einen geladenen Lauf übrig, ich schoß ihn ab und in demselben Augenblicke machte der Tiger seinen Sprung. Die Folge davon war, daß nicht nur das aus Aesten und Zweigen gebildete Dach, sondern auch das leichte Rohrwerk der Hütte unter seiner Wucht zusammenbrach und daß Mensch und Bestie mit einander von den Trümmern bedeckt wurden.

Der Tiger knurrte und suchte sich Anfangs aus dem Gewirre hervorzuarbeiten, ich dagegen verhielt mich ganz ruhig. Daß es mir nicht besonders wohl in dieser Nachbarschaft war, brauche ich kaum zu versichern. Nach einiger Zeit wurde auch der Tiger still und dann erst wagte ich mich zu rühren. Als ich vorsichtig meinen Kopf emporhob, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mein schrecklicher Feind einige Schritte von mir todt ausgestreckt da lag.

Als am andern Morgen die Eingebornen kamen, die Verwüstung sahen und meiner nicht sogleich ansichtig wurden, hielten sie mich für todt. Ich war aber blos eingeschlafen.

Ein Stiergefecht in Mexico.

Als ich vor einigen Jahren eine wissenschaftliche Reise durch die östlichen Provinzen von Mexico unternahm, genoß ich eine Zeit lang die Gastfreundschaft des Gouverneurs von O., welcher mich in Folge des Empfehlungsbriefs, den mir ein deutscher Banquier der mexicanischen Hauptstadt an ihn mitgegeben hatte, mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit in seinem Hause aufnahm.

„Don Alberto", redete mich dieser Herr eines Tages mit freudestrahlender Miene an, „ich habe herrliche Neuigkeiten für Sie. Wie Sie mir sagten, haben Sie noch kein Stiergefecht mit angesehen. Am nächsten Mittwoch wird Ihnen dieses Vergnügen zu Theil werden. Alles ist dazu vorbereitet. Gepriesen sei die Jungfrau."

„O, das ist herrlich!" rief Flora die Tochter meines Wirths, ein reizendes Mädchen von 18 Jahren, in die Hände klatschend.

Ich blickte sie verdutzt an und wunderte mich, welches Vergnügen ein so liebliches und sanftes Wesen an dieser barbarischen Belustigung haben könnte. Ich verbeugte mich aber vor dem Gouverneur und dankte ihm für die Mittheilung, obschon ich mir die Freiheit nahm, meine eigenen

Gedanken über die Sache zu hegen, deren Ausdruck indeß, wie ich wohl einsah, von keinem Nutzen gewesen wäre.

Der bestimmte Tag kam heran und ich begab mich mit dem Gouverneur, seinem Gefolge, drei oder vier Priestern und den Damen seines Hauses an den Ort des Schauspiels. Dies war ein großer eingeschlossener Platz mit Sitzen, welche sich im Kreise herum einer über dem andern erhoben, während über das Ganze eine Zeltdecke ausgespannt war. In der Mitte befand sich der mit Sand bestreute Kampfplatz. Die innere Einrichtung des Gebäudes glich einem gewöhnlichen Circus, obschon es groß genug war, um mehreren tausend Zuschauern Sitze darzubieten. Als wir anlangten, waren bereits alle Plätze besetzt, die Kämpfer, drei zu Pferd und drei zu Fuß, befanden sich in der Arena und eine Musikbande spielte das Nationallied. Als wir uns zu den für den Gouverneur bestimmten Plätzen begaben, waren Aller Augen auf uns gerichtet und ein allgemeines Beifallgemurmel ließ sich vernehmen. Nachdem wir uns auf unsern Sitzen niedergelassen hatten, wendete sich meine Nachbarin, die reizende Donna Flora, indem sie auf die Kämpfer in der Arena deutete, mit der Frage an mich:

„Sind sie nicht alle prächtig aussehende Bursche, Don Alberto? Mit welchem Anstand sitzen die Reiter auf ihren edlen Rossen? Und mit welchem bescheidenen Selbstvertrauen erwarten die Fußkämpfer das Loslassen ihres schrecklichen Feindes!“

„Ich kann es nicht in Abrede stellen, daß sie alle gut aussehend junge Leute sind“, sagte ich, die stattlichen Kämpfer genauer betrachtend, „glaube aber, daß sie Gelegenheit

finden könnten, ihren Muth auf eine bessere Weise zu bewähren, als dadurch, daß sie ein armes Thier quälen.

Ich konnte diesen offenen Ausdruck meiner Mißbilligung nicht wohl unterdrücken. Er war aber nicht gut angebracht, denn er zog mir einen tadelnden Blick von Seite meiner schönen Nachbarin zu.

„Wie, was verlangen Sie von ihnen?" entgegnete sie ein wenig gereizt. „Sie kämpfen für unser Vergnügen und legen zugleich ihren Muth und ihre Gewandtheit an den Tag. Ihr Ausländer habt so viele Vorurtheile gegen unsere Nationalspiele, welche uns doch so viele Unterhaltung gewähren."

„Weil wir nichts Unterhaltendes darin finden können, wenn ein armes Thier zu Tod gequält, oder ein Mann unter dem Beifallklatschen der Menge plötzlich in die Ewigkeit befördert wird", entgegnete ich. „Haben Sie jemals einen Mann in der Arena tödten sehen, Sennorita?"

„O ja, zwei."

„Und was empfanden Sie dabei?"

„Ich war sehr aufgeregt und hatte ein ganz eigenthümliches Gefühl."

„Und klatschten Sie dem Stiere Beifall?"

„Ich glaube ich that es, Sennor."

„Und dachten Sie damals nicht daran, daß der arme Bursche, über dessen Tod Sie Ihre Freude ausdrückten, vielleicht eine liebende Mutter, eine theuere Schwester, ein zärtliches Weib und Kinder hatte, die über seinen Verlust trauerten?"

„Aber, Sennor", erwiederte sie mit erstaunter Miene,

„es war ja sein Beruf. Er wußte, welche Gefahr er lief und wurde dafür bezahlt und wenn er unglücklich war, so hatten wir keine Schuld daran. Es war ein sehr tapferer Stier, Sennor."

Ich sah, daß es nutzlos war, mit der Dame zu streiten, die, obschon sanft, edelmüthig und gefühlvoll in jeder andern Beziehung, von Jugend auf sich an den Gedanken gewöhnt hatte, daß der Tod eines Mitmenschen im Stiergefechte nur eine interessante Episode in dem Schauspiel bilde, wofür die Zuschauer bezahlt hatten. Glücklicher Weise überhob mich das Aufhören der Musik und die augenblicklich eingetretene erwartungsvolle Stille einer weitern Antwort.

Der Gouverneur winkte nun mit der Hand zum Zeichen, daß das Spiel beginnen solle, worauf sogleich eine Thüre auf der einen Seite des Circus aufgestoßen wurde und ein großer wilder Stier mit blutunterlaufenen, boshaften Augen auf die Arena herausstürzte. In der Mitte derselben hielt er einen Augenblick an und blickte auf die Beifall klatschenden Zuschauer. Dann als seine Blicke auf einen der Reiter fielen, senkte er mit einem wilden Gebrüll den Kopf und machte einen wüthenden und, wie es mir schien, erfolgreichen Angriff auf denselben. In der That hätte ich mein Leben wetten wollen, daß, als seine gesenkten Hörner nur wenige Fuß von dem Pferde entfernt waren, dieses wenigstens dem Stoße nicht entgehen würde, wenn auch sein Reiter unverletzt davon käme. Aber während ich in angstvoller Erwartung den Athem hielt, machte das Pferd, von dem gewandten Picador gelenkt, einen

Seitensprung und der wüthende Stier schoß unschädlich an ihm vorüber, während er von dem Reiter einen leichten Speerstoß in die linke Flanke erhielt.

Ein wilder Ausbruch des Beifalls ließ sich vernehmen und im nächsten Augenblicke stürzte sich das wüthende Thier auf einen andern Reiter, welcher ebenfalls durch seine Gewandtheit dem Stoße auswich und ihm einen oberflächlichen Lanzenstich versetzte. Neues Beifallklatschen. Nunmehr machte der Stier einen neuen Angriff auf das erste Pferd, drehte sich aber plötzlich und unerwartet um und versetzte dem dritten einen Stoß auf die Hinterschenkel, ohne ihm jedoch eine Verletzung zuzufügen. Als das Pferd, von dem Stiere verfolgt, gerade ausrannte, sprang einer der Fußkämpfer dazwischen und hielt dem letzteren eine rothe Flagge vor. Das Thier drang sofort auf ihn ein, aber der Mann sprang leicht und behende auf die Seite und versetzte dem Stier mit einer scharfen Machete einen Schnitt über die Nase. Als darauf der letztere sich wieder gegen ihn wendete, sprang er mit der Gewandtheit eines englischen Reiters auf dessen Rücken, brachte ihm mehrere leichte Schnitte längs der Rippen bei und voltigirte unversehrt auf den Boden zurück. Ein wahrer Beifallssturm erhob sich bei diesem mit eben so großer Kühnheit als Geschicklichkeit ausgeführten Manöver und der Gouverneur und mehrere Priester in seiner Nähe riefen mit lauter Stimme aus: „Gut gemacht! Gut gemacht!"

„O, war das nicht herrlich?" rief Donna Flora in die Hände klatschend.

„Sehr", erwiederte ich.

Unterdeß verhielt sich der Stier keinen Augenblick

ruhig, sondern stürmte bald auf diesen, bald auf jenen seiner Gegner los, welche ihm aber jedesmal mit Gewandtheit und Sicherheit auswichen und da keiner eine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne ihm einen Stich oder Schnitt zu versetzen, so war er bald mit Blut bedeckt, welches aus hundert kleinen Wunden hervorströmte. Dieses grausame Verfahren wurde so lange fortgesetzt, bis das arme Thier müde und schwach zu werden begann und endlich mitten in der Arena, keuchend und ein dumpfes Gebrüll ausstoßend, stille stand. Ich glaube, daß sich in der ganzen großen Versammlung außer mir auch nicht eine Person befand, die das geringste Mitleid mit demselben fühlte. Dagegen ließen sich von allen Seiten Beifallsrufe, Gelächter und Witze vernehmen.

„Was halten Sie nun von dem Spiele, Sennor?“ fragte meine schöne Nachbarin.

„Ich möchte für jetzt noch keine Meinung darüber äußern“, erwiederte ich ausweichend.

Einer der Fußkämpfer lief jetzt zu dem Stiere hin, ergriff ihn beim Schwanze und gab ihm einen heftigen Riß nach der einen Seite, der ihn fast niederwarf. Dieser Angriff, welcher mit jubelndem Beifall begrüßt wurde, versetzte den Stier auf's Neue in Wuth und ehe sich der Angreifer versah, drehte er sich um, erfaßte ihn mit den Hörnern am Gürtel und schleuderte ihn über den Kopf weg. Der Mann fiel glücklicher Weise auf seine Füße und hinkte davon, während ein anderer dem Thiere das rothe Tuch vorhielt und so den Angriff auf sich lenkte. Es folgte nun eine neue langandauernde Kampfscene, ähnlich der

vorhergehenden, welche damit endete, daß das abgehetzte Thier, welches ganz mit Blut und Wunden bedeckt war, sich an die Wand des Circus lehnte und den Kopf hängen ließ.

„Jetzt werden sie ihn doch tödten und seinen Leiden ein Ende machen?“ fragte ich meine schöne Nachbarin.

„O nein, das Spiel ist noch nicht beendigt, der Stier ist, wie Sie sich bald überzeugen werden, immer noch kampffähig“, erwiederte sie.

Zur Schande der Menschheit sei es gesagt, ich hatte wirklich Gelegenheit mich davon zu überzeugen; denn nachdem sich die Kämpfer eine kurze Ruhe gegönnt hatten, näherte sich einer von ihnen dem sterbenden Thiere und stachelte es mehrmals mit der Lanze und als es sich darauf nicht von der Stelle rührte, ergriff es ein anderer beim Schwanze und drehte es mit aller Gewalt im Kreise herum. Der Stier stieß ein klägliches Brüllen aus, blieb aber unbeweglich. Darauf näherte sich ihm ein Dritter mit einem großen Bündel kleiner Raketten und Schwärmer, welche an kurzen Drähten mit scharfen Hacken befestigt waren. Diese heftete er an den Körper des Stieres, bis er förmlich damit bespickt war.

Das arme Thier stand während dieser Operation mit niederhängendem Kopfe und vorgestreckter Zunge vollkommen passiv und gleigiltig da. Hierauf ritt ein Reiter mit einer brennenden Lunte an der Spitze seiner Lanze zu ihm hin und zündete das Feuerwerk an. Wie dasselbe anfing, zu rauchen, zu zischen, zu brennen und zu krachen, erhob das sterbende Thier erstaunt und erschreckt den Kopf, schüttelte sich, stieß ein wildes Gebrüll aus, taumelte und schien

fallen zu wollen; aber plötzlich seine ganze noch übrige Kraft und Energie zusammennehmend, stürzte es mit solcher Schnelligkeit vorwärts, daß der nächste Reiter keine Zeit mehr hatte, auszuweichen. Einen Augenblick darauf wurde das Pferd von dem wüthenden Stiere niedergeworfen, und ihm der Bauch bis auf die Eingeweide aufgeschlitzt, während der Reiter unter seinem Thiere zu liegen kam. Donnernder Beifall und endloser Jubel begleitete diese verzweifelte That des gequälten Thiers.

Um den gestürzten Reiter unter dem Pferde hervorziehen zu können, war es nothwendig, den Stier von ihm abzulenken. Einer der Fußkämpfer, ein junger gewandter Bursche, trat deshalb, das rothe Tuch schwenkend, vor ihn hin und als das wüthende Thier, das jetzt ganz in Feuerwerk gehüllt war, auf ihn losstürzte, sprang er auf die Seite und ging dann, immer noch die rothe Flagge schwenkend, langsam rückwärts, in der Absicht, dem Stier den Gnadenstoß zu geben und sich dadurch einen Namen zu machen. Aber durch irgend einen unglücklichen Zufall glitt sein Fuß aus und ehe er das Gleichgewicht wieder erlangen konnte, waren die Hörner des Thiers in seinem Körper begraben. Dabei wurde er rückwärts niedergeworfen und der sterbende Stier, zu schwach sich aufrecht zu erhalten, stürzte mit dem Kopfe auf ihn nieder und nagelte ihn buchstäblich an den Boden.

Eine augenblickliche Stille trat jetzt in der Versammlung ein, die aber mehr in der Ueberraschung als in dem Entsetzen ihren Grund zu haben schien. Dann wurde das Schweigen durch einen wilden gellenden Schrei unterbrochen

und ein junges blasses Weib stürzte sich von einer der untern Sitzreihen wie wahnsinnig in die Arena, wo sie mit dem Ausrufe: „Mein Carlos, mein Carlos, mein Gatte!" neben dem sterbenden Mann niederfiel.

Man hob die Ohnmächtige nebst ihrem blutigen verstümmelten Gatten auf und trug sie fort. Man tödtete den Stier und schleifte ihn aus der Arena. Man brachte den gefallenen Reiter wieder auf die Beine und entfernte auch sein todtes Pferd. Die Musik spielte wieder und das Volk klatschte Beifall.

„Was kommt jetzt?" fragte ich meine Nachbarin.

„Ein anderer Stier", antwortete sie.

„Gott möge Euch Allen vergeben", rief ich aus. „Ich bitte tausendmal wegen meiner Unhöflichkeit um Verzeihung, aber ich bin genöthigt, mich sogleich zu entfernen."

Ich wartete keine Antwort ab, sondern stand auf, verbeugte mich vor dem Gouverneur und verließ das Schlachthaus mit dem Gelübde, daß ich niemals mehr einem Stiergefechte beiwohnen wolle.

Ein Kampf mit einem Jaguar.

Vor einigen Jahren erschien ein alter Jäger Namens James Adams, genannt Old Grizzly, der Bärenzähmer, mit einer Menagerie von selbst gefangenen und gezähmten wilden Thieren in New-York, wo er Monate lang ein sehr bedeutendes Aufsehen erregte. Seine Thiere bestanden meist aus Bären der verschiedenen Species und darunter befanden

sich auch drei bis vier Exemplare des grauen Bären, der wegen seiner Wildheit und Stärke in Amerika eben so sehr gefürchtet ist, als der Löwe oder Tiger in Asien und Afrika. Die Erzählungen der tollkühnen Kämpfe, die der alte Adams in einem mehr als zwanzigjährigem Jagdleben mit den wilden Thieren geführt, grenzen oft an's Wunderbare, sie fanden aber ihre Bestätigung nicht allein in seiner seltenen Thiersammlung, sondern auch in den zahlreichen Wunden, die er an seinem Körper trug. Auch führte eine derselben, eine furchtbare Verletzung der Hirnschale durch die Tatze eines grauen Bären, wenige Monate nach seiner New-Yorker Schaustellung seinen Tod herbei.

Unter den von ihm bestandenen zahlreichen Abenteuern wollen wir hier seinen Kampf mit einem Jaguar oder californischen Tiger in der Mamuthhöhle von Californien mit seinen eigenen Worten wiedererzählen. Nachdem er berichtet, wie er auf dem Wege nach der genannten Höhle mit einem alten Jagdgenossen, Bob Dykeman, zusammengetroffen, fährt er fort:

Vor unserm Aufbruch von dem Handelsposten versahen wir uns mit solchen Gegenständen, die wir nöthig zu haben glaubten, nämlich mit einigen Lichtern, ein Paar Fackeln und einer Laterne, die wir entliehen, weil man uns gesagt hatte, daß die Lichter in der Höhle nicht brannten. Eine Stunde vor Sonnenuntergang trafen wir vor dem Eingang derselben an und schlugen unser Lager auf. Bei näherer Ueberlegung hielten wir es indeß für gerathen, unsere Untersuchung auf den folgenden Tag zu verschieben.

Bei Sonnenaufgang waren wir vollkommen bereit.

Thörichter Weise ließen wir unsere Gewehre bei meinem Indianerjungen zurück, welcher die Maulthiere und das Lager bewachte. Wir hatten deshalb keine andern Waffen als unsere Revolver und Bowiemesser. Da uns aber Andere wiederholt gesagt hatten, daß sie die Höhle besucht hätten, ohne einer Gefahr zu begegnen, so stiegen wir unbesorgt in den dunkeln Gang hinab, der hoch und weit genug war, daß zwei Männer aufrecht neben einander gehen konnten. Dykeman trug die Laterne und ich ein brennendes Licht.

Schon vor dem Eingang glaubte ich die Fährten eines wilden Thieres zu entdecken, aber in Folge des in der vergangenen Nacht gefallenen Regens waren sie so undeutlich, daß sich nicht einmal bestimmen ließ, ob das Thier in die Höhle gegangen, oder ob es nur vor derselben herumgestreift war. Im Innern der Höhle konnten wir ebenfalls nichts wahrnehmen, weil sie von dem Wasser, das beständig von der Decke herabträufelte, ungemein feucht war.

Ich ließ die Bemerkung fallen, daß wir möglicher Weise auf einen Tiger stoßen könnten und fragte Dykeman, was wir in diesem Falle thun wollten. Er war, wie es mir schien über diese Vermuthung ein wenig erschrocken und fragte mich, ob ich wirklich glaube, daß Gefahr vorhanden sei. Ich suchte ihn zu beruhigen und drängte vorwärts, obschon ich meine Zweifel nicht ganz unterdrücken konnte.

Wir waren bald darauf in der Betrachtung der Wunder verloren, die uns allenthalben umgaben, als wir durch die hohen prächtig gewölbten und mit schneeweißen Stalaktiten verzierten Räume schritten. Es kam mir vor, als ob wir uns in einer ungeheueren Kunstwerkstätte befänden, in



Ein Kampf mit einem Jaguar.

welcher plastische Bilder aller Art statt durch Hammer und Meißel durch einen chemischen Proceß verfertigt würden. Diese hohen gewölbten Gemächer mit ihren glitzernden Alabastersäulen und ihren fantastischen Gebilden müßten mit Gaskandalabern beleuchtet, einen unbeschreiblich feenhaften Anblick darbieten. Ich konnte diese wunderbare Höhle in ihrem eigenthümlichen Bau mit nichts Anderem als mit einer ungeheueren Honigwabe vergleichen, deren nach unten gekehrte Zellen den zahlreichen Gemächern entsprechen, die wir nach einander durchschritten. So wanderten wir immer weiter, sammelten Merkwürdigkeiten und vergaßen darüber Zeit und Raum. Wir mochten etwa eine Wegstunde, oder etwas mehr von dem Eingange entfernt sein, als Dykeman, welcher einige Schritte voraus war, plötzlich sich umdrehte und ausrief: „Um Gotteswillen, was war das?“

Ich hörte nichts und erwiederte ruhig: „Laß Dich nicht beunruhigen, wir müssen kaltblütig bleiben. Dies ist keine Zeit und kein Ort, sich der Furcht hinzugeben.“

Als ich vorsichtig weiter schritt und lauschte, vernahm ich bald gewisse Töne, die ich für das Murren eines Tigers hielt. Daß es ein Thier aus dem Katzengeschlecht war, darüber konnte kaum ein Zweifel sein. Dykeman schlug vor, wir sollten uns zurückziehen. Ich sagte: „Nein, ich habe keine Lust, jetzt schon umzukehren. Ich will mich nicht von einem Geschöpfe wie ein Panther *) in die Flucht jagen lassen.“

*) In Amerika werden die Tigerkatzen, der Cuguar und der Jaguar, nicht selten durch die Benennung „Panther“ bezeichnet.

Ich sagte ihm hierauf, er solle die Fackel anzünden, die er auf dem Rücken hatte. (Ich trug ebenfalls eine solche auf dem Rücken.) Er that es und als sie gehörig brannte, nahm ich meinen Revolver in die rechte und mein Bowiemesser in die linke Hand und ersuchte ihn, mir zu folgen.

Langsam und vorsichtig schritten wir in der Richtung, wo die ominösen Töne herkamen, voran. Es dauerte nicht lange, so entdeckte ich in kurzer Entfernung von mir zwei glühende Augen, die mir nach ihrem Abstand von einander einem californischen Tiger (Jaguar) anzugehören schienen. Ich sprach ruhig zu Dykeman und sagte ihm, daß wir dieses Thier tödten müßten, weil es wahrscheinlich ein Weibchen mit Jungen sei, das uns sonst verfolgen und uns tödten würde.

Ich sah sogleich, daß ich bei dem flackernden Lichte der Fackel mich nicht auf meinen Revolver verlassen konnte. Es blieb mir sonach nichts Anderes übrig, als mein Glück mit dem Bowiemesser zu versuchen. Ich nahm deshalb das Messer in die rechte und das Pistol in die linke Hand, worauf ich langsam bis auf 12 Fuß von dem Thiere vorging und seinen Angriff abwartete. Bei dem hellen Lichte der Fackel konnte ich ganz deutlich die Umrisse seiner Gestalt unterscheiden, wie es zum Sprunge bereit sich niederduckte und seine Seiten mit dem Schweife schlug. Ich konnte auch zwei oder drei Junge wahrnehmen, welche an seiner Seite kauerten und murrten und zischten.

Einige Augenblicke stand ich so in der peinlichsten Erwartung da. Es ward mir bald klar, daß das Thier den Sprung nicht machen wollte. „Das feige Vieh“, rief

ich, „wagt es nicht, zu uns heran zu kommen. Ich will deshalb zu ihm hin. Wenn ich es verfehlen sollte, so schlage ihm die Fackel in's Gesicht und stoße ihm dann dein Messer in den Leib."

Ich erhob mein Messer über meinem Kopf und ging langsam noch einige Schritte weiter, dann sprang ich mit aller Macht auf die Bestie ein. In demselben Augenblicke machte auch sie ihren Sprung und als wir auf einander trafen, stieß ich ihr das Messer in die Eingeweide statt in das Herz. Sie schlug mir die Klauen in die Schultern und faßte mich mit den Zähnen an der Brust, wobei ich mit ihr rückwärts niederstürzte. „Jetzt ist's an Dir!" rief ich meinem Gefährten zu. Augenblicklich schlug Dykeman den Tiger mit der Fackel in's Gesicht, verbrannte mir aber dabei auf einer Seite Bart und Haupthaar; doch wurde dadurch die gewünschte Wirkung hervorgebracht. Das Thier ließ von mir ab und wendete sich gegen Dykeman, der mit eben so viel Muth als Besonnenheit vorsprang und ihm das Messer in's Herz stieß, während es gleichzeitig mit den Zähnen seinen Arm erfaßte. Augenblicklich sprang ich empor und als ich bei dem schwachen Lichte der halberloschenen Fackel sah, daß beide sich auf der Erde wälzten, so jagte ich die sechs Kugeln meines Revolvers der Bestie in den Leib, worauf sie nach einigen Zuckungen verendete. Die tödtliche Wunde hatte ihr aber Dykeman beigebracht.

Wir hoben darauf die Fackel auf und besichtigten unsere Beute. Es war, wie ich vermuthet hatte, eine Tigerin von ungewöhnlicher Größe. Wir waren beide stark zerkratzt und zerbissen, mein Freund aber hatte die bedeutendste Wunde

davongetragen, doch war sie nur im Fleisch und ihre Heilung hatte bei gehöriger Pflege keine Schwierigkeit.

Wir wendeten darauf unsere Aufmerksamkeit den Jungen zu. Während des Kampfs mit ihrer Mutter waren sie verschwunden. Nachdem ich meine Fackel angezündet hatte, suchten wir sie auf und fanden sie 10 bis 12 Schritte von ihrem Lager entfernt in einer Ecke zusammengekauert. Es waren flüchtige kleine Bursche, gerade alt genug, um die Zähne zu zeigen, ohne jedoch im Stande zu sein, viel Unheil anzurichten. Wir hatten große Mühe, sie zu fangen und es gelang uns nach vielen vergeblichen Versuchen nur dadurch, daß wir unsere hirschledernen Jagdblousen abnahmen und sie auf die kleine Brut warfen. Sobald wir uns ihrer versichert hatten, banden wir sie in Dykemans Jagdhemd, welches das größere war. Die alte Tigerin zogen wir aus und nahmen das Fell mit. Das Thier befindet sich ausgestopft in meiner Sammlung lebender Thiere.

Da wir wußten, daß die Wunden von den Klauen eines Tigers giftig sind, so brachten wir den Rest des Tages damit zu, Ueberschläge von kaltem Wasser darüber zu machen und erst am folgenden Morgen kehrten wir nach dem Handelsposten zurück. Dort erregten unsere Trophäen keine geringe Verwunderung. Alles lief zusammen, um unsere jungen Tiger und die Naturmerkwürdigkeiten, die wir aus der Höhle mitgebracht, anzusehen.

Eines von den drei Jungen wurde von den Hunden getödtet, bevor wir den Handelsposten verließen. Eines nahm Dykeman, und das dritte befindet sich in meiner Sammlung. Bob Dykeman lebt noch heute im Thale von San Joaquin.

Erlebnisse einer Dame in den Wildnissen des Amazonenstrom.

Eines der staunenerregendsten und gefahrvollsten Abenteuer, die jemals eine Dame bestand, war ohne Zweifel die merkwürdige Reise, welche die muthige Französin, Madame Godin, auf dem Amazonenstrom ausführte. Diesem kühnen Unternehmen gegenüber sinken die Reisen der bekannten Ida Pfeifer in verhältnißmäßige Unbedeutenheit zurück. Vielleicht hat niemals eine Frau so furchtbare Beschwerden und Leiden ausgestanden und überlebt; wie sie, denn von acht Personen erreichte sie allein ihre Bestimmung, die übrigen waren sämmtlich den Schrecken der Wildniß zum Opfer gefallen. Doch wir wollen die Geschichte erzählen, wie sie in einem ältern, in Brasilien erschienenen Werke verzeichnet ist.

Madame Godin war die Frau eines französischen Officiers, welcher von seiner Regierung im Jahre 1769 mit einer wissenschaftlichen Expedition in der heutigen Republik Ecuador betraut wurde. Er sollte in der Nähe von Quito, bekanntlich einer der höchst gelegenen Städte der Erde, einen Bogen des Meridians messen. In seiner Begleitung befand sich unter Andern auch seine Frau, eine höchst gebildete Dame. Das Ziel der Reise wurde ohne Unfall erreicht und als der Officier seine Aufgabe in der obengenannten Stadt vollbracht hatte, wollte er noch eine Reihe wissenschaftlicher Beobachtungen im Andesgebirge vornehmen und sich dann über die Berge nach Cayenne in

französisch Guiana begeben. Mittler Weile sollte seine Frau in der Stadt Riobamba, einem sehr freundlichen Orte, zurückbleiben. In ihrer Begleitung befanden sich ihre Brüder, mehrere andere Franzosen und noch zwei französische Damen, die Frauen von Mitgliedern der Expedition, und da es in der Stadt selbst nicht an guter Gesellschaft fehlte, so war der Aufenthalt daselbst ein sehr angenehmer.

Sobald Herr Godin auf der atlantischen Küste angekommen war, schrieb er seiner Frau, sie solle dort mit ihm zusammentreffen. Sie berieth sich deshalb mit ihren einheimischen Freunden und beschloß endlich, die Reise auf dem Amazonenstrom zurückzulegen.

Zur damaligen Zeit war der „König der Flüsse" nur theilweise beschifft und sein Lauf auf Tausende von Meilen noch gänzlich unbekannt. An seinen Ufern, welche ein undurchdringlicher tropischer Wald bedeckt, dessen Gleichen auf der ganzen Welt nicht mehr zu finden ist, wurde die Stille nur durch das Geheul der reißenden Thiere und das Geschnatter der unzähligen Affen und Papageien unterbrochen. Niemand wußte, ob nicht Wasserfälle, Stromschnellen, Moräste oder Triftholz, der Beschiffung unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten; aber es ging unter den Eingebornen eine Sage, welche zu dem Glauben verleitete, daß man auf dem Borbonanza von da, wo er aus dem Gebirge kommt, mit einem Boote ungehindert in den Amazonenstrom und auf diesem in's Meer gelangen könne. In diesem Glauben schiffte sich Madame Godin, welche einen abenteuerlichen Sinn und viel Muth besaß, nachdem sie sich der Dienste mehrerer Indianer als Bootführer versichert

hatte, mit ihren Freunden zu Canelos (Canelos) am Borbonanza für ihre gefahrvolle, aber romantische Reise ein.

Mehrere Tage setzten sie ihren Weg ohne besondere Schwierigkeiten fort. Nur zuweilen war die Gesellschaft wegen der Stromschnellen genöthigt, auszusteigen und sich ihren Weg durch das verwachsene Dickigt zu bahnen, während die Indianer mit großer Anstrengung das Boot in tieferes Fahrwasser ruderten. Diese Zwischenfälle dienten aber nur dazu, die Eintönigkeit der Reise zu vermindern, während sie ihnen zugleich Gelegenheit darboten, die Neuheiten an Pflanzen und Blumen, welche die Gegend enthielt, näher zu untersuchen.

Der Borbonanza fließt zuerst durch ein Hügelland, die östlichen Ausläufer des Andesgebirgs und dann durch eine fruchtbare Ebene, worauf er sich in den breiteren Pastaza ergießt. An dem Zusammenflusse dieser Ströme in dem kleinen indianischen Städtchen Andoas hielten die Reisenden einen Tag lang Rast, dann setzten sie auf ihrem gebrechlichen Fahrzeuge die Fahrt nach dem Amazonenstrom fort, dessen Entfernung man auf hundert spanische Meilen berechnete. Aber eines Abends, während sie am Ufer des Pastaza lagerten, machten sich die indianischen Führer und Bootsleute aus irgend einem abergläubischen Grunde heimlich davon und überließen es den Europäern, den wilden Strom so gut sie könnten, zu beschiffen.

Die Brüder der Madame Godin machten hierauf den Vorschlag, die Rückkehr nach Andoas zu versuchen, um dort andere Indianer zu miethen, aber die Dame, geleitet von ihrem romantischen und abenteuerlichen Sinn, war damit

nicht einverstanden und die Herren ließen sich überreden, die Reise stromabwärts fortzusetzen.

An demselben Tage sahen sie sich veranlaßt zu landen, da sie im Schlamme des Ufers Fußspuren bemerkt hatten. Bei näherer Untersuchung entdeckten sie darauf eine einsame Hütte, in welcher sie einen Indianer trafen, der erst von einer Krankheit genesen war, welche seine Gefährten hingerafft hatte. Der Indianer war halb verhungert und verstand sich deshalb gern dazu, sie zu begleiten. Kaum aber hatten sie eine Meile zurückgelegt, als der Indianer bei dem Versuche, die Kopfbedeckung eines der Männer, welche in's Wasser gefallen war, wiederzuerlangen, aus dem Kanoe stürzte und ertrank.

Kurz darauf stieß das Boot unter der ungeschickten Leitung der Franzosen an einen verborgenen Baumstamm und stürzte um. Dies war ein eben so unglückliches, als folgeschweres Ereigniß, denn, abgesehen davon, daß sie fast Alle ertrunken wären, verloren sie nicht blos ihr Boot, sondern auch alle ihre Lebensmittel, ihre Kleider und die botanische Sammlung, wegen deren sie die Flußreise hauptsächlich unternommen hatten.

Ihre Lage war jetzt wirklich in höchstem Grade traurig, nichts desto weniger aber ertrugen sie dieselbe mit ziemlicher Fassung und nach einer längeren Berathung faßten sie den Beschluß, daß drei von den Herren nach Andoas zurückkehren sollten, um dort alles Nöthige zur Weiterreise zu besorgen. Die andern Herren, Brüder der Madame Godin, sollten zum Schutze der Damen zurückbleiben. Man glaubte, daß die drei Männer in drei bis vier Tagen die indianische

Stadt zu Land erreichen würden und die Zurückbleibenden gaben sich der frohen Hoffnung hin, daß sie längstens in zehn Tagen mit besserer Aussicht ihre Reise fortsetzen könnten. Diese Zeit wurde deshalb ziemlich angenehm hingebracht. Die Herren jagten und fischten, während sich die Damen damit unterhielten, naturhistorische Gegenstände einzusammeln, worauf sich Madame Godin in Folge ihrer Erziehung vortrefflich verstand.

Die zehn Tage waren vorüber, aber von den abwesenden Männern hatte man noch keine Kunde. Der 11., 12. und 13. vergingen, aber kein Laut verkündete das Herannahen der Reisenden. Nach weiteren fünf Tagen verzweifelten sie an die Rückkehr ihrer Freunde, welche sie für todt hielten, was auch wirklich der Fall war, indem dieselben niemals nach Andoas gelangten. Die kleine Gesellschaft, welche bereits Mangel an Nahrung litt, band jetzt mit großer Mühe aus gefallenen Baumstämmen ein rohes Floß zusammen, um damit die gefahrvolle Schifffahrt auf dem Flusse zu versuchen. Aber kaum hatten sie ihren bisherigen Lagerplatz hinter sich, als das schwache und unlenksame Fahrzeug zwischen Triftholz gerieth und in Stücke ging. Nur mit genauer Noth vermochten sich die drei Frauen und die beiden Männer wieder an's Ufer zu retten.

Den Unglücklichen blieb jetzt nichts Anderes übrig, als die Weiterreise am Ufer des Flusses zu versuchen. Aber der üppige tropische Pflanzenwuchs, die unzählige Menge Schlingpflanzen, welche mit hunderterlei Arten stachlicher Cactus und Euphorbien durchwachsen waren, machte dies unmöglich und sie sahen sich genöthigt, sich tiefer in den

Wald zu begeben, um einen freien Durchgang zu suchen. Hier aber war ihr Pfad von Schwierigkeiten umlagert, wie sie noch wenige Europäer mit Erfolg bestanden haben. Die tiefen Moräste, das verschlungene Gebüsch, die Gefahren vor den reißenden und giftigen Thieren und vor den nicht weniger wilden Menschen, welche das Land als ihr ausschließliches Eigenthum in Anspruch nahmen — alles dieses war genug, die kühnsten Herzen zurückzuschrecken. Der kleinen Gesellschaft blieb aber nichts Anderes übrig, als den Versuch zu machen, den Amazonenstrom zu erreichen, auf dem sie, da er breiter und weniger reißend war, mit Hilfe eines aus Triftholz erbauten Flosses nach den brasilianischen Ansiedelungen zu gelangen hofften. Auch gaben sie die Hoffnung nicht ganz auf, daß ihre Freunde denn doch Andoas erreicht hätten und bei ihrer Rückkehr nach ihnen suchen würden.

So von trügerischen Hoffnungen erfüllt, setzten diese drei zarten Frauen und ihre Begleiter zwei oder drei Tage lang ihren beschwerlichen und ermüdenden Weg, wie sie glaubten, in gerader Richtung mit dem Pastaza fort. Ihre Lagerstätte war der feuchte Boden, ihre Nahrung bildeten wilde Früchte und die Thiere, welche die Männer mit der einzigen Vogelflinte, die sie aus dem allgemeinen Untergange gerettet hatten, erlegen konnten. Zuweilen lieferte ihnen ein gerösteter Affe, oder ein Papagei, oder ein anderer Vogel, wie sie in Unzahl vorkommen, ihr Mahl.

Endlich aber beschlossen sie, sich wieder dem Ufer des Flusses zuzuwenden. Viele Stunden hatten sie bereits sich durch Dickigt und Dornen hindurch gekämpft, ohne den Fluß

zu Gesicht zu bekommen, bis sie endlich zu der trostlosen Ueberzeugung gelangten, daß sie die Richtung ihres Wegs verloren hatten. Um aber die Schrecken ihrer Lage noch zu vermehren, machte ihnen der Bruder der Madame Godin, dem man die kostbare Munition, ihr einziges Mittel zur Erlangung von Nahrung, anvertraut hatte, die Mittheilung, daß der Inhalt des Pulverhorns durch Ablösung des Bodens, ohne daß er es gemerkt, verstreut worden sei.

Verzweiflung ergriff jetzt die armen Wanderer und drei von ihnen legten sich nach einander nieder und starben vor Erschöpfung und Hunger. Die weiblichen Gefährten der Madame Godin waren zuerst unterlegen und dann auch ihr jüngerer Bruder. Genöthigt, die Leichen derselben den wilden Thieren zu überlassen, setzten die beiden überlebenden Geschwister ihren Weg fort, bis sie nach wahrhaft herzzerreißenden Leiden mit zerrissenen Kleidern und halb nackt wieder an das Ufer des Flusses gelangten. Aber so groß war ihre Erschöpfung, als sie dieses Ziel erreichten, daß sie ohnmächtig niedersanken.

Wie viele Stunden Madame Godin in diesem Zustande verblieb, wußte sie nicht; es mußte aber eine lange Zeit verflossen sein, denn als sie wieder zu sich kam, bot sich ihren Augen ein schreckliches Schauspiel dar. Es war der Leichnam ihres Bruders, von scheußlichen Raubvögeln verstümmelt und fast aufgezehrt.

Bei diesem entsetzlichen Anblicke schloß sie ihre Augen wieder und betete, daß der Tod sie ebenfalls bald von ihren Leiden erlösen möchte. Aber in diesem Augenblicke schlug das Geheul eines hungrigen Jaguars, welcher wahrscheinlich

durch den Geruch der Leiche angezogen wurde, an ihr Ohr und die instinctmäßige Liebe zum Leben kehrte zurück. Mit großer Anstrengung erhob sie sich vom Boden und, zu dem Körper ihres Bruders hinkriechend, zog sie ihm die Schuhe ab, da sie die ihrigen verloren hatte, legte sie an und entfernte sich so schnell, als es ihr geschwächter Zustand erlaubte, von dem Orte.

Acht schreckliche Tage und Nächte lang irrte die unglückliche Frau allein in der furchtbaren Wildniß umher, fortwährend erschreckt durch das wilde Geschrei des hungrigen Puma oder der schleichenden Tigerkatze. Ihr Pfad war von zischenden Schlangen und anderem giftigen Gewürm umgeben uud oftmals sah sie die glänzenden Ringe der Boa constrictor in den Aesten eines Baums über ihrem Haupte hängen.

Durch alle diese Schrecken, die den muthigsten Mann zur Verzweiflung bringen konnten, kämpfte sich dieses heldenmüthige Weib hindurch, mit wilden Beeren, Nüssen und Vogeleiern ihr Leben fristend, bis sie am Morgen des neunten Tags, nachdem sie den verstümmelten Körper ihres Bruders verlassen hatte, die ungewohnte Stimme menschlicher Wesen zu vernehmen glaubte. Sie folgte den Tönen und war vor Freude außer sich, als sie zwei Indianer, einen Mann und eine Frau erblickte, welche im Begriffe waren, ein Boot auf den Fluß auszusetzen. Mit einem wilden krampfhaften Gelächter stürzte sie auf die Eingebornen zu, aber noch ehe sie den Ort erreichte, wo sie standen, fiel sie bewußtlos nieder. Der plötzliche Uebergang von Verzweiflung zur Hoffnung war zu viel für den erschöpften

Körper der armen Wanderin und ihr Leben und ihre Leiden würden hier ein Ende gefunden haben, hätten sich die Fremden nicht ihrer angenommen. Unter ihrer Pflege wurde Madame Godin wieder zum Bewußtsein gebracht. Das Weib gab ihr ein Gewand, um damit ihren zerrissenen und blutenden Körper zu bedecken. Es war ein grober Rock, den sie später als ein kostbares Andenken aufbewahrte zur Erinnerung an ihre schrecklichen Leiden und an die Güte ihrer Retter.

Obschon sie noch eine junge Frau und kaum 30 Jahre alt war, so fand sie doch nach der Genesung von einem langen hitzigen Fieber, dem ihr Körper nach der schrecklichen Erschütterung ihres Nervensystems unterlag, daß sie vor der Zeit gealtert war. Ihr sonnenverbranntes und mit Schrammen bedecktes Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen, während ihr schönes nußbraunes Haar eine schneeweiße Farbe angenommen hatte.

Madame Godin blieb bei den freundlichen Indianern, bis sie vollständig wieder hergestellt war. Dann wurde sie von denselben den Pastaza hinauf zur Niederlassung ihrer Ecuador-Freunde gebracht, von wo sie, trotz ihrer schrecklichen Erfahrungen, im folgenden Frühjahre die Stromreise noch einmal versuchte und dieselbe auch nach mehrmonatlicher Dauer ohne Unfall zurücklegte, worauf sie in Para wieder mit ihrem Gatten zusammentraf.

Ein Bär im Hause.

Die deutschen Auswanderer, welche vor 20 oder 30 Jahren der wohlfeilen Ländereien wegen sich in dem dünnbevölkerten Westen von Nordamerika niederließen, hatten oft sonderbare und gefährliche Abenteuer zu bestehen, wie die nachfolgende Geschichte beweist, die uns von dem Sohne des Betheiligten erzählt wurde.

Jakob Singerle, aus dem würtemberg'schen Schwarzwalde gebürtig, hatte sich im Jahre 1839 im südlichen Jowa angesiedelt und sich auch nach mehrjährigem Aufenthalte einiger Massen an das Leben in der Wildniß gewöhnt, als die Gegend von einer großen Anzahl schwarzer Bären heimgesucht wurde, welche nicht nur Schafe, Schweine, Geflügel und Feldfrüchte raubten, sondern auch bereits mehrere Menschen getödtet hatten.

Die erschreckten Ansiedler boten zwar Alles auf, um sich dieser gefräßigen Bestien zu entledigen, aber ohne besondern Erfolg, denn wenn auch einige derselben erlegt wurden, so dauerten doch ihre Verwüstungen fort. Unter diesen Umständen fehlte es nicht an allerlei schauderhaften und komischen Abenteuern, von denen dasjenige unseres schwäbischen Landsmannes eines der merkwürdigsten ist.

Es war an einem Aprilabend nach Sonnenuntergang, als Singerle, damals ein Mann von einigen vierzig Jahren, auf dem Heimweg nach seiner Hütte, die noch eine Viertelstunde entfernt sein mochte, mit raschen Schritten durch den Wald ging. Er trug in seiner rechten Hand ein

Gewehr und an seiner Seite hing in einer Lederscheide ein langes Messer mit einem Hirschhorngriff.

Plötzlich hörte er hinter sich ein Rauschen und als er sich rasch umwandte, erblickte er zu seinem Schrecken einen schwarzen Bären, welcher ihm mit wüthender Eile nachsetzte. Die Bestie war ihm schon ziemlich nahe und der Mann hatte im ersten Augenblicke so ganz und gar die Besinnung verloren, daß er nicht wußte, was er thun sollte. Als indeß der erste Schrecken vorüber war, ermannte er sich doch ein wenig, spannte sein Gewehr und feuerte auf den Bären, der etwa noch fünfzehn Schritte entfernt sein mochte. Aber die Hand des Schützen hatte zu wenig Festigkeit, als daß seine Kugel der Bestie viel Schaden gethan hätte. Auch ließ sie sich dadurch keinen Augenblick aufhalten. Unter diesen Umständen wußte Singerle nichts Besseres zu thun, als seine Flinte wegzuwerfen und sich auf seine Füße zu verlassen. Glücklicher Weise befand sich ein Baum in der Nähe, den er mit aller Anstrengung erkletterte. Es war die höchste Zeit, denn eine Minute später würde er ganz sicher dem Ungethüm in die Klauen gefallen sein. Droben machte er es sich jetzt, so gut es ging, zwischen den Aesten bequem und blickte mit einer gewissen Beruhigung auf die keuchende Bestie herab. War er doch wenigstens für den Augenblick in Sicherheit.

Seine Lage war indeß nichts weniger als beruhigend, denn der Bär machte keine Miene den Baum zu verlassen, im Gegentheil mehr als einmal versuchte er es, an dem Stamm hinaufzuklettern und es wäre ihm wahrscheinlich auch gelungen, wenn ihn seine Schwere nicht daran ver-

hindert hätte. So saß Jakob Singerle die ganze Nacht hindurch auf seinem Baum. Der sehnlichst erwartete Morgen brach endlich an, aber Braun zeigte auch jetzt noch keine Neigung, seinen Platz zu wechseln. Singerle war von dem zusammengekrümmten Sitzen, von Hunger und Kälte ganz erschöpft und in einer verzweifelten Stimmung.

„Ich muß auf irgend eine Weise von hier fort", sagte er in entschlossenem Tone, „denn ich kann es keine Stunde mehr aushalten. Das verdammte Vieh, was für eine Geduld es besitzt!"

Eine oder zwei Stunden gingen wieder vorüber und endlich wandte der Bär zur größten Freude des Gefangenen dem Baume den Rücken und trollte in's Gebüsch. Mit klopfendem Herzen sah ihn der arme Mann nach und glitt dann, als die Bestie verschwunden war, so schnell er konnte, vom Baume herab. Als er aber unten ankam, fühlte er eine solche Steifheit und Zerschlagenheit in allen Gliedern, daß er sich kaum vom Platze zu rühren vermochte. Nach und nach kehrte indeß seine Beweglichkeit wieder einiger Massen zurück. Noch hatte er aber dieselbe nicht vollständig erlangt, als der Bär zu seinem größten Entsetzen wieder aus dem Holze hervor und gerade auf ihn zukam.

Mit einem Schreckensrufe gab Singerle Fersengeld. Alle Steifheit schien auf einmal wie durch einen Zauber von ihm gewichen und dies war sein Glück, denn der Bär trabte mit einer Schnelligkeit hinter ihm her, die man einem so schwerfälligen Thiere kaum angesehen hätte. Ja er rückte sogar dem Manne mit jeder Minute näher auf den Leib. Als so die verzweifelte Jagd 10 oder 12 Minuten gedauert

hatte, genoß Singerle endlich den Trost, sein Blockhaus vor sich zu sehen. Zu dieser Zeit war ihm der Bär bereits hart auf den Füßen, aber der Ansiedler strengte auch noch einmal alle seine Kräfte an, um das sichere Obdach zu gewinnen. Endlich erreichte er die Thüre und stürzte in's Haus, aber nicht allein, denn der Bär war ihm so nahe, daß er ihn nicht mehr ausschließen konnte.

Singerles Blockhaus lag allein, eine halbe Stunde von einer kleinen Niederlassung entfernt. Seine Frau befand sich in dem kritischen Augenblicke nicht zu Hause. Sie war in die Niederlassung gegangen, um sich nach ihrem Manne zu erkundigen und die Hilfe der Nachbarn zur Aufsuchung desselben in Anspruch zu nehmen, denn sie vermuthete wohl, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei. Singerle fand also sein Haus leer. Es blieb ihm aber keine Zeit, darüber nachzudenken, denn das Thier war ihm hart auf den Fersen. Ohne zu wissen, was er that, sprang er in eine große offen stehende Kiste, duckte sich nieder und schlug den Deckel hinter sich zu.

Seine Lage war jetzt weit unangenehmer als früher, wo er auf dem Baume saß, und es blieb ihm nur noch die einzige Hoffnung, daß ihm Jemand zu Hilfe kommen könnte. Glücklicher Weise waren an den Seiten der Kiste Löcher eingebohrt, durch welche man Stricke als Handhaben gezogen hatte, sonst wäre er wahrscheinlich wegen Mangel an Luft erstickt.

Eine Zeit lang verhielt er sich vollkommen ruhig; nach und nach aber wurde ihm seine eingezwängte Stellung ganz unerträglich und da außen Alles still war, so entschloß er

sich ein wenig herauszulugen. Langsam und vorsichtig hob er den Deckel einen oder zwei Zoll empor. Nicht weit von der Kiste entfernt, saß mit gravitätischer Miene der Bär und stieß als der Deckel sich bewegte, ein tiefes warnendes Brummen aus. Singerle ließ den Deckel sogleich wieder zufallen. Eine Zeit lang harrte er nun wieder geduldig aus, dann hob er den Deckel von neuem. Ein neues Brummen ließ sich vernehmen, was den Mann bestimmte, den Deckel wieder zu schließen. Gleich darauf verspürte er eine heftige Erschütterung der Kiste. Zuerst vermochte er sich dieselbe nicht zu erklären; nach und nach leuchtete ihm aber die Wahrheit ein. Der Bär war auf die Kiste gesprungen und hatte sich hier aufgepflanzt. Mehrmals versuchte Singerle den Deckel zu heben, aber seine Bemühungen waren natürlich umsonst.

So verging wieder einige Zeit. Dem armen Gefangenen wurden die Minuten zu Stunden. Er konnte sich nicht rühren, kaum athmen und gab zuletzt alle Hoffnung auf, aus seiner gefährlichen Lage erlöst zu werden. Da wurde er plötzlich durch den Angstruf eines Weibes aus seinem dumpfen Brüten aufgeschreckt und gleich darauf vernahm er die Worte: „Mein Gott, da ist ja ein Bär im Hause!“ Dann folgte ein kratzender Ton auf der Kiste und gleich darauf verrieth ein Plumpen auf den Boden, daß der Bär hinunter gesprungen war. Singerle hob den Deckel etwas empor und sah sich um. Die schwarze Bestie verschwand gerade unter der Thüre. Hastig sprang der Ansiedler aus der Kiste, ergriff ein Gewehr, das geladen an der Wand hing, und sprang hinaus.

Dort erblickte er den Bären, wie er in vollem Laufe ein Weib verfolgte und dieses Weib war seine Frau, welche, von der Ansiedelung zurückgekehrt, beim Eintritt in das Haus die Aufmerksamkeit der Bestie auf sich gezogen hatte. Der Mann stand einen Augenblick vor Schrecken wie versteinert da, dann lief er aus Leibeskräften dem Bären nach.

Plötzlich und nur zwei Schritte von dem Thiere entfernt, fiel die Frau zu Boden. Die Angst des Mannes hatte jetzt den höchsten Grad erreicht. Glücklicher Weise aber setzte der Bär in seinem rasenden Laufe über die Liegende hinweg und in demselben Augenblicke, wo er anhielt und sich nach ihr umwenden wollte, ertönten in rascher Aufeinanderfolge vier Schüsse. Drei Männer von der Ansiedelung, welche sich auf den Weg gemacht hatten, um ihren vermißten Nachbarn aufzusuchen, waren gerade zur rechten Zeit eingetroffen. Auch Singerle hatte sein Gewehr losgeschossen. Der Bär wankte und schien fallen zu wollen, raffte sich aber wieder auf und stürzte auf die von Schrecken gelähmte Frau zu. Die Männer, welche ihre Gewehre wieder luden, sahen die drohende Gefahr und einer derselben warf sich mit geschwungenem Gewehrkolben dem Ungethüm entgegen, das sich auch sofort gegen ihn wandte. Der Mann wußte das Thier, indem er sich behende im Kreise drehte, so lange von sich abzuhalten, bis die andern wieder geladen hatten und durch ihre gutgezielten Schüsse der Bestie den Garaus machten.

Singerles Abenteuer gab später seinen Nachbarn zu allerlei Scherzen Anlaß. Da er aber ein äußerst gutmüthiger Mensch war, so nahm er dieselben stets mit den besten Humor auf.

Ein nächtliches Abenteuer in New-Orleans.

Ich war im Jahre 1857 auf Einladung meines Onkels nach New-Orleans gekommen, um dort mein Glück zu machen. Aber obschon ich in Deutschland eine gelehrte Erziehung genossen und in Göttingen Philosophie und Jurisprudenz studirt hatte, so war ich doch in dem practischen Amerika zu nichts recht tauglich. Glücklicher Weise besaß ich wenigstens eine ziemlich genaue Kenntniß der englischen Sprache und so gelang es endlich meinen Verwandten, mir einen Platz bei der Redaction eines politischen Blattes zu verschaffen. Mir fiel hier die Aufgabe zu, aus den deutschen und französischen Zeitungen Uebersetzungen und Auszüge zu fertigen. Da das Blatt früh Morgens erschien, so wurde es in der Nacht gedruckt und das Redactionspersonal war oft noch um Mitternacht in seinen Bureaux beschäftigt, besonders wenn im Laufe des Tags eine neue Post aus Europa eingetroffen war.

Obschon ich mich bereits ein halbes Jahr in New-Orleans befand, so hatte ich doch nur eine ganz oberflächliche Kenntniß von den Zuständen und Verhältnissen der großen südlichen Hauptstadt mit ihrer aus allen Welttheilen zusammengewürfelten Bevölkerung erlangt, d. h. ich war noch ein „Grüner", ein „Grünhorn", wie die nachfolgende Erzählung beweisen wird.

Als ich mich eines Nachts nach 12 Uhr aus dem Zeitungsbureau nach Hause begab, wurde ich in einer Seitenstrasse plötzlich durch die unerwartete Erscheinung einer

Frauensgestalt überrascht, welche auf mich zustürzte und vor mir auf die Kniee niedersank. Ich befand mich gerade in der Nähe einer Gaslampe und als mir die Person ihr Gesicht zuwandte, bemerkte ich, daß sie nicht blos jung, sondern auch sehr hübsch war.

„Retten Sie mich, mein Herr, retten Sie mich!" rief sie, krampfhaft meine Kniee umfassend.

„Retten, vor was?" fragte ich sie, indem ich sie aufhob. „Ich sehe ja nichts."

„O mein Herr, ein wildaussehender Mann hat mich verfolgt und mein Leben und meine Ehre bedroht", gab sie zitternd zur Antwort. „Meine Mutter ist plötzlich unwohl geworden und ich war genöthigt, Arzneien zu holen, deshalb befinde ich mich in so später Stunde auf der Straße. Ich war früher niemals so spät ohne Begleitung aus. Diesmal aber konnte ich nicht anders."

„Wo wohnen Sie?" fragte ich ganz bezaubert von dem schönen Gesichte und der sanften Stimme des Mädchens.

„Nicht weit von hier. Nur um die Ecke herum in der nächsten Straße", sagte das Mädchen. „Aber ich fürchte mich so sehr, diesen Menschen wieder zu begegnen. O mein Herr, wenn Sie mich nur bis an mein Haus begleiten wollten, so würde ich Ihnen auf's Tiefste verpflichtet sein."

„Das will ich recht gerne", war meine Antwort, „doch kann ich Niemand sehen, der Sie verfolgt."

In diesem Augenblicke hörte ich Fußtritte die Straße herabkommen und als ich mich umwandte, sah ich einen Mann sich mit schnellen Schritten der Stelle nähern, wo wir standen.

„Da kommt er wieder“, rief das Mädchen mit zitternder Stimme und klammerte sich an mir an, dann riß sie sich wieder von mir los und rannte die Straße hinunter.

„Halten Sie, junge Dame“, rief ich ihr nach, „ich will Sie beschützen.“

Dies war allerdings ein voreiliges Versprechen, aber ich bedachte in diesem Augenblick nicht, was ich sagte und that. Das Mädchen hörte nicht auf mich, sondern stürzte davon und ich unwillkürlich ihm nach. Als es einige Häuser weit gelaufen war, blieb es stehen und schaute sich nach mir um. In wenigen Augenblicken war ich an seiner Seite und jetzt war auch der Mann mir nahe auf den Fersen.

„Treten Sie in das Haus, mein Herr“, sagte sie ängstlich, „denn ich bin überzeugt, daß der Mann schlimme Absichten hat. Er könnte Ihnen ein Leid zufügen.“

Während sie so sprach, eilte sie die Treppe eines sehr alt aussehenden Hauses hinan und zog heftig die Klingel. Ich folgte ihr nach, was freilich sehr unklug war, aber ich hegte das Verlangen, mehr von ihr zu erfahren und das Abenteuerliche der Sache zog mich an.

Fast augenblicklich wurde die Thüre geöffnet und ich trat mit dem jungen Mädchen ein. Eine alte, häßlich aussehende Negerin stand mit einer Lampe in der Hand in dem Hausplatze.

„Was gibt's, Caroline?“ fragte die Hexe.

„Verschließe schnell die Thüre. Ich bin auf der Straße angefallen und verfolgt worden“, sagte das Mädchen. „Hieher, mein Herr!“ setzte sie an mich gewendet hinzu und

öffnete die Thüre eines Zimmers. Ich verbeugte mich und trat ein.

„Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick, ich will nur ein paar Worte mit meiner Mutter sprechen“, fuhr das junge Mädchen fort und bevor ich noch eine Antwort darauf ertheilen konnte, war es verschwunden und ich befand mich allein.“

Im Zimmer brannte ein Licht. Ich setzte mich auf ein Sopha und sah mich genauer in dem Gemache um. Die Möbel waren einst gut gewesen; jetzt aber sahen sie verschossen und abgenutzt aus.

Wenige Minuten darauf öffnete die Negerin die Thüre und steckte ihr häßliches Gesicht herein.

„Miß Caroline ersucht den Herrn, hinaufzukommen“, sagte sie.

Dieses Begehren befremdete mich zwar einiger Massen, aber mein Leichtsinn und meine Neugier bestimmten mich, der Negerin zu folgen. Sie führte mich zwei Stiegen hinauf und an die Thüre eines rückwärts gelegenen Zimmers. Sie klopfte und die Thüre that sich auf.

„Treten Sie gefälligst ein“, sagte sie höflich.

Ich trat in ein Gemach, das keine Fenster hatte, und sah mich einem großen starken Neger gegenüber. In demselben Augenblicke hörte ich die Thüre von Außen verschließen und jetzt kam mir zum ersten Male der Gedanke an Gefahr.

„Was steht Ihr da und gafft? Kommt her!“ sagte der Neger in drohendem Tone.

Ich hatte eine werthvolle Uhr und eine kleine Summe Geld bei mir, da mir diesen Abend mein monatliches Hono-

rar im Bureau ausgezahlt worden war. Ich wußte jetzt, daß ich in ein Diebsnest gelockt worden war; aber ich war entschlossen, mein Eigenthum, koste es, was es wolle, zu retten.

„Wollt Ihr mich berauben?“ fragte ich mit entschlossenem Tone.

„Ich denke, ich will es“, antwortete er grinsend. „Ich bin an solche Geschäfte gewöhnt und mache mir nichts daraus.“

Ich war mir nun vollkommen bewußt, daß ich mich in einer sehr gefährlichen Lage befand, und, um die Wahrheit zu gestehen, nicht wenig beunruhigt darüber. Das Mädchen, das ich auf der Straße getroffen hatte, war wahrscheinlich eine Quadrone (von einer Negerin und einem Weißen abstammend, mit weißer Hautfarbe) jedenfalls aber ein Lockvogel und daß man die Absicht hatte, mich zu berauben und vielleicht zu ermorden, ließ sich nicht mehr bezweifeln.

„Kommt, Herr, und springt da hinunter.“

Der Schurke mußte irgend eine Feder berührt haben, denn während er sprach, flog eine Fallthüre in der Mitte des Gemachs auf. Ich blickte bald auf die Thüre, bald auf den Neger, um mich zu überzeugen, ob ich recht gehört hatte.

„Wenn Ihr hinunterspringt, Herr, so werdet Ihr mir die Mühe ersparen, Euch hinunterzuwerfen“, sagte er mit teuflischer Kaltblütigkeit.

„Du blutiger Schurke“, rief ich wüthend, „glaubst Du, daß ich mir das Leben nehmen werde, blos um Dir einen Gefallen zu erweisen?“

„So, Ihr wollt also nicht?“ rief der Neger, wie eine wilde Bestie auf mich losspringend, „dann nehmt das!“

Der Schurke führte dabei mit seinem langen Messer einen Stoß nach mir. Glücklicher Weise aber war ich auf meiner Hut und, mit einem Turnersprung auf die andere Seite der Fallöffnung springend, entging ich dem tödtlichen Stoße.

Rasend vor Wuth, suchte der Mörder einen neuen Angriff auf mich auszuführen, indem er mir über die Fallöffnung hinüber nachsprang. Kaum aber hatte er auf dem Rande aufgefußt, als ich ihm einen Stoß versetzte, der ihn in die Tiefe hinuntersendete.

Ich sah ihm einen Augenblick nach und eilte dann zu der Thüre, denn ich fürchtete, daß ich noch mehr Arbeit erhalten würde, ehe ich diese Mordhöhle verlassen könnte, wenn es mir überhaupt gelingen sollte. Ich wollte gerade die Thürklinke versuchen, als ich draußen Schritte vernahm und gleich darauf einen Schlüssel im Schlosse umdrehen hörte. Ich sprang sogleich an die Wand neben der Thüre, damit mich der Eintretende nicht sehen konnte.

Im nächsten Augenblicke steckte sich ein schwarzer Kopf in's Zimmer. Ohne mich weiter zu besinnen, versetzte ich ihm mit aller Kraft einen Faustschlag, welcher die Person ihrer ganzen Länge nach auf den Boden hinstreckte. Jetzt sah ich erst, daß es die Negerin war. Ich zog die Hexe, welche ganz ohne Besinnung war, vollends in's Zimmer und schloß die Thüre. Einige Minuten stand ich in banger Erwartung da, weil ich es für wahrscheinlich hielt, daß noch andere Spießgesellen des Negers im Hause seien. End-

lich vernahm mein lauschendes Ohr den Ton von leichten Fußtritten und die Thüre wurde abermals geöffnet. Diesmal war es meine schöne Verführerin, welche hereinkam.

Der erste Gegenstand, der ihr in die Augen fiel, war die ausgestreckte Gestalt der Negerin. Mit einem Ausruf des Erstaunens sprang sie in's Zimmer. Schnell wie der Blitz schloß ich die Thüre und lehnte mich mit dem Rücken dagegen.

„Nun, mein Fräulein“, fuhr ich sie an, „jetzt habe ich mit Ihnen ein Wort zu sprechen. Sie haben mich durch Ihre Künste in dieses höllische Nest gelockt. Sie werden mich jetzt wieder hinauslassen, oder, bei Gott, jener schwarze Abgrund soll Ihr Grab werden. Sie sehen, diese alte Hexe da kann Ihnen nicht helfen und der schwarze Schurke, der mir das Leben rauben wollte, liegt jetzt selbst auf dem Grunde jener Grube.“

Das Mädchen sah bestürzt aus. „Ich kann wirklich nichts dafür“, rief sie, „ich werde dazu gezwungen.“

„Das kümmert mich nichts“, sagte ich ungläubig. „Können Sie mich aus dem Hause lassen?“

„Ja, Herr, ich kann es.“

„Wollen Sie es thun?“

„Ja, mein Herr“, antwortete sie mit aufrichtigem Tone.

„Nun, so gehen Sie voran“, sagte ich, auf die Thüre deutend. „Aber merken Sie sichs, wenn ich das geringste Zeichen von Verrath wahrnehme, oder sehe, daß Sie Lärm machen wollen, so werde ich Sie mit meinen eigenen Händen erwürgen.“

Das Mädchen konnte wohl aus meinem Tone und meiner Miene merken, daß es mir mit dem, was ich sagte, vollkommen Ernst sei.

„Ich kann Ihnen versichern, mein Herr, daß sich sonst Niemand im Hause befindet", entgegnete sie.

„Gehen Sie voran", sagte ich.

Als wir außen waren, verschloß ich die Thüre und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann folgte ich dem Mädchen auf dem Fuße. Es war nirgends ein Licht sichtbar, außer dem, das wir aus dem obern Gemach mitgenommen. Indem ich mich so nahe an dem Mädchen hielt, daß ich es mit den Händen erreichen konnte, setzten wir unsern Weg fort. So gelangten wir in wenigen Minuten an die Hausthüre. Das Mädchen stand einen Augenblick still, um, wie ich vermuthete, den Schlüssel zu suchen. Gleich darauf aber öffnete es die Thüre und mit einem Sprunge war ich außen. Ohne ein Wort entfernte ich mich, so schnell ich konnte.

Am folgenden Morgen erzählte ich meinem Onkel mein Abenteuer und machte dann in seiner Begleitung die Anzeige auf der Polizei. Als man hierauf die Thüre des verdächtigen Hauses gewaltsam geöffnet hatte, fand man innen Alles in der besten Ordnung, aber die Bewohner waren spurlos verschwunden. Die Fallthüre wurde leicht aufgefunden. Mit derselben standen noch mehrere ähnliche Thüren in Verbindung, welche in eine tiefe, mit kantigen Steinen belegte Grube im Keller führten. Das Haus war offenbar seit langer Zeit eine Räuberhöhle gewesen.

Bei der Untersuchung der Grube fand man den zerschmetterten Körper des Negers und einen Haufen mensch-

licher Gebeine. Ich schauderte bei dem Gedanken, welches Schicksal mir zugedacht war. Die Erfahrung aber, die ich dabei gemacht, ließ ich mir für alle Zukunft als Witzigung dienen. Ich wurde vorsichtig und legte das blinde Vertrauen ab, mit dem ich bisher allen Menschen entgegengekommen war.

Der amerikanische Büffel und seine Jagd.

Büffel finden sich während des Sommers im Norden bis zum großen Sclavensee (62° nördl. Breite, 114° nördl. Länge) aber sobald der kurze Sommer beendigt ist und die strenge Kälte des amerikanischen Winters sich einstellt, ziehen sie sich allmählig nach dem Süden zurück, wo sie zuweilen bis nach Cohahuila und Neumexico gehen. Westlich von den großen Seen findet man sie im Frühling und einem Theile des Sommers in ungeheueren Heerden an den Flüssen Saskatchewan und Red River und die weißen Anwohner des letzten Flusses laden jedes Jahr ihre Weiber und Kinder auf Wagen und begeben sich, gefolgt von ihren Hunden, auf eine sechswöchentliche oder zweimonatliche Büffeljagd, bei der sie so viele Thiere tödten und Fleisch genug trocknen, daß sie den Winter über damit ausreichen. Die Lieblingsweideplätze der Büffel waren immer die großen Prärien im Westen des Mississippi und wenn sie früher auch zuweilen den „Vater der Wässer" überschritten, so gehörte dies zu den Ausnahmen.

Ein ausgewachsener Bulle, wenn er fett ist, soll nahe an 2000 Pfund wiegen; ich halte aber diese Schätzung für



Der amerikanische Büffel und seine Jagd.

zu hoch und bezweifle es sehr, ob jemals einer gewogen worden ist. Jedenfalls ist mir auf den großen Prärien niemals eine Wage zu Gesicht gekommen, auf der man ein solches Thier, wenn auch nur in Vierteln oder Stücken, hätte wiegen können. Diese Angaben beruhen alle nur auf den oberflächlichen Schätzungen von Jägern. Die Länge eines ausgewachsenen Bullen beträgt beiläufig 8½ Fuß, mit Ausschluß des Schwanzes, welcher etwa 20 Zoll lang ist, die Höhe an den Schultern (dem höchsten Punkt wegen des Höckers) beiläufig 6 Fuß.

Den großen schweren Kopf tragen sie niedrig. Die Augen sind klein und glänzend, aber von einer dicken Masse herabfallenden krausen Haares bedeckt, welches nothwendiger Weise das Sehen einiger Massen beeinträchtigen muß. Ihr äußerst scharfer Geruchsinn wiegt dagegen diesen Nachtheil vollkommen auf. Die Hörner sind kurz und scharf, aber sehr dick an ihrer Wurzel und weit auseinander stehend, da die Stirne eine beträchtliche Breite besitzt.

Die Stärke des Höckers richtet sich nach dem Zustande des Thieres. Wenn es mager, wird die fettige Masse, aus der er besteht, wahrscheinlich von den zunächst liegenden Muskeln der Wirbelsäule aufgesogen.

Die breite tiefe Brust ruht auf kurzen starken Beinen. Das Hintertheil senkt sich vom Höcker ab und hat ein schmales schwächliches Aussehen. Der kurze dünne Schwanz, welcher unten in einen Büschel schwarzer Haare ausläuft, ist eigentlich ein lächerliches Anhängsel, da er gar nicht zu der übrigen Gestalt des Thieres zu passen scheint. Der Höcker, die Schultern, die Stirne, der Unterkiefer, der Hals

und die Brust sind mit rauhem gekräuseltem Haare bedeckt, welches oft einen Fuß lang ist. Im Winter hat der ganze Körper eine gute Schutzdecke von dicker gekräuselter Wolle, im Sommer aber, wenn diese ausgefallen ist, sieht der Büffel einiger Massen wie ein geschorener Pudel aus; doch geben ihm die langen Haare an Kopf und Schultern jeder Zeit ein furchtbares Aussehen. Die Kuh hat einen kleineren Kopf und eine viel kürzere Mähne. Im Sommer ist das Haar dunkelbraun, im Winter dagegen wird es blasser und ehe es ausfällt, fast hellgelb.

Die Büffel oder Bisons, wie sie auch genannt werden, sind ein wanderndes Geschlecht, welches bei Aufsuchung des jungen zarten Präriegrases einen Raum von mehr als 30 Breitegraden durchzieht, denn der Büffel ist ein Feinschmecker, der nichts von alten und harten Kräutern wissen will. Die Indianer und die weißen Jäger tragen ebenfalls viel dazu bei, die natürliche Ruhelosigkeit des Büffels zu vermehren.

Die Kühe und Bullen leben während dem größten Theil des Jahres in gesonderten Heerden, obschon eine starke Heerde von Kühen gewöhnlich von einem oder zwei alten Bullen begleitet wird. Ein verwundeter Bulle ist ein wüthender und rachsüchtiger Gegner, denn wenn er nicht niedergeworfen wird, so greift er den Jäger an, dessen Pferd aber gewöhnlich zu gut dressirt ist, um sich dem Stoß auszusetzen, denn es ist dazu abgerichtet, sogleich eine Seitenbewegung zu machen, wenn es den Knall der Feuerwaffe oder den scharfen Ton der Bogensehne vernimmt.

Um den Büffel anzupürschen, muß jeder Vortheil des Bodens und Windes benützt und die größte Stille beobachtet

werden, obgleich sein schärfster Sinn der Geruch ist. Nur in sehr seltenen Fällen wird gegenwärtig das alte Verfahren, den Büffel über einen Abgrund zu treiben, noch in Anwendung gebracht. Es wird dies folgender Massen ausgeführt: Eine tiefe Schlucht mit steilen Wänden, wie solche nicht selten in der großen Ebene vorkommen, wird ausgewählt und darauf Bedacht genommen, daß der Rand derselben in gleicher Höhe mit der umgebenden Prärie liegt. Dann wird trockener Büffelmist gesammelt, und in regelmäßigen Abständen von 20 Schritten in Haufen aufgesetzt, welche zwei Reihen oder Flügel bilden, die sich mit der Entfernung von der Schlucht immer mehr erweitern. Diese Reihen, welche Männer vorstellen sollen, erhalten gewöhnlich eine Länge von 8 bis 10,000 Schritten. Die Indianer, welche wissen, daß die Büffel immer nur gerade ausrennen, umzingeln eine Heerde und jagen sie gegen die Schlucht. Gelingt es, sie zwischen die Reihen zu bringen, so ist in der Regel das Spiel gewonnen und die nichts ahnenden Thiere, durch Geschrei und Bogenschüsse vorwärts getrieben, stürzen sämmtlich in den Abgrund. Dieses Verfahren wurde besonders früher, wo das Pferd noch nicht unter den Indianern eingeführt war, häufig in Anwendung gebracht.

Ein „Büffelrennen" zu Pferd ist die aufregendste Jagd, die man sich denken kann. Der weiße Jäger bedient sich dabei der Büchse, oder besser eines Gewehrs mit zwei glattgebohrten Kugelläufen, da es im Galopp und in der Eile der Jagd leichter zu laden ist. Am vortheilhaftesten aber ist einer von Colts großen sechsschüssigen Revolvern, der, wenn die sechs Kugeln verschossen sind, durch Einsetzung

eines neuen Cylinders sogleich wieder gebraucht werden kann.

Der indianische Krieger bedient sich dagegen gewöhnlich des Bogens, einer kurzen Waffe, welche selten mehr als 2½ Fuß Länge hat, da sie sich so zu Pferde besser handhaben läßt. Er wird aus hartem Holze verfertigt und erhält durch Thiersehnen, die auf der Rückseite aufgeklebt sind, eine so bedeutende Stärke, daß er damit einen Pfeil durch Haut, Fleisch und Fett sendet. Nur selten bedarf es mehr als eines solchen Schusses, um das ungeheuere Thier zu erlegen.

Die Jagd beginnt damit, daß sich die Jäger gegen den Wind so viel als möglich einer Heerde zu nähern suchen. Haben sie auf diese Weise eine günstige Stellung erlangt, so reiten sie in vollem Galopp auf die Thiere ein. Jeder Jäger sucht sich eines derselben aus, hält sich so nahe als möglich an seiner rechten Seite und schießt es nieder. Wenn eine Bande Indianer ein Büffelrennen hält, so folgen ihnen ihre Weiber auf dem Fuß, um nach Beendigung des Schlachtens die Thiere aufzubrechen, abzuhäuten und in Stücke zu schneiden, wobei jede derselben die Beute ihres Mannes, die sie an den Pfeilen erkennt, sich aussucht.

Die Büffel werden öfters auch auf der Pürsche geschossen. Es ist aber dies ein gefährliches Vergnügen, wenn es nicht auf einer mit Bäumen besetzten Prärie geschieht, wo der Jäger Gelegenheit hat, sich zu „bäumen“, wenn der verwundete Büffel einen Angriff macht. Alte Trapper wissen von den Gefahren dieser Jagd manche unterhaltende Geschichte zu erzählen.

Rudel von Wölfen begleiten die Büffelheerden. Junge Kälber und verwundete oder kranke Nachzügler werden ihre Beute; aber sie wagen es selten, ein ausgewachsenes gesundes Thier anzugreifen. Es sind jedoch Beispiele bekannt, wo die großen und wilden grauen Wölfe des Nordens, wenn sie der Hunger zur Verzweiflung brachte, einen Angriff auf Büffel unternahmen. Die Heerde soll dann einen Kreis bilden, in welchem die jungen und schwachen Thiere eingeschlossen werden, während die starken außen einen unangreifbaren Wall von Hörnern dem Feinde entgegensetzen. Sollte aber durch irgend einen panischen Schrecken die Heerde in die Flucht getrieben werden, so ist die Vertilgung einer Anzahl der schwächsten und fettesten unausbleiblich. Weiter im Süden sind die Wölfe nicht so furchtbar und die Bisons scheinen ihnen nur wenig Beachtung zu schenken. Ein Beweis davon ist, daß die Indianer, welche die Gewohnheiten ihrer Jagdthiere sehr genau beobachten, sich den Büffeln in Wolfsfelle gehüllt zu nähern suchen. Gelingt ihnen dies, so richten sie mit ihren stillen Pfeilen eine ungeheuere Niederlage unter den arglosen Thieren an, welche, wenn eines tödtlich verwundet zu Boden sinkt, den Wahn hegen, es habe sich niedergelegt, um sich zu wälzen.

Wenn die Jagd ein Wagestück ist, so ist aber auch der Gewinn beträchtlich, denn der Büffel bildet den Hauptunterhalt der Prärieindianer. Die Hörner werden zu Pulverhörnern verarbeitet, die große Haut dient gegerbt als Decke für die Wigwams, oder als Kleidung für den Winter, oder als Tauschartikel für andere Bedürfnisse. Auch Schilde für den Krieg werden daraus verfertigt, indem Stücke aus

dem Nacken, vier- oder fünfmal auf einander geleimt, eine Flintenkugel ableiten. Das Fleisch wird an der Sonne oder im Rauch getrocknet. Es besitzt einen angenehmen Geschmack und ist eben so saftig als gemästetes Ochsenfleisch (ich ziehe es diesem vor). Die besten Stücke sind der Höcker, die Zunge und die Markbeine. Der Höcker wiegt oft bis zu 8 Pfund.

Die verschiedenen Schätzungen über die Stärke der Heerden auf den Prärien weichen sehr von einander ab. Die gewöhnlichen Angaben sprechen von 10 bis 20,000. Doch stehen diesen andere mit weit höheren Ziffern gegenüber. Fremont schätzte auf seiner Ueberlandreise nach Californien im Jahre 1846 einige Heerden, die er auf den Prärien sah, nicht auf zehn-, sondern auf Hunderttausende.

Man hat öfters den Versuch gemacht, den wilden Bison zu zähmen und an's Haus zu gewöhnen, indem man die jungen Kälber einfing und mit dem andern Vieh aufzog, aber ohne Erfolg, denn obschon es für einige Zeit den Anschein hatte, daß sie ihre wilde Natur abgelegt, so kehrte sie doch, als sie heranwuchsen, immer wieder zurück, während es bei ihrer großen Stärke keine leichte Sache war, ihrer Herr zu werden. Die Kälber werden leicht gefangen, wenn es gelingt, sie von den Kühen zu trennen und sobald die Heerde verschwunden ist, folgen sie willig dem Pferde des Jägers.

Uebrigens nimmt mit dem Vorschreiten der Civilisation nach Westen auch die Zahl der Büffel immer mehr ab und man glaubt in Amerika, daß sie mit der Zeit ganz verschwinden werden und mit ihnen auch die gesammte Rasse des rothen Mannes.

Der Eremit von Furlo.

In der italienischen Provinz Umbria liegt der Gebirgspaß Furlo, durch den eine frequente Straße führt, welche das adriatische Meer mit Rom verbindet. Dieser einsame Paß, umgeben von einer wilden gebirgigen Gegend war vor einigen Jahren der Schauplatz zahlreicher mit der größten Keckheit ausgeführten Raubanfälle, welche allen Angaben zufolge von einer aus 20 bis 30 Mann bestehenden Brigantenbande verübt wurden. Die schwache Gendarmeriemannschaft, welche in dieser Gegend stationirt war, hatte zwar Alles aufgeboten, den Räubern auf die Spur zu kommen, aber es war ihr noch nicht gelungen.

In einer kleinen elenden Hütte, in welcher selbst die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens fehlten, wohnte der sogenannte Eremit von Furlo. Wenn Jemand in der Gegend krank, oder von einem Unglück betroffen wurde, so war Niemand so schnell und bereitwillig mit Rath und Hilfe zur Hand als der Eremit. Der ältliche Mann mit seinem langen Bart und den freundlichen wohlwollenden Zügen wurde deshalb überall gerne gesehen.

„Was gibt es, Victorine, daß du so traurig aussiehst?“ fragte der Eremit eines Morgens, als er in die Hütte eines armen Landmannes trat, welcher höher oben im Gebirge wohnte.

„O Vater“, sagte das Mädchen, „der Postwagen ist wie gewöhnlich in der vorigen Nacht angehalten und ausgeraubt worden und unter den Reisenden befand sich eine

Dame, die all ihr Geld verloren hat, so daß sie nicht im Stande ist, zu ihren Freunden nach Piemont zurückzukehren."

Der Eremit erwiederte nichts darauf, sondern entfernte sich und ging den Berg hinunter nach seiner eigenen Hütte.

Am Abend dieses Tags kam ein Wagen mit einer Dame und ihrer Tochter langsam die Straße herauf, die in vielen Biegungen sich den steilen Berg hinan windet. Zu ihrem Schrecken wurden sie von einem Manne der eine Maske trug, angehalten und ersucht, ihr Geld und ihre Kostbarkeiten auszuliefern.

„Signora", sagte der höfliche Räuber, „ich hege nicht den Wunsch, Gewalt gegen Sie zu gebrauchen, aber Sie sehen dort meine Leute." Dabei deutete er auf 20 bis 25 Männer, welche mit dem Gewehr in der Hand in einiger Entfernung unter den Bäumen in Reihe und Glied aufgestellt waren. „Ich kann sehr leicht Zwang anwenden, hoffe aber, daß Sie mich dessen überheben werden. Und nun will ich Sie ohne weitere Reden um diese Ringe, ihre Uhr und die Schlüssel zu ihren Koffern bemühen."

Die Damen sowohl als der Kutscher, der von Hause aus ein Hasenfuß war, thaten Alles, was der Räuber verlangte. Das Glück schien den Spitzbuben an diesem herrlichen Sommerabende ganz besonders zu begünstigen, denn kaum hatte sich der Wagen der Damen entfernt, so kam ein Landmann daher, welcher auf einem benachbarten Markte ein paar Ochsen kaufen wollte. Der ehrliche Bursche war nicht wenig erstaunt, als er einen maskirten Mann mit langem Barte vor sich aus der Erde emportauchen sah. Ob-

schon es ihm nicht an Muth und Entschlossenheit fehlte, so überzeugte ihn doch ein Blick auf diese bewaffneten Männer, welche ihr Hauptmann jeden Augenblick herbeirufen konnte, daß jeder Widerstand nutzlos sein würde und ohne Sträuben überlieferte er dem Räuber seinen Geldsack. Bevor dieser sein Opfer entließ, schärfte er ihm ein, nichts von seinem Abenteuer weiter zu erzählen, sonst würde es ihm schlimm ergehen.

* * *

Es ist ein herrlicher italienischer Abend. Rings umher herrscht feierliche Stille. Nur aus der Ferne vernimmt man das verschwimmende Klingeln der Glocken, welche das heimkehrende Weidevieh am Halse trägt. Da und dort schwirrt eine jener großen Bergfledermäuse durch die Luft, während prachtvolle Feuerfliegen zwischen Büschen und Laubwerk umherirren. Alles ist Friede und Schönheit. Aber der Räuber befindet sich auf seinem Posten. Sein geübtes Ohr hat den Ton von Pferdetritten, welche den Berg herauf durch den Paß kommen, vernommen und mit Flinte und Pistolen bewaffnet, steht er da und erwartet die Ankunft des Postwagens. Wie er kühn vor den Schlag desselben hintritt, schreien die Frauen laut auf und die Männer suchen muthig auszusehen, aber der Anblick dieser Reihe bewaffneter Räuber benimmt ihnen jede Lust zum Widerstande. Wie gewöhnlich wird die Auslieferung von Geld und Kostbarkeiten verlangt, aber, wie bei früheren Gelegenheiten, auch diesmal kein Blut vergossen, indem der Räuber sagte, daß keiner seiner Leute herankommen solle, wenn die Reisenden ohne Widerstand ihre Sachen hergäben.

Endlich ist Alles abgeliefert und der Postwagen setzt seinen Weg fort. Unter den Passagieren war auch ein Franzose, der mehr verloren hatte, als alle Andern zusammen. Derselbe befand sich denn auch noch fortwährend in einem Zustande der heftigsten Wuth und Furcht, denn nicht nur hatte der Räuber von ihm mehr als von den andern verlangt, sondern ihm auch sein Pistol mit der Drohung augenblicklicher Erschießung an den Kopf gesetzt, im Falle er nicht Alles, was er habe, herausgäbe. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der Weglagerer von einem seiner Zuträger in Erfahrung gebracht, daß der Franzose für einen Juwelier reiste und stets einen Vorrath von kostbaren Gegenständen bei sich führte. Der Verlust des armen Mannes war sehr bedeutend, denn er bestand nicht blos in vielen werthvollen Juwelen, die er an verschiedene vornehme Familien hätte abliefern sollen, sondern auch in einer guten Anzahl Banknoten, auf deren Werth sich der maskirte Räuber sehr gut zu verstehen schien.

Als der Wagen bei der nächsten Gebirgspost anlangte, waren die Reisenden sehr erfreut, als sie dort eine Extrapost antrafen, welche von mehreren berittenen Gensdarmen begleitet war. Ihnen erzählten die Reisenden den Raubanfall und die mörderische Drohung des Räubers. Die Passagiere der Extrapost trugen Anfangs Bedenken, ihre Reise fortzusetzen; auf Zureden der Gensdarmen faßten sie aber schließlich doch den Entschluß, das Wagniß zu bestehen.

In der Hoffnung, daß er Gelegenheit finden würde, sein verlorenes Eigenthum wieder zu erlangen, hatte der kleine Franzose die Reisenden und den Kutscher auf's In-

ständigste gebeten, daß sie ihn auf den Schauplatz des Raubes mit zurücknehmen möchten. Da noch ein Platz frei war, so wurde ihm dies bewilligt und der Wagen fuhr endlich unter Zittern der Damen und schlecht verhehlter Besorgniß der Männer weiter. Der Plan war, daß die Gensdarmen eine kurze Strecke hinter demselben zurückbleiben sollten, was bei den vielen Biegungen des Wegs in dem Furlopasse sich als vollkommen praktisch erwies.

Als sie sich dem Orte näherten, wo der Raub stattgefunden hatte, geriethen Alle in Angst und Furcht, denn der Franzose hatte das wilde Aussehen und Benehmen der Briganten, besonders desjenigen, der offenbar ihr Hauptmann war, so lebhaft beschrieben, daß ein heftiger Kampf erwartet wurde, während Niemand voraussehen konnte, wer das Opfer desselben werden würde.

Endlich als sie an eine Biegung der Straße kamen, da wo der steilste und gefährlichste Sturz des Passes war, trat eine große maskirte Gestalt mit der Pistole in der Hand vor und gebot dem Kutscher zu halten. „Steigt Alle aus!“ sagte der Räuber von Furlo. Die Reisenden gehorchten. Als er den Franzosen bemerkte, trat in seinem Benehmen eine sichtbare Veränderung ein. „Geben Sie mir Ihre Werthsachen“, sagte er, „und ich schwöre, daß meine Leute, die Sie dort unter den Bäumen sehen, keinen Schuß thun sollen.“ Damit setzte er seine Untersuchung mit aller möglichen Höflichkeit fort, bis er auf einmal inne hielt und horchte. Der Hufschlag mehrerer Pferde, begleitet von dem unverkennbaren Klange schwerer eiserner Säbelscheiden ließ sich vernehmen. Jetzt schien der kleine Franzose

auf einmal ganz Feuer und Muth zu sein, denn kaum hatte er die sehnlichst erwarteten Gensdarmen aus der Ferne erblickt, als er auf den Räuber losstürzte, um ihn zu fassen. Dieser aber schüttelte ihn leicht ab und eilte zu seinen Leuten unter den Bäumen. Von diesen rührte sich indeß kein Mann, keiner trat vor, um seinem Hauptmann beizustehen. Die Gensdarmen waren mittler Weile mit gespannten Karabinern herangekommen. Der Räuber rief ihnen zu, sie sollten sich entfernen, sonst werde er auf sie schießen lassen. Aber die Soldaten, welche keine Lust hatten, ihre Beute so leichten Kaufs fahren zu lassen, antworteten nur mit einer Gewehrsalve. Der Räuber stürzte sogleich zusammen, wälzte sich auf dem Boden und war nach wenigen Augenblicken todt.

Während dieser ganzen Zeit hatte sich kein Mann von seiner Bande gerührt, nicht einmal als ihr Hauptmann gefallen war. Der Unterofficier, welcher die Escorte commandirte, trat jetzt mit dem Pistol in der Hand heran, um diese Leute zu entwaffnen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er die Entdeckung machte, daß er keine lebenden Menschen, sondern ausgestopfte Figuren vor sich hatte, die so künstlich und täuschend verfertigt waren, daß keiner der vielen Reisenden, welche von dem Räuber an dieser Stelle ausgeplündert wurden, die geringste Ahnung davon hatte.

Mittler Weile waren auch einige Landleute, durch das Schießen und den Lärm herbeigelockt, auf dem Schauplatze des Kampfes erschienen. Durch sie ließ der Gensdarmeriebrigadier den Leichnam des Räubers in die nahe Hütte des frommen Eremiten tragen. Als man ihm dort die Maske abnahm, machte man zur großen Ueberraschung der Land-

leute die Entdeckung, daß der Räuber und der Eremit von Furlo eine und dieselbe Person gewesen. Viele Jahre lang hatte er das Räuberhandwerk ausgeübt und zwar immer ganz allein; aber so oft er einen Wagen angriff, was gewöhnlich nur des Abends oder Nachts geschah, hatte er im Hintergrunde seine Räuberfiguren aufgestellt, mit deren Anblick er die Reisenden schreckte.

Bei Durchsuchung der Hütte des Eremiten entdeckten die scharfen Augen des Franzosen etwas frisch aufgeworfene Erde. Als man diese wegräumte, wurde die Oeffnung einer Höhle sichtbar, in welcher man eine bedeutende Summe Geld, eine Menge kostbarer Juwelen, Seidenzeuge, Sammet, Spitzen und viele andere werthvolle Gegenstände auffand. Bei Tage hatte der Eremit den barmherzigen Samaritaner, des Nachts den Räuber gespielt, aber dabei niemals Blut vergossen.

Der Franzose erlangte das ganze Eigenthum seines Herrn und nach längerer Zeit auch sein eigenes Geld zurück. Es war aber ein langwieriger Proceß, denn die nächste Gerichtsbehörde hatte den ganzen Fund in der Hütte des Eremiten an sich genommen und es kamen Personen aus allen Theilen Europas, welche Gegenstände von Werth reclamirten.

Diese Erzählung ist keine Dichtung, sondern eine in Italien wohlbekannte Thatsache und mehrere Personen haben dem Schreiber dieses Pretiosen gezeigt, welche der Eremit von Furlo längere Zeit in Verwahrung gehabt.

Eine schwimmende Insel.

In einiger Entfernung südöstlich von Riga in der Provinz Lievland liegt der Ilsingsee. Er ist bemerkenswerth wegen einer schwimmenden Insel, welche seit undenklichen Zeiten sich alle Jahre aus der Tiefe des Sees erhebt. Die Zeit ihrer Erscheinung ist gewöhnlich im Juli. Innerhalb ein oder zwei Monaten bedeckt sie sich dann mit einem kurzen spärlichen Graswuchs und beim ersten Frost im September oder Oktober sinkt sie wieder auf den Boden, um bis zum nächsten Jahre ihren Winterschlaf zu halten. In warmen Sommern erhebt sich die Insel früher als in kalten. Einmal, in einem sehr kalten regnerischen Jahre erschien sie gar nicht. Dagegen ist aber auch ein Fall bekannt, wo sie bei der ungewöhnlich starken und anhaltenden Sommerhitze länger als gewöhnlich auf der Oberfläche blieb. Da trat plötzlich ein starker Frost ein und hielt die zaudernde fest, aber sobald im darauffolgenden Frühling Thauwetter eintrat, verschwand sie wieder bis zum folgenden Juli.

Die ältesten Leute in der Umgegend erinnern sich von ihrer frühesten Jugend an der periodischen Wiederkehr dieser Erscheinung, welche unabänderlich stets auf demselben Platze hervortritt. Sie wurde bereits im Jahre 1780 von einem lievländischen Schriftsteller erwähnt und ist seitdem mehrfach beschrieben worden, aber eine genügende Erklärung des Phänomens war bis jetzt noch nirgends gegeben. Auf einer vorjährigen Reise besuchte ich den Ort in Begleitung eines mit der Chemie vertrauten Freundes und nach einer sorg-

fältigen Untersuchung gelang es uns, die Ursache des Geheimnisses zu entdecken.

Die Insel liegt einige hundert Faden von dem nordwestlichen Ufer des Ilsingsees und erhebt sich beiläufig acht Zoll über die Oberfläche. In ruhigem Wetter, wenn keine Wellen sich erheben und die obere Erdkruste wegwaschen, besitzt sie einen Umfang von 15 bis 20 Klaftern, auf dem sich mehrere Personen mit Bequemlichkeit bewegen können. Der solide Theil der Insel besteht aus einer Art Torf, oder aus einem Wurzelgewebe von verschiedenen Pflanzen mit Einschluß von Moosen und den mehreren Fuß langen Stengeln von Wasserpflanzen. Das Netzwerk ruht nicht auf dem Boden des Sees, sondern schwimmt frei auf der Oberfläche, so daß man eine Stange unter demselben mit Leichtigkeit hin- und herbewegen kann. Auf der einen Seite jedoch ist es etwas nach unten geneigt und hier hängt es fest mit der Torfsubstanz zusammen, welche das Bett des Sees bildet. Dies ist auch die Ursache, daß es beständig auf demselben Platze erscheint.

Das periodische Verschwinden der Insel erklärt sich auf eine sehr einfache Weise. Zwischen den halbverkohlten Pflanzenwurzeln, aus denen sie hauptsächlich besteht, entwickelt sich Kohlenwasserstoffgas in ungewöhnlicher Menge. Die leichteste Berührung ruft Millionen kleine Bläschen zwischen den Wurzeln hervor. Mit Hülfe eines tragbaren Apparats sammelten wir einen Theil des Gases, welches, als es angezündet wurde, sogleich mit einer starken gelblichen Flamme brannte. Die außerordentliche Quantität Gas war an sich schon staunenerregend, denn obgleich sich entzündbare

Luft dieser Art gewöhnlich in stehenden Pfützen, Sümpfen und Moräften findet, so ist doch ihr Vorkommen in solcher Menge äußerst selten.

Sobald die Sonnenhitze die Temperatur des Sees erhöht, entwickelt sich dieses leichte Gas aus dem Torf und das Netzwerk der Wurzeln füllt sich mit unzählichen kleinen glänzenden Blasen. Die Insel wird dadurch leicht und steigt zuletzt wie eine Art halbgeöffneter Blase auf die Höhe. Wenn sich während des Winters Schlamm und Erde auf der Oberfläche ablagert, eine Art von Humus oder Boden bildend, so setzt er die Insel in den Stand, sich mit einer leichten Decke von Gras und Wasserpflanzen zu überziehen. In warmen langandauernden Sommern ist sie dichter überwachsen als in kalten. Bei anhaltend heißem Wetter erscheint die Insel zuweilen schon Anfangs Juni und verschwindet erst Ende Oktober. Sobald aber das Wasser kalt wird und die ersten Nachtfröste eintreten, hört natürlich die Entwickelung des Gases auf, die große Blase wird schwer und sinkt wieder auf den Boden des Sees, um wie das Landvolk sagt, ihren Winterschlaf zu halten.

Man sieht auf einen Blick, auf welche Weise sich der Ilsingsee gebildet hat. Ein großes Torfmoor, durch das ein kleiner Bach floß, nahm früher den Platz ein. Vor vielen Jahren war auf der untern Seite desselben eine Mühle erbaut worden, für die man die Wasserkraft durch Abdämmung des Baches erlangte, wodurch das Moor unter Wasser gesetzt wurde. Die Ufer des Sees bestehen aus Sand, welcher wahrscheinlich auch die Unterlage bildet, auf der die Torfschichte am Boden des Sees gelagert ist. Die

Insel trennt sich deshalb, wenn sie durch die Gasentwickelung emporgehoben wird, von dem sandigen Grunde und steigt an die Oberfläche.

Ein solches seltenes Zusammentreffen von günstigen Umständen ist nothwendig, um diese eigenthümliche Erscheinung hervorzubringen. Man behauptet, daß eine ähnliche Merkwürdigkeit nur noch in Holstein vorkomme.

Wer den Ort besuchen will, sollte dazu den Monat Juli wählen, wenn er sicher sein will, daß die Insel von ihrem Winterschlaf erwacht ist und sich auf der Oberfläche befindet. Man wird dann einen großen schwarzen Körper auf dem Wasser erblicken, da sie ihren grünen Ueberzug erst später annimmt.

Ein gewissenhafter Räuber.

Nach Vambery.

Da eine sitzende Lebensart ganz gegen die von mir angenommene Rolle eines Derwisch*) verstieß, so war ich oftmals, mochte ich nun wollen oder nicht, genöthigt meinen Ranzen über die Schultern zu nehmen und allein oder in Begleitung von andern Pilgern Ausflüge zu unternehmen. Da traten mir denn zuweilen herzzerreißende Scenen von Sklaverei und Grausamkeit entgegen; mitunter sah ich aber auch auffallende Beispiele von rauher Tugend und Menschlichkeit. Mein Derwischsegen blieb niemals unbelohnt. Ich

*) Ein mohamedanischer Mönch, der seinen Unterhalt durch Betteln gewinnt. Das Wort ist persisch und bedeutet „Armer."

sang, bis ich heiser wurde; ich füllte aber auch meinen Sack reichlich mit Käse, Pferde- und wildem Eselfleisch. Fast immer erhielt ich ein Stück Filz, oder eine Handvoll Kamel- oder Schafwolle zum Geschenke, ja zuweilen sogar ein altes Kleidungsstück, welches die Nomaden weggeworfen hatten.

Ich hatte keine Gefahr in der Umgegend von Gomus-tepe (so hieß der Ort, wo ich unter den Yomut-Turkomanen Halt gemacht hatte) zu besorgen und da die Zahl meiner Bekanntschaften fortwährend größer wurde, so trug ich nicht das geringste Bedenken, meine Streifereien ein wenig weiter im Kreise von solchen Stämmen auszudehnen, die mit meinen Wirthen auf freundlichem Fuße standen. Es ist wahr, die letztern ließen es keineswegs an Warnungen zur Vorsicht fehlen; aber da ich nichts bei mir trug, als meine elende Derwischkleidung und meine magere Börse, welche etwa 20 Krans (9 fl. 36 kr.) enthielt, so machten diese gutgemeinten Rathschläge keinen besonderen Eindruck auf mich und ich setzte meine Wanderungen ununterbrochen fort, ohne mir auch nur die Mühe zu nehmen, jeden Abend in meine Wohnung zurückzukehren.

Eines Abends, nachdem ich den ganzen Tag von einer Gruppe Zelte zur andern gewandelt war, fühlte ich mich gänzlich erschöpft, als ich zu meinem Trost in der Ferne ein einzelnes Zelt wahrnahm, zu dem ich sofort meine Schritte lenkte. Einem einzeln stehenden Zelte in der Wüste ist niemals recht zu trauen, aber es blieb mir keine andere Wahl und ohne weiteres Bedenken entschloß ich mich, in demselben eine Nachtherberge in Anspruch zu nehmen. Mit dem üblichen Derwischgesang und einem lauten „Selam

Aleikum" (Friede mit Euch!) trat ich ein. Ein großer wild aussehender Turkomane empfing mich an der Thüre. Er lud mich ein, mich zu setzen. Wir tauschten die gewöhnlichen Grüße aus und waren bald in einer tiefen Unterhaltung über Relgion, Pferdezucht und Beutezüge, die beliebten Gegenstände, begriffen.

Als die Sonne auf der wilden und wüsten Landschaft ihrem Untergange nahe war, bemerkte ich, daß mein Wirth mit jedem Augenblicke unruhiger wurde. Er setzte sich, stand wieder auf, ging hinaus, kam wieder zurück, ohne ein Wort zu mir zu sprechen. Ich muß gestehen, daß ich mich ein wenig unbehaglich fühlte. Plötzlich trat er auf mich zu und fragte mich mit ziemlich verlegener Miene, ob ich ihm nicht einige Krans leihen wolle, da er die Absicht hege, mich mit Reisfleisch (dem Ehrengericht für Gäste) zu bewirthen und keinen Heller besitze, um Reis zu kaufen. Ich hielt es für besser, ihm das Geld zu leihen, als mir dasselbe rauben zu lassen. Ich öffnete deshalb meine Börse und gab ihm fünf Krans, welche er nahm und forteilte, um in einem Zelte, das, wie er sagte, nur eine Viertelstunde entfernt war, die nöthigen Einkäufe zu machen.

Als er zurückkam, glänzte sein Gesicht vor Freude und ich fühlte eine besondere Theilnahme für den armen aber redlichen Mann, dem es so sehr am Herzen lag, seinen Gast gehörig zu ehren.

Das Essen war bald zubereitet. Eine ungeheuere Schüssel, welche genug enthielt, um ein Dutzend leere Mägen zu füllen, ward mir vorgesetzt. Er und sein Weib saßen mir gegenüber. Erst nach langem Zureden konnte ich

sie dazu bringen, das Mahl mit mir zu theilen. Wir wurden indeß mehr und mehr mit einander befreundet. Da wir den Reis nicht ganz aufzehren konnten, lud mich die gastfreundliche Frau ein, noch einen Tag bei ihnen zu bleiben, um am folgenden Abend ein zweites Mahl davon einzunehmen. Begreiflicher Weise lehnte ich dieses ab.

Am nächsten Morgen stand ich frühzeitig auf, nahm von meinen Wirthen, welche sehr gerührt schienen, Abschied und nachdem ich ihnen und ihrem Pferde, wie es gebräuchlich ist, den Segen gegeben, machte ich mich nach Gomustepe auf den Weg.

Ich war noch keine halbe Stunde gegangen, als ich plötzlich einen lauten Ruf hinter mir vernahm, welcher mir in drohendem Tone zu halten befahl. Da ich sah, daß ich von einem wohlbewaffneten Reiter verfolgt wurde, so blieb ich sogleich stehen. Mein Verfolger näherte sich nur mit langsamen Schritten und man mag sich mein Erstaunen vorstellen, als ich in ihm meinen Wirth vom vorigen Abend, denselben Turkomanen erkannte, dem ich vor einer Stunde den Segen gegeben hatte.

„Halt Hadschi"*), rief mein Freund mit tiefer Stimme und niedergeschlagenen Augen: „gib mir Deine Börse und Alles, was Du bei Dir hast, oder —"

Mein Erstaunen war grenzenlos und da ich die Sache für einen Spaß ansah und ihm in's Gesicht lachte, wurde der Turkomane zornig und sagte: „Halte mich nicht auf,

---

*) Hadschi bedeutet einen Pilger, der das Grab Mohameds in Mekka besucht hat. Es ist ein Ehrentitel.

Hadschi, oder ich werde genöthigt sein, Dir ein Leid anzuthun."

Da Raub in den Augen der Turkomanen kein Unrecht ist, so hielt ich es für gerathen, sein Verlangen zu erfüllen. Ich gab ihm meine Börse, drei oder vier Löffel voll grünen Thee, den ich bei mir führte, und ein altes Stück Zitz, das mir als Schnupftuch diente. Er nahm ohne den geringsten Gewissensscrupel all mein Eigenthum und steckte es in seinen weiten Sack; aber gerade als ich im Begriffe war, weiter zu gehen, rief er mich zurück, öffnete meine, jetzt seine Börse, und gab mir fünf Krans daraus mit den Worten: „Da, Hadschi, nimm meine Schuld von gestern. Ich glaube, es waren gerade fünf Krans. Ich bleibe nicht gerne ein Schuldner."

„Was für eine sonderbare Gewissenhaftigkeit!" dachte ich bei mir, als ich das Geld nahm. Der Räuber schien nun vollkommen zufriedengestellt. Nach seinen moralischen und socialen Ansichten hatte er eine edle That gethan und er war unverschämt genug, mich vor meiner Entfernung noch einmal um meinen Segen zu bitten, den ich ihm auch nicht wohl verweigern konnte.

Eine solche Mischung von Tugenden und Lastern findet man oft unter den asiatischen Nomadenvölkern. Mein Abenteuer mit dem gastlichen und gewissenhaften Räuber gestattete mir jedenfalls einen merkwürdigen Einblick in die Sitten und Denkungsweise dieser barbarischen Wanderstämme.

Ein Abenteuer in Indien.

Einige Jahre vor dem Ausbruch des indischen Aufstands machte ich theils in Geschäften, theils zum Vergnügen eine Reise durch eine wilde Gegend von Oberindien. In einem kleinen elenden Dorfe Namens Kaunpoor verlor ich alle meine Diener und Begleiter, die ich von Delhi mitgenommen hatte. Ein Theil derselben war der Cholera, welche damals im Lande wüthete, zum Opfer gefallen, während die andern mit meinen Pferden und einem Theil meines Gepäcks das Weite gesucht hatten, mich zu Fuß und allein in einer Gegend zurücklassend, welche im Rufe stand, daß sie von Thugs*), Räubern und Mördern unsicher gemacht wurde. Auf meine Klage bei dem Vorsteher des Orts erhielt ich zwar das Versprechen, daß die Spitzbuben aufgesucht und bestraft werden sollten; ich gelangte aber nur zu bald zu der Ueberzeugung, daß er selbst ein eben so großer Schurke war, als die Diebe, daß er ihre Flucht begünstigt und den Löwenantheil an der Beute erhalten hatte.

Mein Geld und einige werthvolle Juwelen trug ich glücklicher Weise bei mir und da ich mit einer Doppelflinte,

*) Die Thugs sind eine religiöse Genossenschaft oder Secte in Indien, welche Mord und Raub zum Gegenstand ihrer Religionsübung machen. Ihre Opfer tödten sie durch Erdrosselung, indem sie ihnen mit großer Gewandtheit die Schlinge eines Stricks um den Hals werfen. Ihre Zahl ist gegenwärtig nur noch sehr gering, da die englische Regierung mit großer Strenge gegen sie zu Werke ging. Innerhalb weniger Jahre wurden Tausende von ihnen vor Gericht gestellt und zum Tode oder zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

einem Paar Pistolen und einem langen spanischen Dolchmesser bewaffnet war, so glaubte ich es wagen zu können, meinen Weg allein und ohne Führer nach einer etwa 20 englische (4 deutsche) Meilen entfernten Station zurückzulegen. Dort durfte ich hoffen, den nöthigen Schutz und eine zuverlässige Begleitung zu finden, mit der ich meine Reise vollenden konnte. Ohne dem Vorsteher von meiner Absicht etwas merken zu lassen, übergab ich mein noch übriges Gepäck seiner Obhut, indem ich ihm bedeutete, daß ich ihn für jeden Verlust an demselben verantwortlich machen werde.

„Und warum, Sahib*), wollt Ihr nicht selbst darüber wachen?“ fragte er.

„Weil der Diebe bereits zu viele für mich sind“, antwortete ich ihm.

Er fragte mich, ob ich meine Reise fortsetzen, welchen Weg ich einschlagen wolle, ob er mir nicht verläßige Führer und Begleiter mitgeben solle u. s. w., worauf ich ihm aber nur ausweichende Antworten ertheilte, da ich entschlossen war, meinen Plan vollkommen geheim zu halten. Als ich mir durch Nachfragen bei verschiedenen Personen über den besten Weg nach dem Orte, wohin ich reisen wollte, die nöthige Auskunft verschafft hatte, schlich ich mich nach Eintritt der Dunkelheit aus dem Dorfe nach dem benachbarten Wald, wo ich auf einen Baum stieg, und dort die Nacht zubrachte. Beim Anbruch des Tags nahm ich etwas von den Speisen, die ich mir für die Reise verschafft hatte, zu mir und setzte meinen Weg auf dem betretenen Pfade durch

*) Sahib ist die Anrede, deren sich die Indier gegen die Europäer bedienen. Es bedeutet Herr.

das Holz fort, indem ich mich dabei eines kleinen Taschencompasses als Führer bediente.

Der schmale Maulthierpfad, welcher durch Wald und Jungle, über Hügel und Thal ging, war so einsam und traurig, daß ich, noch ehe ich fünf Meilen zurückgelegt hatte, sehr geneigt war, wieder umzukehren und selbst auf die Gefahr hin, noch einmal beraubt zu werden, eine Begleitung mitzunehmen. Doch dies war indeß nur eine vorübergehende Schwachheit, nach deren Ueberwindung ich meine Reise um so rüstiger fortsetzte. Mehr als einmal glaubte ich die Stimmen von wilden Thieren zu hören, so daß ich still stand und mich zur Vertheidigung rüstete. Zuweilen schreckte mich auch das Auffliegen irgend eines großen Vogels in meiner Nähe oder das Geschrei eines Affen aus meinen Gedanken auf; im Ganzen aber setzte ich meinen Weg ohne Unfall fort, bis er gegen Mittag durch eine tiefe und düstere Schlucht führte, wo der Pfad durch Bäume, Sträuche und Schlingpflanzen so verwachsen war, daß ich nur mit Mühe hindurch kommen konnte. Ich mochte etwa die Hälfte derselben durchschritten haben, als sich plötzlich vor mir ein Lärm wie von einem Kampfe, begeitet von einem anscheinend menschlichen Schmerzensschrei vernehmen ließ.

Da wo ich stand, konnte ich die Streitenden nicht sehen, obschon sie nach den Tönen zu urtheilen, ganz nahe sein mußten. Es waren ihrer augenscheinlich nicht mehr als zwei und da ich wohl bewaffnet war, hielt ich es nicht für gefährlich, mich dem Orte zu nähern. Was konnte es wohl sein? Vielleicht hatte ein verfluchter Thug einen einsamen Reisenden wie ich angefallen, und war jetzt daran, ihn nach



Ein Abenteuer in Indien.

dem Gebote seiner höllischen Religion zu erwürgen. In diesem Falle war ich entschlossen, ein christliches Gericht über ihn zu halten und ihm auf der Stelle die Hirnschale zu zerschmettern.

Rasch, aber vorsichtig ging ich vorwärts; rasch, weil die Schmerzenslaute jeden Augenblick schwächer wurden und ich überzeugt war, daß ich eilen mußte, wenn ich den Unglücklichen noch retten wollte; vorsichtig, damit ich nicht unter eine Bande Räuber fiele, welche vielleicht dem mörderischen Werke eines ihrer Kameraden, wie dies in Indien öfters vorkommt, ruhig zusahen. Daß die eigenthümlichen Töne nur von einem Menschen herrühren konnten, darüber hegte ich nicht den geringsten Zweifel und ich war deshalb nicht wenig erstaunt, als ich beim weiteren Vorschreiten auf einmal auf einem freieren und lichteren Platze einen großen Affen erblickte, der sich in den Umwindungen einer ungeheueren Schlange befand.

Ich kam gerade noch dazu, um Zeuge von dem Tode des armen Vierfüßlers zu sein. Er hatte eben seinen letzten Seufzer ausgestossen. Die Schlange, welche mich wahrscheinlich herankommen hörte, erhob jetzt ihren mißgestalteten Kopf, sah mich mit ihren glänzenden Augen an, streckte die rothe gespaltene Zunge hervor und ließ ein lautes Zischen vernehmen. Dann als ob sie wüßte, daß ihr Opfer bereits todt sei und daß sie es jetzt mit einem stärkeren Feinde zu thun habe, rollte sie sich mit Blitzesschnelle auf, ließ ihre Beute fahren und stand in aufrechter Stellung vor mir.

Ich war mit der Flinte an der Schulter herangekom-

men und jetzt schoß ich nach kurzem Zielen den einen Lauf auf den breiten häßlichen Kopf des Ungeheuers ab. Glücklicher Weise traf ich sie in der Nähe des Halses, worauf sie zusammensank, sich aber in so wilden Windungen wand, daß sie sich, ehe ich mich dessen versah, vor meinen Füßen befand. Erschrocken sprang ich zurück und zerschmetterte ihr, gerade als sie nach mir schnappen wollte, mit dem andern Laufe den Kopf.

Alles Dieses geschah so schnell und mit so wenig Berechnung von meiner Seite, daß ich jetzt fast verblüfft dastand und mich über das Geschehene verwunderte, als ich auf's neue durch ein leichtes Rasseln in dem Gebüsche zur Linken aufgeschreckt wurde. Da ich nicht wußte, was es war, so zog ich rasch ein Pistol hervor und im nächsten Augenblicke sah ich mich einer menschlichen Gestalt gegenüber.

„Das heißt man ein gutes Zusammentreffen", sagte der Mann in gutem Englisch, als ob er mit einem Blicke meine Nationalität errathen hätte. „Ich hörte Ihre beiden Schüsse und war froh, daß ich nicht allein in dieser Wildniß sei. Sie sind einer großen Gefahr entgangen", setzte er, auf die Schlange deutend, hinzu.

Er war ein gutaussehender Bursche mit hoher schlanker Gestalt, mit schwarzen Augen und Haaren und dunkeln regelmäßigen Gesichtszügen. In seinem ganzen Wesen lag aber etwas, was mir durchaus nicht gefiel. Er war nach der Sitte des Landes gekleidet und hatte dem Anschein nach keine andere Waffe als ein Messer, welches in seinem Gürtel stack.

Ohne auf seine vertrauliche Anrede zu antworten,

nahm ich eine stolze Zurückhaltung an und fragte ihn in kaltem Tone, wer er sei und warum er sich im Dickicht verborgen habe, wenn seine Absichten ehrlich seien.

„Ich bin“, erwiederte er in geradem offenen Tone, „um Ihnen die Wahrheit zu sagen, gleich Ihnen auf dem Wege nach dem englischen Fort und da mir dieser düstere Weg durch die Schlucht nicht gefiel, weil ich fürchtete, in einen Hinterhalt von Thugs zu fallen, so umging ich jenen Hügel bis hieher, wo der Pfad wieder offener wird. Da ich aber ermüdet und erhitzt war, so setzte ich mich wieder, um auszuruhen, und da hörte ich die beiden Flintenschüsse, woraus ich entnahm, daß ein Mitreisender auf dem Wege sei, dem ich mich mit Sicherheit anschließen könnte.“

„Und woher wußtet Ihr, daß ich nicht selbst zu denjenigen gehörte, die Ihr fürchtet?“

„Weil sie sich keiner Feuerwaffen bedienen. Aber ich sehe, Sie hegen Verdacht und würden es vielleicht vorziehen, allein zu gehen, obschon, wie ich glaube, zwei sicherer sind, als einer.“

„Ihr sollt mit mir gehen“, erwiederte ich ruhig, trat einen Schritt zurück und begann, nachdem ich das gespannte Pistol in den Gürtel gesteckt, kaltblütig meine Flinte wieder zu laden. „Wo habt Ihr Englisch gelernt? Und woher wüßt Ihr, daß ich ein Engländer bin?“ fragte ich.

„Ich habe die Sprache von Ihren Landsleuten gelernt, mit denen ich als Handelsmann vielfachen Verkehr hatte“, antwortete er ohne Zögern, „und aus Ihrem Aeußern schloß ich, daß Sie ein Engländer seien.“

Als ich mit dem Laden meines Gewehres fertig war,

fühlte ich mich weit behaglicher und jetzt theilte ich auch meinem neuen Bekannten mit, daß wir den Weg zusammen machen müßten, daß ich ihm aber das Vorrecht lassen wolle, vorauszugehen.

„Ihr seht, ich nehme Euch bei Eurem Wort", sagte ich," und wenn Ihr der seid, wofür Ihr Euch ausgebt, so könnt Ihr über meine Vorsicht nicht beleidigt sein. Ihr sollt vor mir hergehen und es soll Euch kein Leid geschehen, so lange Ihr nichts thut, um meinen Verdacht zu bestätigen, dagegen bin ich fest entschlossen, Euch bei dem geringsten Zeichen von Verrath wie ein wildes Thier niederzuschießen."

„Wie, für was halten Sie mich?" fragte er ein wenig verwirrt.

„Für einen Thug", antwortete ich, „für einen Mörder und Straßenräuber, für nichts mehr und nichts weniger. Ich habe von euern Schlichen gehört und werde deshalb auf meiner Hut sein."

Er lachte, oder gab sich den Anschein, es zu thun und sagte blos: „Sie sollen Ihren eigenen Weg haben. Ich bin über Ihren Verdacht nicht ungehalten, da ich weiß, daß Sie mir kein Leid zufügen wollen und daß sie, wenn ich mich später als einen ehrlichen Mann ausweise, mir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen werden."

„Ganz gewiß", antwortete ich.

Er schritt dann mit einer Miene sorgloser Gleichgiltigkeit voraus, während ich, hinter ihm hergehend, mit scharfem Auge alle seine Bewegungen bewachte. So durchschritten wir das schwarze Jungle, ohne auf ein weiteres Abenteuer zu stoßen und darauf kamen wir auf eine Hoch-

ebene, wo der Weg vollkommen frei war. An einem offenen Platze bei einer klaren Quelle hielt ich an, ließ ihn in meiner Nähe niedersitzen nnd theilte mein Mittagsmahl mit ihm. Dann setzten wir unsere Reise fort, indem er wie gewöhnlich vor mir herging. Da ich aber entschlossen war, keine Nacht mehr im Freien zuzubringen, so trieb ich zur möglichsten Eile an und so schnell legten wir den Rest des Wegs zurück, daß ich bei Sonnenuntergang von einem benachbarten Hügel das Kreuz des heil. Georg, das englische Banner, über der Station flattern sah, welche das Ziel meiner Reise war. Während wir aber das Thal durchschritten, das uns noch von ihr trennte, brach die Nacht herein und mein verdächtiger Kamerad nahm die Gelegenheit wahr, in der Finsterniß plötzlich zu verschwinden. Ich selbst erreichte indeß glücklich das Fort, wo ich eine freundliche Aufnahme und die Hilfe fand, deren ich zu meiner Weiterreise bedurfte.

Als ich mich zwei Jahre darnach zu Bereilly befand, hörte ich, daß ein berüchtigter Thug, auf Leben und Tod angeklagt, vor Gericht stand. Das Aufsehen, das der Prozeß erregte, führte auch mich in den Gerichtssaal, wo ich zu meinem Erstaunen die Entdeckung machte, daß der Angeklagte dieselbe Person war, die ich gezwungen hatte, einen ganzen Tag lang vor mir her zu gehen. Er wurde am folgenden Tage des Mords überführt und zum Tode verurtheilt. Vor seiner Hinrichtung aber gelang es mir, eine Unterredung mit ihm zu erhalten, bei der er offen bekannte, daß der Vorgang mit dem Affen und der Schlange mein Leben gerettet hatte, indem er ihn, welcher der Anführer

seiner Bande war, bestimmte, seinen Plan zu ändern. Mein unerwarteter Verdacht und meine Entschlossenheit thaten dann das Uebrige. Als er nämlich mit seinen Kameraden auf Reisende lauerte, hatte er mich früh am Tage auf dem Wege gesehen und fünf von der Bande hatten sich darauf in dem einsamen schwarzen Jungle versteckt, um über mich herzufallen und ihr mörderisches Werk nach den Vorschriften ihrer Religion durch Erdrosselung an mir zu vollziehen, da ihnen das Tödten in anderer Weise nicht erlaubt ist. Das Abschießen meiner beiden Läufe auf die Schlange und die Wahrscheinlichkeit, daß ich dabei heftig erschrocken sein mußte, bestimmte ihn, seinen Plan dahin zu ändern, daß er sein Werk allein vollbringen wollte, was die Thugs, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbietet, jederzeit vorziehen. Durch sein Geplauder und seine Schmeicheleien glaubte er mich sicher machen zu können, hatte sich aber vollständig verrechnet. Dadurch, daß ich sein Leben in meiner Hand hielt, hielt ich auch seine Kameraden im Zaum und so wurde ich gerettet.

Die Rache des Sepoy.

Mehrere Jahre vor dem indischen Aufstande, dessen Hauptschauplatz bekanntlich die Stadt Cawnpore war, wo die unter dem Namen der Sepoys bekannten einheimischen Truppen die scheußlichsten Grausamkeiten begingen, lebte auf einem Landgute in der Nähe der Festungswerke dieser Stadt ein verabschiedeter englischer Officier, Oberst Dargan

genannt. Es war für seine dortigen Landsleute einiger Massen ein Räthsel, warum er nicht wie andere Officiere die Freiheit vom Dienste dazu benutzte, nach England zurückzukehren, sondern in Indien verblieb, wo seine aristokratische Frau nur wenig passende Gesellschaft fand und seine in voller Schönheit aufblühende 18jährige Tochter Alice der Mittel zur Vollendung ihrer Erziehung gänzlich entbehren mußte. Aber Leute, welche mit der Sachlage hinlänglich vertraut waren, ließen den Wink fallen, daß der Oberst durch seine Grausamkeit gegen die Eingebornen, durch seine Habgier und Raubsucht in so hohem Grade den Unwillen der englischen Regierung und mehrerer der einflußreichsten englischen Familien auf sich gezogen habe, daß er sich scheute, den gesellschaftlichen Kreisen gegenüberzutreten, in denen sich seine Frau und Tochter bewegen mußten.

Ob diese Vermuthung gegründet war, wissen wir nicht, so viel aber ist gewiß, daß der Oberst Dargan, so lange er in der ostindischen Armee diente, bei jeder Gelegenheit die wehrlosen Einwohner dieses eroberten Landes auf eine höchst grausame, ja mitunter teuflische Weise behandelt hatte. Ueberall, wo sein Name unter den Eingebornen bekannt war, wurde er gefürchtet und verabscheut und es hatte wahrscheinlich noch kein Mann in Indien gelebt, der so bitter und allgemein verhaßt war, als Oberst Dargan. Kein Wunder, er hatte ihre Wohnungen niedergebrannt, ihr Eigenthum zerstört oder geraubt, die Männer ermordet und die hilflosen Weiber zuweilen einem noch schlimmeren Schicksal überantwortet.

Etwa drei Jahre vor dem Ereignisse, das wir hier

erzählen wollen, hatte Oberst Dargan eine That vollführt, die seiner Grausamkeit die Krone aufsetzte. Ein hochgeachteter und sehr reicher Eingeborner war wie gewöhnlich zum Opfer derselben ausersehen worden. Er hatte den Unglücklichen beschuldigt, daß er verrätherische Pläne gegen die Regierung im Schilde führe, hatte ihn überwachen und in jeder Weise quälen lassen, bis derselbe sich verleiten ließ, einen Sepoy im Dienste der ostindischen Compagnie zu erschießen. Diese rasche That lieferte dem Oberst einen genügenden Vorwand, die ganze Familie des Frevlers auszurotten und sich seines Eigenthums zu bemächtigen.

Eine Abtheilung Truppen, theils englische, theils Sepoys, wurde nach der Wohnung des unglücklichen Mannes abgesendet, welcher, da sein orientalisches Blut in Aufregung gebracht war, sich verbarikadirte und mit Hilfe seiner zahlreichen Dienerschaft sich aufs Aeußerste zu vertheidigen versuchte. Dies war aber gerade, was der habsüchtige und grausame Oberst gewünscht hatte. Auf seinen Befehl wurde ein Sturm auf das Haus unternommen, wobei er sich in eigener Person an die Spitze der Truppen stellte.

Der Kampf war bei der Uebermacht der letzteren nur von kurzer Dauer. Die Soldaten rissen die Barikaden nieder und stürzten in das Haus, von dessen Bewohnern, da das Gebäude von allen Seiten umzingelt war, kein Einziger zu entfliehen vermochte. Die armen Burschen wurden sämmtlich ohne Gnade niedergemacht mit Ausnahme des alten Hausherrn. Dieser hatte sich in einen Keller zurückgezogen, wo seine Schätze, seine Frau und seine Kinder bereits untergebracht waren. Nachdem er die massiven eisernen Thüren

verriegelt hatte, setzte er sich in Mitte seiner erschreckten Familie nieder nnd erwartete ruhig sein Schicksal.

Brechwerkzeuge wurden darauf herbeigeholt und die starken Thüren gaben sehr bald den vereinigten Anstrengungen der Menge nach. Sobald sie eingesprengt waren, stürzten die Soldaten mord- und beutelustig in das schwach erleuchtete Gewölbe. Mit dem blitzenden Säbel in der Hand stand der alte Indier vor Weib und Kindern, um sie mit seinem Körper gegen die Eindringlinge zu schützen. Aber sein einzelner Arm konnte natürlich nichts gegen die Ueberzahl ausrichten. Er war in wenigen Augenblicken niedergeschlagen und ein halbes Dutzend Bajonnette richteten sich gegen seine Brust, als ein unbewaffneter Sepoy von schlanker, kraftvoller Gestalt dazwischentrat, die Bajonnette auf die Seite drückte und die Soldaten bat, das Leben des alten Mannes zu schonen.

„Stoßt den verrätherischen Hund nieder! Stoßt sie Alle nieder!“ schrie Oberst Dargan, welcher gerade dazu kam, als der Sepoy so eben seine kecke That vollbracht hatte.

„Was zögert Ihr?“ schrie der Oberst wüthend. „Nagelt die Hunde mit Euren Bajonnetten an den Boden an“!

Die Soldaten wollten eben den blutdürstigen Befehl vollziehen, als der junge Sepoy ausrief:

„Verschonen Sie ihn! Er ist mein Vater.“

Die Soldaten hielten wieder inne, aber Oberst Dargan sagte blos:

„Und wenn er deine Mutter wäre, so würde es auch keinen Unterschied machen.“ Dann befahl er, über diese

Bemerkung, die er für einen guten Witz hielt, lachend, wiederholt, „die Hunde an den Boden zu nageln.“

„Wenn Sie uns ermorden, wie wollen Sie meines Vaters Schätze finden?“ fragte der junge Sepoy in sarkastischem Tone, den er selbst Angesichts der großen Gefahr, in der die Seinigen schwebten, nicht ganz unterdrücken konnte.

„Ah ja, dies verdient allerdings Ueberlegung“, antwortete der habsüchtige Oberst, dem das Klingeln des Goldes denn doch noch etwas mehr Vergnügen gewährte, als der Geruch des Blutes.

„Wenn Ihr uns alle Eure Schätze entdecken wollt, merkts Euch aber alle, so will ich Euer Leben schonen. Aber Ihr dürft keinen Versuch machen, mich zu hintergehen. Sobald ich den mindesten Verdacht hege, daß Ihr auch nur das Geringste von Eurem Gelde oder Juwelen verhehlt, so will ich mit Euch sammt und sonders, Vater, Sohn, Mutter und Töchtern in einer Weise verfahren, daß es ein ewiges Beispiel für Eure verrätherische Niggerrasse sein soll. Nun, wo sind Eure Schätze verborgen?“

Der junge Sepoy knieete an der Seite seines Vaters, der noch immer auf dem Boden lag, nieder und beide hielten im flüsternden Tone eine kurze Berathung mit einander, während der Oberst grimmig darein schaute. Gleich darauf nahm der alte Mann aus seiner Tasche einen kleinen Schlüssel und gab ihn seinem Sohne, welcher aufstand und zu dem Oberst gewendet sagte:

„Lassen Sie uns einander recht verstehen: Sie willigen also ein unser Leben zu schonen, wenn wir Ihnen alle unsere Schätze ausliefern?“

„Was ich gesagt habe, ist gesagt, Du nichtswürdiger Hund und ich werde mein Wort halten, es sei denn daß Du frech genug wärst, mir neue Bedingungen zu machen. In diesem Falle will ich Euch Alle wie Hunde niederschießen lassen und selbst nach den Schätzen suchen.“

„Folgen Sie mir“, sagte der Sepoy und der Oberst, von vier Soldaten begleitet, schritt hinter ihm her, die übrigen Familienmitglieder unter der Bewachung seiner zurückbleibenden Truppen zurücklassend.

Der Sepoy, der sich mit einer kleinen Lampe versehen hatte, gelangte bald zu einer Thüre, die er mit dem von seinem Vater empfangenen Schlüssel aufsperrte.

Der Oberst sah sich begierig in dem Gemache um, aber es war leer. Bevor er jedoch seinem Unmuthe über diese Täuschung Worte leihen konnte, hatte der Sepoy auf eine verborgene Feder in der Wand gedrückt, worauf ein Theil derselben, den man für solide Mauer gehalten hatte, sich zurückschob und ein geräumiges Gewölbe erschloß. Dies war die Schatzkammer.

Es wäre schwer, eine genaue Beschreibung der Reichthümer zu geben, welche das Gemach enthielt. Die Schätze von Generationen lagen dort, wie dies in Indien Sitte ist, aufgehäuft. Als die Kisten geöffnet wurden, warfen Edelsteine von unschätzbarem Werthe das Licht der kleinen Lampe zurück. Auch fehlte es nicht an Münzen, welche in glänzenden Haufen zum Theil offen umherlagen. Der Oberst war ganz erstaunt beim Anblick dieser Reichthümer, die bei weitem alle seine Erwartungen übertrafen.

„Wie kommt es“, sagte er zu dem Sepoy gewendet,

daß Du, der Erbe aller dieser Schätze, die gemeine Uniform der Sepoys trägst?"

„Weil ich die europäische Kriegskunst zu lernen und mich an die Beschwerden derselben zu gewöhnen wünsche."

„Dieser Schurke ist ein gefährlicher Verräther", murmelte der Oberst in sich hinein und dann traf er die nöthigen Anordnungen zur Entfernung der Schätze. Zu diesem Behufe wurde noch eine Anzahl anderer Soldaten herbeigerufen und der gesammte Inhalt des Gewölbes, welches nach der Versicherung des Sepoy das ganze Vermögen der Familie in dieser Form enthielt, war bald in Säcken und Kisten hinaus in den Garten geschafft. Dort wurden sie einstweilen niedergelegt, bevor man sie in das Haus des Obersten schaffte, von wo sie, wie er sagte, an den Generalgouverneur abgeliefert würden.

Oberst Dargan hatte gewartet, bis der letzte Geldsack unter seiner Aufsicht hinausgetragen war und sich dann wieder in das große Gewölbe begeben, wo der alte Mann noch immer auf dem Boden ausgestreckt lag, als ein Sergeant mit einem Schmuckkästchen hereinkam, das ein prächtig gearbeitetes mit köstlichen Steinen verziertes Diadem enthielt. Der Sergeant sagte, daß einer seiner Leute das Kästchen in einem kleinen Zimmer des obern Stockes gefunden habe, wo es dem Anschein nach verborgen worden sei. Der Oberst nahm den Schmuck und eine teuflische Freude leuchtete aus seinen Blicken.

„Ihr habt Euer Schicksal durch diese Verrätherei selbst besiegelt", rief er mit donnernder Stimme der zitternden Familie zu. „Ich sagte es Euch, wenn Ihr irgend einen Theil Eurer Schätze vor mir verhehltet, so wolle ich ein

Beispiel an Euch statuiren, daß Eure ganze verrätherische Rasse schaudern solle."

Umsonst waren alle Bitten und alle Versuche, eine Erklärung darüber zu geben, wie es kam, daß das Schmuckkästchen von den übrigen Werthgegenständen getrennt worden war. Der Oberst wollte nichts hören, da er nur zu froh darüber war, daß er einen Vorwand gefunden hatte, „reines Feld" zu machen. Es war ihm darum zu thun, Niemand von der Familie am Leben zu lassen und so jeder Klage bei einer höheren Stelle vorzubeugen. Demgemäß gab er seinen Leuten den Befehl, sich bereit zu halten, „um die Sache glatt abzumachen." Den Sepoy aber ließ er als einen Hauptverräther zuerst binden, damit er Zeuge von dem Schicksale seiner Verwandten sei, bevor ihn seine eigene Strafe ereilte. Dies ward zwar schnell, jedoch erst nach heftigem Kampf, bei dem der Sepoy einen Hieb über dem linken Auge erhielt, ausgeführt.

Und nun begann eine so schreckliche Scene, daß sich die Feder sträubt, sie zu beschreiben. Der gebundene Sepoy sah Alles mit an.

Er hörte seine Mutter und Schwestern um Gnade rufen und sich anflehen, sie zu retten. — Am folgenden Tage wurden die Leichen begraben. Die des Sepoys konnte nicht gefunden werden.

* *
*

Zwei und ein halbes Jahr nach dieser scheußlichen Schlächterei ging Oberst Dargan an einem angenehmen, kühlen Abend vor dem Portale seines prächtigen Landhauses, von dem man die Aussicht auf die Stadt Cawnpore hatte,

gemächlich auf und ab. Er war nicht mehr Officier in der indischen Armee. Man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er seinen Abschied nehmen möge. Wie er so auf- und abschritt, fühlte er, daß ein menschliches Wesen in der Nähe sei, obschon er keinen Fußtritt vernommen hatte. Als er emporsah, erblickte er einige Schritt von sich einen Hindu von der dienenden Klasse mit einer tiefen Narbe über dem linken Auge, der ihm ein zusammengefaltetes Papier überreichte. Er nahm es und beim Lesen stellte sich heraus, daß es eine Empfehlung des Ueberbringers als Diener, entweder in der Eigenschaft als Kutscher, Kammerdiener oder Gärtner enthielt. Unterzeichnet war der Brief von einem wohlbekannten sehr reichen Indier, welcher ebenfalls in der Umgegend von Cawnpore wohnte.

Es traf sich gerade, daß der Oberst eines solchen Dieners bedurfte und er fragte den Hindu, ob er vielleicht davon gehört habe. Dieser antwortete bejahend und sagte, daß dies der Grund sei, weshalb er sich gemeldet habe. Ein Uebereinkommen war bald getroffen nnd dem Hindu, der sich Wallah nannte, wurde die Oberaufsicht über die Stallung und über die Anlagen am Hause übertragen.

Wallah wurde bald ein großer Günstling in der Familie. Er verstand sich auf Alles und konnte Alles besser thun, als Andere. Er war der ehrerbietigste und anhänglichste Diener, den es geben konnte und dabei immer munter und guter Laune. Die Frau des Obersten und ihre schöne, stolze Tochter Alice behaupteten, daß man seinen Werth nicht mit Gold aufwiegen könne und ganz dasselbe sagte Capitän Lacy, Alices Geliebter und Bräutigam.

Wallahs Ergebenheit war dem Oberst und seiner Familie um so werthvoller, als es sich bald darauf herausstellte, daß sie von einem geheimen und unversöhnlichen Feinde verfolgt wurden. Ihr Vieh wurde von einer unbekannten Krankheit ergriffen und in einem einzigen Tage fielen oft 10 bis 12 Stücke. Endlich wandte sich der Oberst an einen tüchtigen Wundarzt und Chemiker in Cawnpore, um die Ursache dieser Sterblichkeit zu erfahren. Als der Chemiker die Mägen mehrerer der gefallenen Thiere analysirt hatte, erklärte er, daß sie mit dem Pulver einer gewissen tödtlichen Wurzel, für welche die Europäer kein Antidot besäßen, vergiftet worden seien. Diese Entdeckung erfüllte den Oberst mit nicht geringer Besorgniß. Er setzte eine bedeutende Belohnung für die Ausfindigmachung des Giftmischers aus, aber umsonst. Wallah bot alle seine asiatische Schlauheit auf, um dem Verbrecher auf die Spur zu kommen, aber ebenfalls vergebens. Seine Anhänglichkeit rührte aber der Art die Herzen der Dargans, daß sie seinem Lohn freiwillig eine nicht unbedeutende Summe zulegten.

Der geheime Feind schien indeß nicht gesonnen, seine verderbliche Thätigkeit einzustellen, denn nach wenigen Tagen erkrankten zwei werthvolle Pferde, die noch dazu Wallahs Lieblingsthiere waren, an den Symptomen der Vergiftung und starben. Dies war ein harter Schlag für den Oberst, weil daraus hervorging, daß der Uebelthäter, weit davon entfernt, sich durch die Bemühungen, ihn zu entdecken, abschrecken zu lassen, den Kreis seiner Thätigkeit immer mehr verengerte. Wallah war trostlos über den Verlust seines Lieblingsgespanns und schwur bei Wischnu, daß er Rache

dafür nehmen werde. Die gesammte Dienerschaft, Wallah ausgenommen, wurde auf's Strengste verhört und so viel als möglich überwacht. Aber trotz aller Vorsicht traten fortwährend neue Todesfälle unter den Pferden und dem Rindvieh ein und bald darauf wurden selbst mehrere der entfernt-liegenden Oekonomiegebäude mit ihren Vorräthen niedergebrannt.

Als aber endlich sogar der alte treue Haushund den wohlbekannten Vergiftungssymptomen erlag, da wurden die Herzen der Familienglieder mit unaussprechlichem Schrecken erfüllt, weil daraus hervorging, daß dieser unversöhnliche Feind sich an ihrem eigenen Herde befand. Der Oberst war zwar ein muthiger Mann, aber den Schlägen einer unsichtbaren Hand vermochte er desohngeachtet nicht Stand zu halten. So beschloß er denn, seine Besitzung zu verkaufen und sobald seine Tochter mit dem Capitän Lacy verheirathet wäre, was in wenigen Wochen geschehen sollte, nach England zurükzuckehren.

Einige Tage vor der Hochzeit machten Oberst Dargan und Capitän Lacy in Begleitung des treuen Wallah einen Spazierritt durch die Besitzung, als sie in kurzer Entfernung von dem Hause auf eine große Schlange der giftigsten Art stießen. Sie würde das Pferd des Obersten gebissen haben, hätte nicht Lacy schnell wie der Blitz ein Pistol gezogen und sie todt geschossen. Wallah stieg sogleich ab, hob den Körper des Thieres auf und hielt ihn empor, damit ihn die Herren genau betrachten konnten.

„Ich bin begierig, was Alice dazu sagen wird", bemerkte Capitän Lacy. „Der Anblick eines solchen Ungeheuers

würde ihr Krämpfe verursachen.“ Alice hatte nemlich eine tödtliche Furcht vor Schlangen, die ihre Eltern ihr vergebens abzugewöhnen gesucht.

„Wenn man diese in ihr Zimmer legte und sie fände, daß, nachdem sie sich davor gefürchtet, das Thier todt und harmlos sei, so würde sie vielleicht geheilt werden“, sagte Wallah in unterthänigem Tone, indem er noch beifügte, daß auf diese Weise die Hindus ihren Töchtern die Schlangenfurcht abgewöhnten.

„Das ist eine gute Idee“, sagte der Oberst. „Was sagen Sie dazu, Capitän? Sollen wir Alice eine Lection geben?“

Lacy stimmte bei und die beiden Herren ritten dann weiter, es dem treuen Wallah überlassend, den Plan auszuführen, wozu er sich denn auch sogleich anschickte. Zuerst schnitt er der Schlange den Kopf ab, damit sie von neuem blutete, darauf legte er denselben so in den Weg, daß er leicht sichtbar war. „So“, murmelte er dabei, „ihre Gefährtin wird bald hier sein und wenn sie den Kopf erblickt, so wird sie sogleich der Spur folgen, bis sie den Körper findet.“ Dann, nachdem er sein Pferd angebunden hatte, ergriff er den Körper der Schlange beim Schwanz und schleifte ihn langsam fort, so daß der blutende Hals eine sichtbare Spur auf dem Boden zurückließ. Auf diese Weise näherte er sich der Rückseite des Hauses, wo zu ebener Erde Alices Wohnzimmer lag mit einem niedrigen Fenster, das auf den Garten hinaus ging. Als er an den Gartenzaun kam, steckte er den Körper der Schlange durch die Staketen, dieselben mit Blut bestreichend, stieg dann selbst hinüber und

setzte seinen Weg wie bisher fort. Am Fenster von Alices Zimmer angelangt, schaute er vorsichtig hinein und als er fand, daß es leer war, ergriff er die Schlange, und rieb ihren blutigen Hals an der Wand unterhalb des Fensters und auf dem Gesimse desselben hin und her. Darauf stieg er leise hinein, schleifte den Körper der Schlange durch das Zimmer und rollte sie unter dem Piano so zusammen, daß sie aussah, als ob sie lebendig wäre.

Wallah hatte dazu so lange gebraucht, daß der Oberst und der Capitän nach Hause zurückkehrten, bevor er damit fertig war. Als er Alices Zimmer verließ, begegnete er ihnen im Gange und sie traten in das Gemach, um zu sehen, wie er die Sache angestellt hatte. Während sie so dastanden und die todte Schlange betrachteten, kam auch Alices Mutter herein und wurde sofort in das Complott mit eingeweiht, dem sie vollkommen beistimmte, da auch ihr daran lag, ihre Tochter von ihrer übermäßigen Furcht geheilt zu sehen.

Die Gesellschaft hatte kaum das Zimmer verlassen, als Alice dasselbe betrat, sich ans Piano setzte und zu spielen begann. Draußen schlichen sich ihr Vater, ihre Mutter und ihr Bräutigam an die Thüre, um zu lauschen. Der Oberst hielt dieselbe am Griff und Drücker fest, „um sie", wie er flüsterte, „nicht eher herauszulassen, als bis sie eine tüchtige Lection erhalten habe."

Alice hatte ihr Spiel noch einige Zeit fortgesetzt, als sie bei einer Pause ein Rasseln in der Schlingpflanze, welche an ihrem Fenster hinaufrankte, zu hören glaubte und beim Umschauen eine große Schlange erblickte, welche im Begriffe war, in das Zimmer zu kriechen. Mit einem Sprung

war das Mädchen an der Thüre, aber es konnte sie nicht öffnen. Die Unglückliche stieß einen Schrei des Schreckens aus und riß vergebens an dem Schlosse. Die Schlange befand sich jetzt im Zimmer und kroch zum Körper ihrer todten Gefährtin hin. Alice verdoppelte ihr Geschrei und ihre Bemühungen, die Thüre zu öffnen, aber sie wurde fest zugehalten. Dagegen hörte sie die Stimme ihrer Mutter, welche ihr zurief, sie solle ruhig sein und sich nicht fürchten, da die Schlange todt sei, während ihr Vater und ihr Geliebter sie wegen ihrer Hasenfüßigkeit ausschalten.

„O laßt mich hinaus!" rief sie mit flehendem Tone, „die Schlange ist nicht todt, sie lebt, sie kriecht auf mich zu!"

„Unsinn", sagte der Oberst. „Du bist nicht blos ein Hasenfuß, sondern auch eine Närrin, Alice. Eine todte Schlange kann nicht kriechen."

Aber die Schlange kroch wirklich auf sie zu mit geschwollenem Kamm (es war eine Cobra di capello) und funkelnden Augen. Die Entdeckung ihrer todten Gefährtin hatte sie in Wuth versetzt. Das arme Mädchen, vor Schrecken halb todt, machte noch immer einen schwachen Versuch, die Thüre zu öffnen, aber ihr Vater hielt sie mit starker Hand fest, während ihre Mutter und ihr Geliebter fortfuhren, sie wegen ihrer kindischen Furcht auszuschelten.

Als die Schlange ihrem Opfer nahe genug war, erhob sie sich plötzlich, schoß vorwärts und begrub ihre Zähne tief in Alices Arm, welche ohnmächtig niedersank. Das Geräusch ihres Falls erschreckte die außen Stehenden. Sie öffneten die Thüre und stürzten herein, gerade als die Schlange, die Alice in ihrem Fall mit niedergeworfen hatte, ihr eine

Wunde am Halse beibrachte. Sprach- und bewegungslos standen Vater und Mutter vor diesem schrecklichen Schauspiel da, während Capitän Lacy wie toll auf die Schlange einsprang und sie mit den Füßen zertrat, unbekümmert darum, welche Wunden sie ihm beibrachte. Er zermalmte das Gewürm und wandte sich dann zu Alice, welche immer noch besinnungslos war, aber bald durch den eintretenden Todeskampf zu einem kurzen Bewußtsein zurückgebracht wurde.

Die Scene, welche jetzt folgte, war so herzzereißend, daß sie sich jeder Beschreibung entzieht. In weniger als einer Stunde waren die Beiden Liebenden todt. Oberst Dargan erholte sich niemals mehr von dem schrecklichen Schlage. Er blieb noch lange genug in Indien, um den ganzen Zusammenhang der Sache zu erfahren. Zu seinem Schmerz gesellten sich auch noch die Gewissensbisse darüber, daß er durch seine frühere Grausamkeit selbst die Rache auf das Haupt seines Kindes heraufbeschworen hatte. Nachdem er so mehrere Jahre freude- und theilnahmlos hingebracht hatte, verfiel er in einen hilflosen Blödsinn, in dem er wie ein kleines Kind gepflegt werden mußte.

Der „treue Wallah", in welchem der Leser ohne Zweifel den früheren Sepoy und Sohn jenes ermordeten Indiers, dessen Geschichte wir oben erzählt haben, wieder erkannt hat, war spurlos verschwunden. Daß die Bedrückungen und Grausamkeiten, welche einzelne englische Officiere und Beamten von dem Schlage des Obersten Dargan gegen die wehrlosen Einwohner des Landes verübten, sehr viel zum Ausbruch des blutigen Aufstands, welcher den Engländern so theuer zu stehen kam, beigetragen haben, unterliegt keinem Zweifel.

Der Schlangenbezähmer.

Es war im Jahre 1859 gegen das Ende der Saison, als eines Tags in einem der berühmtesten Bäder Virginiens ein Mann mit einem langen Kasten unter dem Arm vor dem Badehotel erschien. Er war groß und kräftig gebaut und schien, nach seinen Gesichtszügen und seiner Kleidung zu urtheilen, ein Fremder zu sein. Der ruhige Blick seines grauen Auges deutete auf Willensstärke und Charakterfestigkeit hin. Außerdem ließ sich nichts Bemerkenswerthes in seiner Erscheinung wahrnehmen.

Als er vor der breiten Treppe des Hotels angekommen war, stellte er seinen Kasten auf den Boden, öffnete ihn und zog eine große Klapperschlange daraus hervor. Er hatte sie etwa sechs Zoll hinter dem Kopfe gepackt und hielt sie in die Höhe, während sein fester Blick unverwandt auf ihre glänzenden Augen gerichtet war. Die Schlange schlang sich um den Arm des Mannes, oder wandte sich in langsamen Bewegungen in der Luft hin und her, indem sie dabei ihre spitzige Zunge mit einem zischenden Tone durch den halbgeöffneten Rachen hervorstreckte. Nach wenigen Augenblicken senkte sich der emporgehobene Kopf, der Rachen schloß sich und die gebändigte Schlange lag bewegunslos in der Hand des Bezähmers, welcher während der ganzen Vorstellung schweigend und aufrecht dastand.

Ein so neues und interessantes Schauspiel zog sogleich die Aufmerksamkeit der Gäste in dem Hotel auf sich. Die Damen sammelten sich auf der Treppe und die Männer und

Knaben bildeten einen dichten Kreis um den geheimnißvollen Fremden, begierig seine gefährlichen Kunststücke mit anzusehen.

Um die Zuschauer zu überzeugen, daß seine Vorstellung nicht auf Täuschung beruhe, zog der Mann eine andere große Klapperschlange aus seinem Kasten hervor, klemmte ein kurzes dickes Stück Holz aufrecht in ihren Rachen, um die Kinnladen aus einander zu halten und steckte dann einen Stock zwischen die Zähne, mit dessen Hilfe er die Reihen derselben so nach auswärts drehte, daß man sie vollständig sehen konnte. In dieser Weise trug er das Thier im Kreise der Herren und Damen herum, damit sie sich mit ihren eigenen Augen überzeugen sollten, daß die Schlange, mit der er seine Experimente machte, ihre sämmtlichen Giftzähne noch besaß. Darauf kehrte er zu seinem früheren Platz zurück, legte die Schlange auf den Boden und stieß nach ihr mit dem Fuße, ohne sie jedoch zu treten. Durch diesen fingirten Angriff in Zorn versetzt, bäumte sie sich auf, schüttelte ihre Klappern und war im Begriff nach dem Manne zu beißen, als dieser sie geschickt erfaßte und in die Höhe hielt. Anfangs zischte sie und wandte sich heftig hin und her, als er sie aber einige Minuten mit festem Blicke angeschaut hatte, ließ sie den Kopf wie bei dem ersten Versuche sinken, ihr Zorn legte sich und sie lag gebändigt und ruhig in der Hand des Bezähmers.

Er leerte darauf den Inhalt seines Kastens, der beiläufig aus einem Dutzend großer giftiger Klapperschlangen bestand, auf dem Boden aus. Das Gewürm bäumte sich auf, oder kroch zischend vor seinen Füßen herum. Er hob eine nach der andern auf, blickte ihnen einen Augenblick fest in die

Augen und dann steckte er einige davon in den Busen, so daß Kopf und Hals hervorsahen, andere schlang er um Hals und Arme und die übrigen hielt er mit den Händen empor. Die Schlangen drehten und wandten sich, als ob sie die Glieder des Mannes zusammenschnüren wollten. Ihre Augen glänzten und ihre Zungen spielten in dem geöffneten Rachen wie Pfeile hin und her. Aber das ominöse Klappern ließ sich nicht vernehmen, ein Beweis, daß ihrem Gebahren nicht Zorn, sondern nur Neugierde zu Grunde lag. Der Mann mit seinen Schlangengürteln blieb nicht blos vollkommen unverletzt, sondern auch, wie es den Anschein hatte, ganz sorglos und ruhig. Er hatte den geheimnißvollen Zauber des menschlichen Auges auf sie einwirken lassen und dadurch das listigste aller wilden Thiere seinem Willen unterthan gemacht.

Die Nachricht von diesen Kunststücken hatte sich mit reißender Schnelligkeit in der Umgegend verbreitet und da der Darsteller derselben einen ansehnlichen Preis für jede lebende giftige Schlange, die ihm gebracht würde, ausgesetzt hatte, so kam eines Morgens ein Bursche mit einer großen Klapperschlange, die er so eben in den benachbarten Bergen gefangen hatte. Der Mann bezahlte den versprochenen Preis und ging sogleich daran, sie in Gegenwart sämmtlicher Besucher des Hotels zu zähmen.

Nachdem er den Deckel des Kastens, in welchem sich die Schlange befand, vorsichtig entfernt hatte, zog er sich einige Schritte zurück und wartete das Ergebniß ab. Wenige Augenblicke darauf glitt eine rostbraune sehr giftig aussehende Klapperschlange von bedeutender Größe heraus und auf das Gras, womit der Platz bedeckt war. Es liegt in

der Natur dieser Art Schlangen, daß sie in Gegenwart des Menschen weder Furcht noch Scheu verrathen. Mit ungeheueren Zähnen bewaffnet und mit einem Gift versehen, das Menschen und Thieren fast augenblicklichen Tod bringt, scheinen sie sich für so sicher zu halten, daß sie keinen Versuch zur Flucht machen, wenn sie entdeckt oder angegriffen werden. Ja im Volke herrscht sogar der Glaube, daß sie, ehe sie beißen, großmüthig erst ihre Klappern schütteln und auf diese Weise vor der Gefahr warnen. Dieses Klappern ist ein eigenthümlicher, mit nichts zu vergleichender Ton, der dem Hörer durch Mark und Bein geht.

Die Gegenwart des Darstellers und der großen Menge Zuschauer schien das schuppige Ungeheuer nicht im Geringsten zu stören, oder auch nur seine Aufmerksamkeit zu erregen. Es kroch aus dem Kasten hervor und streckte sich seiner ganzen Länge nach auf dem Grase aus. Als der Schlangenbezähmer sich nahte und sich den Anschein gab, als wolle er einen Angriff machen, indem er mit dem Fuße nach dem Kopf der Schlange stieß, gerieth diese augenblicklich in wüthenden Zorn. Sich zusammenrollend und emporrichtend, streckte sie zischend ihre Zunge hervor und ließ mit der größten Heftigkeit und Schnelligkeit ihr drohendes Klappern vernehmen. Als der Mann in sicherer Entfernung seine Bewegungen mit dem Fuße fortsetzte, kam sie außer sich vor Wuth. Ihr Kopf wurde breiter, ihre Augen glänzten wie zwei Diamanten und ein schreckliches langgedehntes Zischen ließ sich vernehmen. Als ihr darauf der Mann einen Schritt näher trat, vermochte sie sich nicht länger zu halten, sondern schoß auf ihn zu und fiel, da er sich rasch zur Seite gewendet, der

vollen Länge nach unmittelbar vor seinen Füßen auf das Gras. Noch ehe sie sich wieder zusammenrollen und aufrichten konnte, packte er sie mit fester Hand hinter dem Kopfe und hob sie empor, indem er sie auf Armslänge von sich weg hielt.

Ihre Wuth und ihre Windungen, als sie sich gefangen fühlte, waren schrecklich anzusehen. Sie wandte sich um den Arm des Darstellers, ließ ohne Unterlaß ihr verhängnißvolles Klappern vernehmen und machte jeden Augenblick den Versuch zu beißen. Die Zuschauer schauderten und standen in banger athemloser Erwartung da; aber der Held dieses Dramas verrieth im Vertrauen auf seine Kunst weder Furcht noch Zweifel über den Ausgang desselben.

Von dem Augenblicke an, wo er die Schlange zuerst ergriffen, hatte er ihr mit festem unverwandten Blicke in die Augen geschaut. Darauf wurden die Windungen ihres Körpers nach und nach weniger heftig und die Versuche zu beißen seltener. Der Arm des Mannes nahm allmählig eine Biegung an, welche den Zweck hatte, die Schlange seinem Gesichte näher zu bringen und nach wenigen Minuten lag sie, besiegt durch den Zauber seines Blicks, harm- und widerstandslos in seiner Hand. Er steckte sie in den Busen, schlang sie um den Hals und streichelte sie mit den Händen. Sie ließ geduldig und willenlos Alles mit sich vornehmen.

Die Zuschauer legten laut ihre Bewunderung über diese außerordentliche Leistung an den Tag und als der Darsteller darauf seinen Hut herumgehen ließ, beeilten sie sich ihm auch in reellerer Weise ihren Beifall anszudrücken.

Zufrieden mit seinem Erfolg, verschwand der Schlan-

genbezähmer eben so schnell als er gekommen war, aus dem Orte. Wenige Tage darauf erschien er aber an einem benachbarten Badeplatze, wo er mit demselben Erfolge vor einem bewundernden Publikum seine Vorstellungen gab. Hier indeß sollten sie unerwarteter Weise noch einen neuen und sehr gefährlichen Zuwachs erhalten.

Ein Landmann brachte ihm eines Tags eine große Klapperschlange, die er erst gefangen hatte, zum Verkauf. Er behielt sie und zeigte an, daß er sie auf dem Rasenplatze vor dem Badehaus zähmen wolle. Eine Menge Zuschauer versammelte sich, um das Schauspiel mit anzusehen. Ein freier Platz wurde in der Mitte gelassen, die Schlange, die sehr häßlich aussah, auf den Boden gesetzt und von dem Darsteller durch verstellte Angriffe mit dem Fuße zum Zorn gereizt. Im geeigneten Augenblicke ergriff er sie, warf sie aber mit dem Ausrufe, daß er gebissen sei, sogleich wieder heftig auf den Boden. Die Menge wich augenblicklich zurück, während die Schlange betäubt auf der Erde lag.

Der Mann legte sogleich den Mund an die Wunde und saugte sie mehrere Minuten lang mit dem größten Eifer aus. Da der Schmerz dadurch nicht nachließ, so machte er mit einem Federmesser an mehreren Stellen Einschnitte in Hand und Arm. Dann nahm er eine große weiße Bohne aus der Tasche, schabte davon etwas ab und rieb das feine Pulver in die Bißwunde und in die Einschnitte. Auch biß er von der Bohne ein Stückchen ab und verschluckte es. Nach seiner Angabe wächst dieses specifische Mittel, das er Cedron-Bohne nannte, im Orient und es soll eine unfehlbare Arznei gegen den Biß giftiger Schlangen sein.

Mittlerweile hatte sich das Gift im Körper verbreitet und begann seine verderblichen Wirkungen auszuüben. Hand und Arm waren ungeheuer geschwollen und nahmen eine bläuliche Färbung an. Schwindel, Ueblichkeit und Betäubung, drei sehr schlimme Anzeichen in solchen Fällen, stellten sich ein und ein baldiger Tod schien unvermeidlich.

Der muthige Mann vermied es aber, so lang als möglich sich zu setzen, oder niederzulegen. Er ging vielmehr rastlos auf und ab, während er von Zeit zu Zeit ein halbunterdrücktes Stöhnen vernehmen ließ. Die Qualen, die er ausstand, trieben ihm den Angstschweiß auf Stirne und Gesicht. Auf die Frage ob er viel zu leiden habe, antwortete er: „Ja, mehr als Worte ausdrücken und mehr als Sie sich vorstellen können.“

Der Wirth des Bades, durch den unglücklichen Ausgang der Vorstellung erschreckt und fürchtend, daß die Schlangen entwischen und in sein Haus eindringen könnten, kam in Begleitung seiner Leute mit Prügeln heraus, um sie todt zu schlagen. Als der kranke Mann, dessen erste Sorge nach dem Bisse es gewesen, die Schlangen, mit Einschluß der ungezähmten, in ihren Kästen zu verschließen, dieses hörte, vergaß er bei der Gefahr, die seine Lieblinge bedrohte, seine eigenen Leiden. Die entschlossene Miene, mit der er sich zur Vertheidigung seiner Thiere anschickte, seine drohende Sprache und das Zureden der Gäste bestimmten endlich den Wirth, von seinem Vorhaben abzustehen.

Unmittelbar nach dem Bisse hatten die Anwesenden den Mann dazu überredet, etwas Whisky (Branntwein) zu trinken, welcher in größeren Quantitäten als ein sicheres

Mittel gegen den Schlangenbiß gilt. Keine Bitten aber konnten ihn dazu bewegen, den Trank zu wiederholen, oder andere bekannte Mittel anzuwenden. So groß war sein Vertrauen in seine Cedron-Bohne. Sollte sie ihm aber nicht helfen, so war er überzeugt, daß es ihm vom Schicksal bestimmt sei, zu sterben und daß ihm keine menschliche Hilfe etwas nützen könnte.

Es dauerte indeß nicht lange, so übte das Gift seine ganze furchtbare Wirkung auf den Körper aus. Die Schmerzen, die er erduldete, waren wirklich schrecklich. Ein Schleier legte sich vor seine Augen, sein Puls sank auf 50 schwache Schläge in der Minute herab, seine Sprache wurde undeutlich und alle Zeichen des herannahenden Todes stellten sich ein. Unfähig zu gehen, oder aufrecht zu sitzen, war er auf den Rasen niedergesunken und von den Anwesenden in das Schenkzimmer getragen worden, wo man ihn auf ein in einer Ecke stehendes Sopha niederlegte, um dort zu sterben. Glücklicher Weise blieb er bei Besinung und fuhr fort, kleine Stückchen von der Cedron-Bohne abzubeißen und zu verschlucken. Auf sie setzte er noch immer sein ganzes Vertrauen, obschon sie bis jetzt keinen sichtbaren Erfolg hervorgebracht hatte.

Mehrere Aerzte, welche als Zuschauer zugegen waren, legten sich jeßt in's Mittel und suchten dem Kranken zu überreden, andere Arzneien anzuwenden, da sein eigenes Gegengift sich als nutzlos erweise. Er aber wies mit der größten Entschiedenheit dieses Ansinnen zurück. Die Anwesenden konnten deshalb nichts weiter mehr thun als ihn seinem Schicksale überlassen. Ein gewisses geheimnißvolles

Interesse hielt indeß die meisten zurück und schweigend umstanden sie sein Lager.

Offenbar erschöpft durch die Anstrengung, die ihm das Sprechen verursacht hatte, sank der Schlangenbezähmer auf sein Lager zurück und blieb einige Augenblicke ganz ruhig. Dann kam ein neuer Anfall, in Folge dessen er heftig zu stöhnen begann. Darauf traten Delirien ein, in welchen er viel von seiner Kunst und den wunderbaren Kuren der Cedron-Bohne redete. Nach und nach verwirrten sich seine Ideen immer mehr, seine Sprache sank zu einem Geflüster herab, seine Lippen hörten auf, sich zu bewegen und er war allem Anschein nach todt.

Nach Verlauf einer halben Stunde gab er aber wieder Zeichen von Leben. Sein Athem wurde tiefer, sein Puls schneller und kräftiger, die Betäubung verzog sich wie eine Wolke von Geist und Körper und nach kurzer Zeit öffnete er die Augen und sprach wieder. Seine kräftige Constitution, oder die Cedron-Bohne, oder wahrscheinlich beide zusammen hatten über das tödtliche Gift den Sieg davongetragen. Von nun an machte seine Genesung rasche Fortschritte und wenige Tage darauf war er im Stande, wie gewöhnlich umherzugehen. Seine Schlangen hatte man in ihren Kästen ungestört gelassen und er machte sich jetzt anheischig, diejenige, die ihn gebissen zu zähmen, aber der Wirth und die Gäste, welche an dem, was sie bereits gesehen, genug hatten, wollten nichts davon wissen. So packte er seine Kästen zusammen und zog weiter.

Die Künstler aus Zwang.

Ein talentvoller Maler, welcher sich mehrere Jahre in Algerien aufgehalten hatte, ist vor einiger Zeit mit den Früchten seiner Studien nach Paris zurückgekehrt. Die zahlreichen Skizzen, die er von seinen Reisen mitgebracht, enthalten die verschiedenen Volksrassen und ihre Costüme, Thiere, Landschaften, Monumente und allerlei Curiositäten. Unter den letzteren befinden sich auch Copien der Wandgemälde, mit welchen eines der Landhäuser der früheren Deys von Algier ausgeschmückt war. Dieselben sind an sich schon wirkliche Merkwürdigkeiten, aber die Art wie die Originale ausgeführt wurden, ist doch noch merkwürdiger.

Es war in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts, als der Dey von Algier eines Tags alle europäischen Gefangenen, die er zur Zeit in seiner Gewalt hatte, in dem Hofe seines Palasts versammeln ließ. Sie wurden vor ihm in einer Reihe aufgestellt, an der er langsam hinunterging.

„Kannst Du malen?“ fragte er plötzlich den ersten Gefangenen. „Nein“, erwiederte dieser, „ich verstehe nichts davon.“ Der Dey gab ein Zeichen und ein Sklave mit einem langen Yatagan schlug dem Gefangenen den Kopf ab.

„Kannst Du malen?“ fragte der Dey den zweiten Gefangenen. Dieser, erschreckt, durch das, was er so eben gesehen und mit Blut bespritzt, vermochte keine Antwort hervorzubringen. Auf ein Zeichen flog sein Kopf herab wie bei dem ersten.

Auf dieselbe Frage: „Kannst Du malen?“ antwortete der Dritte stammelnd und mit zitternder Stimme: „Ja, ich glaube, ich kann es.“ „So, Du bist Deiner Sache nicht gewiß“, sagte der Dey und ein dritter Kopf flog herab.

„Kannst Du malen?“ fragte der Dey den vierten Gefangenen. Dieser war ein kecker, furchtloser Pariser, früher ein pariser Gassenjunge (Gamin), welcher oft den Schildmalern bei ihrer Arbeit in den Strassen zugesehen hatte. „Ja ich kann malen“, rief er, „ich bin der beste Schüler des berühmten David, des Malers des Kaisers. Was wünschest Du, gnädiger Dey? Sprich es aus und es soll Dir gehorcht werden. „Du sollst es sogleich erfahren“, sagte der Dey und setzte seine Revue fort.

Das Beispiel des Parisers hatte den Andern gezeigt, wie sie zu antworten hatten. Alle behaupteten kühn, daß sie malen könnten. Der Dey in hohem Grade von dem Erfolge seiner Maßregel befriedigt, stellte sämmtliche Maler, deren etwa dreißig waren, unter den Befehl des Parisers, dann ließ er diese ganze Compagnie neugebackener Künstler nach einem seiner ländlichen Paläste bringen und befahl ihnen, die Wände desselben mit Gemälden zu schmücken, wie sie in den Residenzen der europäischen Fürsten zu sehen wären.

„Ich wünsche, daß Ihr Mekka, das Grab des Propheten malt, meine Seesiege und dann, was ihr sonst wollt, vorausgesetzt, daß die Gemälde meiner würdig sind, wenn nicht, so will ich Euch insgesammt die Köpfe abschlagen lassen.“

„Licht der Lichter, Du sollst zufrieden sein“, sagte der Pariser.

Farben und Pinsel wurden herbeigeschafft und unsere

Künstler gingen an's Werk. Der Pariser war nicht ohne Erfindungsgabe und unter den übrigen Gefangenen befanden sich einige, welche in ihrer Jugend etwas Zeichnen getrieben hatten. Da die musselmännische Religion die Darstellung von menschlichen Gestalten verbietet, so war die Aufgabe sehr erleichtert. Man malte die See und Seeschlachten, in denen Schiffe, aber keine Matrosen sichtbar waren.

Kugeln und Bomben flogen in der Luft umher, welche durch Rauch verdunkelt und vom Feuer geröthet war, aber an den Kanonen fehlten die Artilleristen.

Man malte den blauen Himmel, die Sonne, den Mond und die Sterne, großartige Paläste und fabelhafte Bäume, Stürme auf dem Meere und feuerspeiende Berge. Die Farben waren sehr grell aufgetragen und wenn sie auch nicht zu einander paßten, so fielen sie doch stark in die Augen. Der Dey war entzückt davon.

Glücklicher Weise kam niemals ein Fremder, welcher ein Urtheil über den Werth der Malereien hätte abgeben können, in diesen Palast, wo der Dey die Sommermonate zuzubringen pflegte. In seinen Augen galt der Pariser für einen der größten Künstler von Frankreich. Die Maler behielten nicht blos ihre Köpfe auf den Schultern, sondern der Dey schenkte ihnen zur Belohnung auch die Freiheit.

Diese Gemälde sind jetzt von einem wirklichen Künstler copirt worden. So sonderbar sie sind, so befinden sich doch mehrere darunter, die eine gewisse Anlage verrathen. Jedenfalls liefern sie einen Beweis, was selbst der Unerfahrenste zu leisten vermag, wenn er dazu gezwungen ist und die Erhaltung des Lebens auf dem Spiele steht.

Ein Abenteuer mit spanischen Räubern.

Im Frühling des Jahres 1859 hatte ich eine Reise nach Spanien unternommen, theils um botanische Studien zu machen, theils um Land und Leute kennen zu lernen. Ich war damals nicht viel über 25 Jahre alt und zu allen möglichen Abenteuern aufgelegt. Nach längerem Herumstreifen miethete ich mich endlich zu Puerto Reale, einem lieblichen Dorfe, zwei Stunden von Cadix entfernt ein, in der Absicht, von dort aus meine botanischen Excursionen zu unternehmen und da man mich daselbst mit echt spanischer Gastfreundschaft aufnahm, so war mein Aufenthalt ein sehr angenehmer.

Zwei oder dreimal in der Woche ritt ich nach Cadix, um meine Briefe in Empfang zu nehmen und Besuche abzustatten, denn ich hatte dort während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes mancherlei Bekanntschaften angeknüpft.

Um diese Zeit war viel die Rede von einem gewissen José Maria, welcher lange Zeit als Anführer einer Räuberbande die Straßen unsicher gemacht, zuletzt aber mit der Regierung Friede geschlossen und sich nach Cadix zurückgezogen hatte, um dort die durch seine zahlreichen Räubereien angehäuften Reichthümer in Ruhe zu genießen. Ueber diesen Mann wurden so viele Anekdoten erzählt, daß ich eine lebhafte Neugierde empfand, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Eines Morgens erhielt ich von einem gewissen Don Torribio Quesada, einem Bekannten in Cadix, ein Billet, worin er mich mit dem Beisatze zum Essen einlud, daß der

Exbandit an demselben Theil nehmen werde. Man kann sich denken, mit welchem Vergnügen ich die Einladung annahm. Ohne Verzug bestieg ich mein Pferd und eine Stunde darauf saß ich an der wohlbestellten Tafel meines Freundes.

José Maria war ganz der Mann, wie ich ihn mir gedacht hatte, und die wenigen Stunden, die ich in seiner Gesellschaft zubrachte, schwanden wie ein Traum dahin, so sehr hatten mich die zahlreichen Anekdoten interessirt, die er aus seinem abenteuerlichen Leben zu erzählen wußte. Endlich mahnte die vorgerückte Zeit zum Abschied und Jose Maria, nachdem er mit einem letzten Glase unsere Gesundheit getrunken, wünschte uns gute Nacht. Als ich allein mit meinem Freunde Don Torribio war, bat mich derselbe, die Nacht in seinem Hause zuzubringen, denn es begann spät zu werden und ich hatte, wie bereits erwähnt, einen zweistündigen Weg nach Hause.

Das Essen war vortrefflich gewesen und die große Anzahl leerer Flaschen, welche auf dem Tische standen, lieferten den Beweis, daß wir uns nicht gerade streng an die Regeln der Mäßigkeit gebunden hatten. Ich war zwar nicht betrunken, fühlte aber doch eine gewisse Hitze im Kopfe und da ich die Ueberzeugung hatte, daß ein Ritt in in der kühlen Nachtluft mir gut thun werde, so lehnte ich das Anerbieten meines Freundes ab und machte mich auf den Heimweg.

Die Nacht war finster und schwül. Große Regentropfen begannen zu fallen und aus der Ferne ließ sich das Rollen des Donners vernehmen. Das heftige Blitzen machte

mein Pferd scheu, so daß ich Mühe hatte, es vorwärts zu bringen. Langsam setzte ich meinen einsamen Weg fort, den Kopf voll von den traurigen Geschichten, welche Jose Maria den ganzen Abend hindurch erzählt hatte. Von Zeit zu Zeit warf ich unruhige Blicke auf beide Seiten der Straße und meine Augen suchten die Dunkelheit zu durchdringen, um die lauernden Caballeros de la Noche (Nachtritter) zu erspähen, die mir meine Einbildung vorspiegelte. Thatsache war es indeß, daß zu jener Zeit alle Straßen und Wege in Andalusien von Räubern schwärmten. Unterdessen war das Wetter abscheulich geworden, der ganze Himmel hatte sich in ein Flammenmeer verwandelt, der Regen fiel in Strömen und der drohende Sturm war endlich in seiner ganzen Wuth zum Ausbruch gekommen.

Ich war buchstäblich bis auf die Haut durchnäßt, mein Pferd strauchelte fast bei jedem Tritt und es kostete mir zuweilen die größte Mühe, es auf den Beinen zu erhalten. Wie bereute ich jetzt die Hartnäckigkeit, mit der ich die Einladung meines Freundes Don Torribio ausgeschlagen hatte, aber dies ließ sich jetzt nicht mehr ändern und ich mußte meine Lage so gut es ging, ertragen. Auf einmal als ich mit meinem Witz ganz zu Ende war und nicht wußte, was ich beginnen sollte, erinnerte ich mich, daß irgendwo in der Nähe sich die Ruinen eines alten Thurms befanden, die mir so lange Schutz gewähren konnten, bis das ärgste Wetter vorüber war. Nach einigem Suchen gelang es mir endlich, das willkommene Obdach zu erreichen. Es war ein altes verfallenes Gebäude, wahrscheinlich der Ueberbleibsel einer alten Festung, wovon ein Thurm, den die

Landleute den Eulenthurm nannten, noch ziemlich gut erhalten war.

Ich stieg ab, schlang die Zügel um meinen Arm und gefolgt von meinem Pferde, trat ich in einen großen gewölbten Raum, der den ganzen unteren Theil des Thurmes einnahm. In einer Ecke befand sich eine steinerne Wendeltreppe, die in den zweiten Stock hinaufführte, in der andern lag ein großer Haufen Schutt und Kehrigt. Was mich aber mit wirklichem Schrecken erfüllte, war ein Bündel brennendes Reisig, das in der Mitte der Halle aufgeschichtet war.

Wo waren wohl die Bewohner dieser seltsamen Behausung und wer waren sie? Diese Fragen gingen mir sogleich durch den Sinn. In der Besorgniß, daß ich in ein Räubernest gerathen sein könnte, zog ich mich wieder in's Freie zurück und besichtigte genau die Außenseiten des Gebäudes, aber die Nacht war so dunkel, daß ich keine weiteren Spuren von neuerer Bewohnung entdecken konnte. Umsonst horchte ich mit gespannter Aufmerksamkeit, der einzige Ton, der an mein Ohr schlug, war das wilde Heulen des Sturmes, in welches sich, so viel ich beurtheilen konnte, keine menschlichen Stimmen mischten.

Einigermaßen durch dieses Schweigen und durch diese Einsamkeit beruhigt, beschloß ich auch die Umgebung der alten Feste zu untersuchen, aber meine Bemühung war ganz fruchtlos. Ich entdeckte blos ein verfallenes Nebengebäude, in welchem ich mein Pferd einstellte. Ueberzeugt, daß ich zur Zeit der einzige Bewohner des Thurmes sei, und daß ich deshalb keine unmittelbare Gefahr zu befürchten

habe, kehrte ich in die Halle zurück. Um mich aber vor einer plötzlichen Ueberraschung sicher zu stellen, beschloß ich die erste Stiege zu ersteigen. Nachdem ich zuerst meine Pistolen untersucht hatte, ging ich mit einem Feuerbrand hinauf, hüllte mich in meinen Reitmantel und legte mich nahe an der Stiege nieder mit dem festen Vorsatze, mich wachend zu erhalten. Aber Ermüdung und die Dünste des Weins drückten mir bald die Augen zu, meine Ideen verwirrten sich und ich war nahe daran, in einen angenehmen Schlummer zu sinken, als die Töne von Fußtritten mir plötzlich zu den Ohren drangen und mich vollständig aus dem leichten Schlummer erweckten, in den ich versunken war.

Eine Anzahl Männer war in die untere Halle eingetreten. Da wo ich lag, konnte ich sie sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Vorsichtig meinen Kopf vorstreckend, blickte ich hinunter und beim Flammenschein sah ich etwa ein Dutzend Männer am Feuer sitzen, auf das sie so eben einiges Reisig geworfen hatten. Mit ihren braunen bärtigen Gesichtern sahen sie ganz wie eine Bande echter Spitzbuben aus. Sie schienen in einem lebhaften Gespräch begriffen zu sein, während sie von Zeit zu Zeit begehrliche Blicke auf ein paar Koffer warfen, welche sie mitgebracht hatten und jetzt in einer Ecke des Gemaches lagen. Die ersten Worte die ich vernahm, ließen mir keinen Zweifel darüber, zu welchem Handwerke die würdige Sippschaft gehörte. Sie waren Salteadors oder Straßenräuber und gehörten zu der Bande eines gewissen El Nino, eines berüchtigten Räuberhauptmannes, welcher der Schrecken von ganz Andalusien war. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß

sie sämmtlich bis an die Zähne bewaffnet waren. Aus ihren lebhaften Gebärden und daraus, daß sie zuweilen mit der Hand nach dem nie fehlenden Messer fuhren, ließ sich leicht abnehmen, daß der Streit sich um die Theilung der Beute in den Koffern drehte. Es fielen heftige Worte und ich sah, daß ein allgemeiner Kampf bevorstand. Sie waren aufgesprungen und die Waffen blitzten in ihren Händen, als auf einmal der Hauptmann der Bande auf dem Schauplatze erschien.

El Nino war zu dieser Zeit ein Mann von ohngefähr 40 Jahren. Er besaß eine hohe kräftige Gestalt und seine breiten Schultern und muskulösen Arme verriethen eine ungewöhnliche Stärke. Seine Züge waren hart und in seinen Augen lag ein wilder grausamer Ausdruck. Das Abstoßende seines Gesichtes trat durch ein ironisches Lächeln auf seine dicken fleischigen Lippen in dem rothen Flammenscheine recht ausgeprägt hervor.

„Was, immer noch Hader und Streit!“ rief er mit rauher zorniger Stimme. „Könnt ihr nicht mit einander im Frieden leben, wie es ehrlichen Räubern geziemt, anstatt Euch wie Kinder über ein Papier mit Kuchen herumzustreiten?“

Einer der Räuber versuchte eine Entschuldigung seines Benehmens, welche aber Nino sogleich kurz abschnitt.

„Stille“, sagte er, „ich will nichts hören. Ihr seid saubere Bursche, sitzt da am Feuer wie faule Mönche, ohne an unsere gemeinsame Sicherheit zu denken, gerade als ob wir allein in der Welt wären. Glücklicher Weise bin ich immer

wachsam. Wo ist der Mann, dessen Pferd ich draußen in dem Schuppen fand?“

Bei diesen Worten überlief mich ein unwillkürlicher Schauder und ich dachte mit Schrecken an die traurige Lage, in die mich mein unglückliches Schicksal versetzt hatte. Ich war buchstäblich in einer Mausfalle gefangen, ohne im Stande zu sein, daraus zu entrinnen. Mich auf das Schlimmste gefaßt machend, empfahl ich mich der Vorsehung mit dem festen Vorsatze, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, denn die wilde Grausamkeit der Räuber war mir zu wohl bekannt, als daß ich über das Schicksal, das meiner harrte, wenn ich in ihre Hände fiel, im Zweifel sein konnte.

Unterdessen hatten die Salteadors durch die Worte ihres Hauptmannes allarmirt, schnell ihre Flinten ergriffen.

„Wir wissen nicht wo der Mann ist, von dem Ihr sprecht“, sagte einer der Räuber, „denn als wir hieher kamen, war Niemand in dem Thurm.“

„Das mag wohl sein“, erwiederte Nino. „Jedenfalls müssen zwei von Euch die Umgebung des Thurmes untersuchen, vielleicht hat er sich dort irgendwo verborgen.“

Diesem Befehle gehorchend, verließen zwei von der Bande den Thurm, während der Hauptmann in verdrießlichem Schweigen auf und abschritt. Nach einer kurzen Pause kehrten sie zurück.

„Nun?“ fragte er.

„Niemand zu sehen, Hauptmann“, war ihre Antwort, das Pferd befindet sich noch immer in dem Schuppen, aber keine Spur von dem Reiter.“

Mit einem mürrischen „Hm“ setzte der Hauptmann seinen Gang fort.

Ich athmete wieder auf, weil ich glaubte, daß die unmittelbare Gefahr vorüber sei, aber darin täuschte ich mich, denn wenige Augenblicke darauf stand der Hauptmann still, und stellte die Frage:

„Hat einer von Euch das Innere des Thurms untersucht?“

„Nein“, erwiederten die Räuber. Was hätte es auch für einen Zweck haben sollen, da Niemand so thörigt sein wird, seinen Kopf in den Rachen des Löwen zu stecken?“

„Wer weiß es?“ sagte der Hauptmann kopfschüttelnd, „vielleicht war der Mann vor Euch dagewesen und ist, als er Euch kommen hörte und seinen Rückzug abgeschnitten sah, in eines der oberen Stockwerke hinaufgestiegen, jedenfalls wollen wir diese einmal durchsuchen.“

Als ich dies vernahm, stieg ich sogleich eine Stiege höher hinauf und bald darauf hörte ich, wie die Räuber den Ort, den ich so eben verlassen hatte, durchsuchten.

„Niemand hier“, sagte die Stimme des Capitäns, laßt uns weiter hinaufgehen.“

Der Thurm bestand nur aus zwei Stockwerken und endigte oben mit einer Zinne, auf der ich athemlos und schreckerfüllt ankam. Ich fühlte, daß ich verloren, daß ich hoffnungslos verloren war und daß mir keine menschliche Macht Hilfe bringen konnte. Wie ein gehetztes Thier rannte ich auf der Zinne, die wenigstens hundert Fuß vom Boden entfernt war, hin und her. Meine Zähne schlugen vor Furcht an einander, auf meinem Gesichte brach ein kalter

Schweiß in großen Tropfen hervor und ein krampfhaftes Zittern schüttelte meine Glieder. Auf der Stiege unter mir konnte ich die Räuber hören wie Hunde auf der Fährte ihrer Beute und ich rechnete bereits aus, wie viele Secunden mir noch an Leben und Freiheit blieben. Ich hatte zwar meine Pistolen, aber was konnten mir zwei Schüsse gegen ein Dutzend bewaffnete Männer nützen? Endlich entschloß ich mich in der Verzweiflung lieber hinabzuspringen, als den Elenden in die Hände zu fallen, die, wie ich wohl wußte ihre Opfer, ehe sie dieselben tödteten, erst zu martern pflegten, besonders, wenn sie bei ihnen nicht fanden, was sie suchten. Ehe ich jedoch diese That der Verzweiflung vollbrachte, lehnte ich mich unwillkürlich über die Brüstung, gleichsam in der Absicht, die Höhe des gefährlichen Sprunges zu bemessen. Wie ich so hinüberschaute, erblickte ich bei dem schwachen Lichte des dämmernden Tages etwa 2 Fuß unter mir eine drei Fuß lange Eisenstange, deren eines Ende in die Mauer eingelassen war. Ein plötzlicher Gedanke kam mir in den Sinn und mit ihm die Hoffnung mich vor meinen Verfolgern zu retten. Es war aber kein Augenblick zu verlieren. Ohne mich weiter zu bedenken, kletterte ich über die Brüstung, ergriff die Eisenstange mit beiden Händen und ließ meinen Körper über dem Abgrund hängen, während meine Füsse auf einem schmalen Vorsprung, der in Form eines Kranzes den Thurm umgab, einen Haltpunkt fanden.

Ich hatte kaum diese Stellung eingenommen, als die Räuber auf der Zinne ankamen.

„Ihr seht, Capitän, es ist Niemand hier“, riefen sie.

„Ich sehe es", sagte der Capitän, „wir können wieder hinunter gehen."

Die Schritte der Entfernenden klangen wie süße Musik in meine Ohren. Wie ein schwerer Stein fiel es von meiner Brust. Ich war gerettet. Mit heißem Danke gegen die Vorsehung, schickte ich mich an, wieder auf die Zinne zu steigen.

Die Stellung, die ich eingenommen, war nichts weniger als angenehm und jetzt, da die Gefahr vorüber, begann ich einen scharfen Schmerz in den Muskeln meiner Hände und Arme zu fühlen. Auch glaubte ich wahrzunehmen, daß die Eisenstange an der ich hing, sich unmerklich nach unten biege. Ich mußte deßhalb so bald als möglich wieder auf die Zinne zu kommen suchen. Wer vermag aber meinen Schrecken zu beschreiben, als ich beim Emporsehen, den Räuberhauptmann erblickte, welcher seitwärts nachläßig über die Brüstung lehnte und mich mit einem Blicke voll teuflischer Ironie betrachtete.

„Ah ha!" sagte er, „also da seid Ihr? Ihr werdet mir nicht entgehen, Camerado mio."

Damit langte er nach mir. In diesem Augenblicke fühlte ich, daß die Eisenstange sich merklich bog. Ich ließ sie deßhalb mit der rechten Hand aus, ergriff damit die Brüstung und mit einer gewaltigen Anstrengung hatte ich mich, ehe es Nino verhindern konnte, wieder auf die Zinne geschwungen.

Und jetzt begann ein schrecklicher Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod. Kein Wort wurde gesprochen, als wir mit einander rangen. An Stärke war mir der Räuber überlegen, dagegen übertraf ich ihn an Gewandtheit. Ich

war ein tüchtiger Turner und Ringer und mit der Gewißheit eines gewaltsamen Todes vor Augen, setzte ich meinem Gegner tüchtig zu. Nichts destoweniger begannen meine Kräfte allmählig nachzulassen und einen Augenblick später wäre es vielleicht um mich geschehen gewesen, wenn der Räuber nicht auf dem nassen Boden ausgeglitten und auf die Brustwehr gesunken wäre, wobei ihm der Hut entfiel. Diese Gelegenheit benützte ich, ihm mit der Faust einen Schlag auf den Kopf zu versetzen, wodurch er betäubt wurde und einen Augenblick darauf lag er zerschmettert am Fuße des Thurmes. Ich wußte kaum, wie es geschehen war, erinnere mich aber noch, daß ich über die Brüstung hinunterblickte und dann erschöpft zusammensank.

Als ich wieder zu mir kam, war es heller Tag, die Sonne schien am wolkenlosen Himmel und die Vögel sangen lustig in der duftigen Morgenluft. Ich blickte um mich, kein menschliches Wesen war in der Nähe. Ich horchte an der Stiege, kein Laut ließ sich vernehmen. Vorsichtig stieg ich hinunter, Niemand befand sich mehr in dem Thurme. Die Räuber hatten sich entfernt und mein Pferd mitgenommen. Dieses konnte ich nach einem solchen Abenteuer wohl verschmerzen.

Ich erfuhr später, daß die Spitzbuben gewarnt durch einen ihrer Spione, den Thurm in aller Eile verlassen hatten. Ihrem Hauptmann hatte die Bande bei ihrem Abzug das gewohnte Warnungszeichen gegeben und sich nicht weiter um ihn bekümmert, da man schon daran gewöhnt war, daß er seine eigenen Wege ging. Einige Tage darauf fanden einige Bauern, aufmerksam gemacht durch einen

Flug Raubvögel, El Ninos zerschmetterten Leichnam. Ich aber hütete mich, so lange ich in Spanien war, von meinem Abenteuer etwas laut werden zu lassen.

Leben am Mackenzie-Fluß.

Das ungeheuere Ländergebiet, welches sich von der Hudsons-Bai bis zum stillen Meere und von der nördlichen canadischen Grenze bis zum arktischen Ocean erstreckt, in seiner Ausdehung nur wenig kleiner als Europa, ist ein Gebiet voll großer Seen, Ströme, reißender Flüsse, Sümpfe und Wälder, dazwischen mit großen Strecken nackter Ebenen und von eben so nackten Hügelketten durchschnitten.

Die letzteren haben häufig eine wellige Gestalt, so daß es den Anschein gewinnt, als ob hier die Meereswellen in dem Augenblicke, wo sie vom Sturme gepeitscht wurden, plötzlich zu Stein erstarret seien. Die dichten Waldungen befinden sich im südlichen Theile dieses Gebietes. Sie enthalten verschiedene Baumarten, besonders aber Fichten, deren Stämme oft verbrannt und geschwärzt aussehen. Ein Funke von der Pfeife des Indianers, oder ein unausgelöschtes Bivouak-Feuer hatte das trockene Moos und Gras im Sommer entzündet, worauf das Feuer so lange fortbrannte, bis es durch den Winterschnee ausgelöscht wurde. Weiter nördlich kommen an dem Rande der Flüsse einzelne verkrüppelte Kiefern vor, oder sie stehen an geschützten Orten in kleinen Gruppen beisammen, bis in der höheren Breite

der Holzwuchs, mit Ausnahme von wenigen niederen Weidenbüschen, ganz aufhört.

In diesen Gegenden stellt sich der Winter schon im Oktober ein und dauert bis in den Mai hinein. An den Küsten beginnt er sogar noch früher und dauert auch länger als im Innern. Die Kälte ist so heftig, daß das Thermometer auf 30 bis 40° R. unter dem Gefrierpunkt herabgeht. Der Branntwein und das Quecksilber gefrieren, Wollentuch kann man wie dürres Holz brechen und Eis bildet sich zuweilen in den Nasenlöchern. Der Hauch, welcher gefriert, wie er aus dem Munde geht, gibt einen scharfen schwirrenden Ton von sich, ähnlich wie das Ausströmen von Dampf. Die inneren Wände der geheizten Räume bekleiden sich mit einer dicken Kruste von Reif, welche durch den Athem der Bewohner und den Dunst ihrer Speisen hervorgebracht wird. Eiserne Werkzeuge und andere Gegenstände von Metall können im Freien nicht mit bloßen Händen angegriffen werden, weil die Haut bei der Berührung daran hängen bleibt, was ganz dasselbe Gefühl hervorbringt, als wenn man sich die Finger verbrennt. Aehnlich sind die Folgen, wenn man unvorsichtig aus einem Blechgefäße trinkt. Die Lippen bleiben an dem Bleche kleben und schmerzhafte Schrunden gleich Brandwunden entstehen, wenn man sie entfernt.

So hart aber der Winter in diesen Gegenden ist, so hat er doch auch wieder seine eigenthümlichen Schönheiten. So bietet der Himmel, welcher diese öde Landschaft überwölbt, nicht selten die prachtvollsten Schauspiele der Nebensonnen bei Tage und Nebenmonde bei Nacht mit Ringen,

Bogen und horizontalen Bändern kommen häufig vor. Ihre Entstehung verdanken sie den winzigen in der Luft schwimmenden Eiskrystallen, in welchen sich die Lichtstrahlen brechen. Dann sind ferner die Nordlichter, von deren Pracht man sich bei uns keinen Begriff machen kann. Keine Sprache vermag diese Erscheinung zu beschreiben, kein Pinsel sie zu malen, ihre stets wechselnden Phasen, ihr Glanz, ihre Farbenabstufungen, ihre Erhabenheit, deren Eindruck um so ergreifender wirkt, als die Ursache derselben noch immer in tiefes Dunkel gehüllt ist.

Die Ankunft der Zugvögel aus dem Süden kündigt die wärmere Jahreszeit an. Bei zunehmender Wärme beginnt der Schnee zu schmelzen. Auf dem See- und Flußeis sammelt sich Wasser an, bis die feste Masse gesprengt wird, dann kommen die Ströme wieder in Bewegung, gewaltige Eisblöcke auf ihrem Rücken führend, welche die Ufer abreißen und unterhöhlen. Wenn sie, was nicht selten vorkommt, auf ihrem Wege auf Hindernisse stoßen, so thürmen sie sich zu ungeheueren Dämmen auf, welche meilenweite Ueberfluthungen des umliegenden Landes zur Folge haben.

Im Frühjahr verwandelt sich der Boden überall in einen grundlosen Sumpf, bis durch die steigende Temparatur die überschüssige Feuchtigkeit allmählich aufgetrocknet wird.

Endlich kommt der Sommer herbei und obschon er verhältnißmäßig nur kurz ist, so zeichnet er sich doch eben so sehr durch seine intensive Hitze wie der Winter durch seine strenge Kälte aus. Das Thermometer steigt oft auf 30° R. im Schatten, ja selbst auf 40° in der Sonne. Um

diese Zeit sind Moskitos und Bremsen eine große Plage für Menschen und Thiere. Aber nicht blos wegen seiner schroffen Gegensätze, sondern auch wegen seiner schnellen Wechsel ist dieses Land bemerkenswerth. So folgen die Jahreszeiten mit wundervoller Schnelligkeit auf einander und das Wetter ist den ärgsten Launen unterworfen. Dicke Nebel dauern nach herrlichem Sonnenschein oft Wochen lang an, starker Regen stellt sich nicht selten ganz unerwartet bei heiterem Himmel ein und die Sonne scheint oft plötzlich mitten im ärgsten Regensturm.

Dies ist der physische Charakter dieses Landes. Seine Bewohner bestehen aus Esquimaux, welche, jedoch nur in kleiner Zahl, längs der Küste des arktischen Meeres vorkommen, aus Indianern von verschiedenen Stämmen, welche zerstreut im Innern leben und endlich aus den Beamten und Dienern der Hudsonsbay-Compagnie. Die letzteren bestehen meist aus Schotten, französischen Canadiern und Mischlingen von Weißen und Indianern. Sie sind auf isolirten und weit aus einander liegenden Posten oder Forts, oft in dichten Wäldern oder trostlosen Einöden, nur mit den Wölfen und Bären zu Nachbarn, stationirt. Einzelne derselben sind 3 bis 4000 Meilen von York-Factory, der Hauptniederlassung der Gesellschaft entfernt. Von den entlegensten Posten braucht man nahe zu 12 Monate, um die Güter nach der Hauptstation zu schaffen, wo sie nach England eingeschifft werden. Die Pelze und Felle werden in Päcke dicht zusammen gepreßt, wobei die kleineren und feineren, wie die von Bisamratten, Mardern und Ottern in die Mitte, die von Wölfen, Bären und Rennthieren da-

gegen nach Außen zu liegen kommen. Sie werden im Winter auf Schlitten bis zum nächsten Punkt geschafft, von wo aus im Frühjahre der Weitertransport zu Wasser stattfinden kann. Dann werden sie auf Boote geladen, welche, wo die Fahrt stromaufwärts geht, meist von den Männern gezogen werden müssen. Kommt das Fahrzeug an eine Stromschnelle oder an einen Wasserfall, so muß es ausgeladen und sammt dem Gepäck so weit getragen werden, bis man über das Hinderniß hinweg ist. Die Männer, denen diese Dienste obliegen, haben, wie man sich denken mag, keine leichte Aufgabe. Sie müssen in der Wildniß nicht blos Kälte, Hitze und Entbehrungen aller Art ertragen, sondern auch mit Schwierigkeiten kämpfen und Gefahren bestehen, wovon man sich im civilisirten Leben kaum einen Begriff machen kann.

Die Zahl der Personen, welche den einzelnen Forts beigegeben sind, richtet sich nach der Wichtigkeit des Postens. Die größere oder geringere Bequemlichkeit, die sie besitzen, hängt theils hievon, theils von ihrer größeren oder geringeren Entfernung von den Grenzen des civilisirten Lebens ab. Diese Forts sind gewöhnlich aus mächtigen, roh zugehauenen Fichtenblöcken erbaut, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind, welcher in diesen Gegenden allgemein die Stelle des Mörtels vertritt. Die Dächer bestehen aus flachen Balkenlagen mit Moos verstopft, die Fenster statt des Glases aus durchsichtigem Pergamente, welches, wenn es zerreißt, mit Papier ausgebessert wird. Von Sopha's und allen andern feinern oder bequemern Möbeln weiß man natürlich nichts. Die Bettstätten sind mit der Axt aus Fichtenbalken

gezimmert, während Stühle und Tische aus massiven Blöcken bestehen. Dagegen sind die Wohnräume mit Flinten, Decken, Pelzen, Kochgeschirren, Fischereigeräthen und Werkzeugen aller Art reichlich ausgeschmückt. Und doch sind die Beamten dieser Außenposten meist gebildete Männer, ja einzelne von ihnen sogar verheirathet.

In den Lebensmitteln haben die Bewohner dieser Forts, besonders im nördlichen Theile des Landes, am Mackenzie und dessen Nebenflüssen nur sehr wenig Abwechslung. Mehl, Brod, Thee und Zucker, welche aus Europa eingeführt werden, sind wegen des Transportes auf so ungeheuere Entfernung durch ein wildes Land Gegenstände des höchsten Luxus. Eine gewisse Quantität dieser und anderer häuslicher Bedürfnisse wird ihnen zwar alle Jahre von York-Faktory gesendet, wenn aber diese Vorräthe für die bestimmte Zeit ausreichen sollen, so dürfen sie nur in homöopatischen Gaben verzehrt, oder müssen für die Sonntage aufgespart werden. Fische, gekocht, geschmort, getrocknet, geräuchert und eingepöckelt, bilden im Sommer und Winter eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Da gibt es Fischsuppen, Fischkuchen, Fischbrei und wie die genialen Erfindungen der arktischen Kochkunst alle heißen mögen. Im Sommer gibt es auch frisches Büffel-, Rennthier- und Elennfleisch mit Hasen und andern kleinen Thieren, welche gewöhnlich mit leichter Mühe und in Ueberfluß erlangt werden können. Die Winterkost erhält wohl zuweilen durch frisches Bären- und Biberfleisch eine kleine Abwechslung, aber die gewöhnliche Nahrung bildet Pemmican oder getrocknetes Büffel- und Rennthierfleisch, das kräftige Kauwerkzeuge ver-

langt. Die Jagd ist um diese Zeit nur höchst selten ergibig, da die Thiere vor den rauhen Winden der Ebene in den entlegenen Wäldern Schutz suchen. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die Kaninchen in diesen Gegenden in Zwischenräumen von 8 bis 10 Jahren einer periodischen regelmäßigen Ab- und Zunahme unterworfen sind. Man schreibt diese ungewöhnliche Erscheinung verschiedenen Ursachen zu. Einige versichern, daß die Kaninchen in regelmäßigen Zwischenräumen eine Wanderung nach anderen Gegenden antreten, um den Verfolgungen ihrer zahlreichen Feinde, der Wölfe, Lüchse, Füchse, Marder und Wiesel zu entgehen. Andere behaupten dagegen, daß periodische Seuchen unter den Kaninchen die Ursache der Ab- und Zunahme derselben seien. Gewiß ist jedenfalls, daß diese Schwankung einen bedeutenden Einfluß auf den Pelzhandel ausüben. In der Zeit, wo die Kaninchen am häufigsten sind, sind es auch die Pelzthiere, welche von den letzteren leben und so umgekehrt.

Wenn auf diesen isolirten Posten im Sommer Ueberfluß an Nahrung vorhanden ist, so tritt dagegen im Winter, wenn die regelmäßigen Zufuhren nicht zur rechten Zeit eintreffen, oft Mangel, zuweilen sogar eine Hungersnoth ein.

Schreckliche Verbrechen werden von den Indianern begangen, um die Qualen des Hungers zu stillen, und selbst Weiße haben aus demselben Grunde mitunter schon Menschenfleisch gegessen. Im Jahre 1845 waren die Leute im Fort der „guten Hoffnung" knapp an Lebensmitteln und die Indianer, welche in der Nähe wohnten, am Verhungern. In einer Nacht vernahm man in Fort unter den letzteren einen

Lärm, begleitet von Axtschlägen und am folgenden Morgen ergab es sich, daß sie alle Schwächeren getödtet hatten, um sie aufzuzehren. Zwei weiße Männer, welche als Boten mit Briefen nach dem Fort Macpherson gesendet wurden, trafen mit einem Trupp halbverhungerter Indianer zusammen, von denen sie in der Nacht überfallen, ermordet und aufgefressen wurden. Während Lieutenant Hooper sich in dem Fort New-Franklin aufhielt, war dort ein alter indianischer Jäger stationirt, der mehr als einmal sein Leben dadurch gefristet hatte, daß er von den Leichen derjenigen gegessen hatte, die verhungert waren, darunter von seinen eigenen Eltern, von einem seiner Weiber und zwei seiner Kinder. Als dieser Mann bei einer Gelegenheit nach Fort Norman kam, um Nahrung zu erlangen, hatte er die Hände seines Schwagers in der Jagdtasche. Zu Fort Simpson befand sich ein anderer Indianer Namens Geero, welcher in Gemeinschaft mit Andern 18 Individuen verzehrt hatte und Menschenfleisch jeder anderen Speise vorzog. Als Lieutenant Hooper sich auf einige Tage in den Wald begeben wollte, um Rennthiere und Elenn zu jagen, wünschte er Geero als Führer mit sich zu nehmen. Dieser lehnte aber den Dienst ab und als man ihn um den Grund seiner Weigerung befragte, gestand er ganz offen zu, daß er sich nicht getraue, mit Einem allein in die Wälder zu begeben, weil er sonst versucht sein könnte, sich mit seinem Leibgericht zu regaliren. Der Lieutenant trug hierauf kein Verlangen mehr, ihn als Begleiter mit sich zu nehmen.

Einige Stämme, wie die Slaves und Dogribbs, machen sich gar nichts aus diesen Scheußlichkeiten, während andere

diejenigen, welche, durch die Noth gedrungen, auf diese Weise ihr Leben fristen, mit Abscheu betrachten.

Im Frühling des Jahres 1850, welcher auf einen furchtbar harten Winter folgte, kam ein bekannter Indianer von dem Biberstamme nach Fort Dunvegon, weigerte sich aber dort irgend Jemand die Hand zu geben. Als man ihn darauf wegen seines unhöflichen Benehmens zur Rede stellte, antwortete er: „Ich bin nicht würdig, einem Mann die Hand zu drücken. Ich bin kein Mann mehr, denn ich habe Menschenfleisch gegessen. Es ist wahr, ich bin dem Hungertode nahe gewesen, aber ich kann mir deßohngeachtet, was ich gethan, nicht vergeben. Der Gedanke daran wird mich noch tödten, und ich will froh sein, wenn ich sterbe, denn ich kann mich nicht mehr als ein menschliches Wesen betrachten."

Dies sind einige Züge aus dem Leben am Mackenzie-Flusse, welche allerdings wenig Verlockendes darbieten. Und doch hat es für die abgehärteten Abenteurer auch wieder seinen eigenthümlichen Reiz. Die Büffel- und Bärenjagd, der Fang der Pelzthiere, der Handel mit den Indianern u. s. w. lassen es weder an Interesse noch Aufregung fehlen. Diese wilde Beschäftigung, eine gute Besoldung und die Aussicht, im Dienste der Compagnie zu steigen, verleitet manche Männer, welche zu Hause an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt sind, sich der Einsamkeit, den Entbehrungen und Anstrengungen, der Kälte und den Gefahren des Aufenthalts in den nördlichen Wildnissen der westlichen Welt zu unterziehen.

Ein Abenteuer in Lima.

Ich kehrte eines Abends, als die Sonne mit ihren scheidenden Strahlen die Gipfel der Berge vergoldete, von Cerro de Pasco nach Lima zurück und da ich seit dem Morgen sechs bis acht deutsche Meilen zurückgelegt hatte, so war ich froh, daß ich mich dem Ziele meiner Reise näherte, als ich bei einer Biegung des Weges plötzlich fünf bewaffnete Räuber vor mir sah, von denen einer maskirt war. Das Aussehen dieser berittenen Bursche ließ keinen Zweifel darüber, mit wem ich es zu thun hatte und ich sah sogleich ein, daß ich mich auf das Schlimmste gefaßt machen müsse. Sollte ich den Versuch machen zu entfliehen? Das wäre widersinnig gewesen, denn mein ermüdetes Maulthier hatte auch nicht den Schatten eines Erfolges gegen die frischen Pferde der Räuber für sich. Sollte ich mich mit meinen Pistolen vertheidigen? Dies würde im Falle ich den Kürzeren zöge, mein sicherer Tod sein, denn wenn es mir auch gelänge, zwei von der Bande niederzuschießen, so würden immer noch drei übrig bleiben, um ihren Tod zu rächen. Die Klugheit gebot, mich zu unterwerfen und ich beschloß deßhalb, eine friedliche Haltung anzunehmen und den Lauf der Dinge abzuwarten.

„Was habe ich auch zu befürchten", dachte ich. „Sie mögen mich berauben, der Verlust meiner Börse und meines Maulthieres wird mich nicht zu Grunde richten, es handelt sich jetzt nur darum, daß ich mit heiler Haut davonkomme." Nun wußte ich aber recht gut, daß diese Halunken nur selten

ihre Opfer ermorden, sie müßten denn durch Widerstand dazu gereizt, oder sonst eine Ursache dazu haben. So wartete ich, wie schon gesagt, die Dinge ab und ich brauchte nicht lange zu warten, denn kaum hatte ich meine philosophischen Betrachtungen beendigt, als mir eine rauhe Stimme zurief:

„Steigen Sie ab!“

Die fünf Reiter hatten sich mittler Weile auf halbe Schußweite auf der Straße aufgestellt. Der Mann mit der Maske, welcher ihr Anführer zu sein schien, gab mir ein Zeichen, abzusteigen und ritt dann, gefolgt von zwei seiner Gefährten auf mich zu, während die beiden anderen die Mündungen ihrer Musketen auf mich gerichtet hielten.

„Kommen Sie“, sagte der Maskirte offenbar mit verstellter Stimme, „geben Sie uns gutwillig, Alles, was Sie haben.“

„Con mucho gusto, senores“ (mit großem Vergnügen, meine Herren) erwiderte ich und suchte meine Züge zu einem Lächeln zu zwingen, „aber ich muß Ihnen sagen, daß ich nur sehr wenig Geld bei mir habe.“

„Um so schlimmer für Sie“, erwiderte der Anführer, denn ich hatte mir vorgenommen, Ihnen Ihr Maulthier zu lassen, wenn Sie genug bei sich hätten, um meine Kameraden zufrieden zu stellen. Wie viel aber haben Sie?

„Zwölf Unzen Gold“, sagte ich meine Taschen durchsuchend, eine Uhr mit Kette, einen Ring und zwei diamantene Hemdknöpfchen.

„Sonst nichts?“ fragte der Mann mit der Maske.

„Nein!“

„Was denkt Ihr davon, Amigos?“ fragte der Anführer zu seinen Gefährten gewendet.

„Vielleicht hat der Senor etwas in seiner Satteltasche oder unter seinem Poncho verborgen“, erwiderte Einer aus der Bande. „Wir würden besser daran thun, ihn zu durchsuchen.“

Bei diesen Worten wurde es mir nicht ganz wohl zu Muthe, besonders da der Räuber, der dies sagte, ein großer schwarzer Bursche, ein wahres Galgengesicht hatte.

„Wie es Ihnen gefällig ist“, sagte ich mit geheuchelter Gleichgiltigkeit.

Der Schwarze und ein Kamerad von ihm begannen mich nun zu durchsuchen und sehr bald entdeckten sie in meinen Halftern ein paar sehr schöne mit Silber eingelegte Pistolen, welche ich bei der Aufzählung meiner Werthgegenstände nicht erwähnt hatte. Sie zeigten sie sogleich ihrem Anführer, dessen Höflichkeit und gebildete Sprache auf mich wider meinen Willen einen sehr guten Eindruck hervorgebracht hatten.

„Ha, ha!“ rief er aus, nachdem er die Pistolen sorgfältig untersucht hatte, „Sie haben dieses Spielzeug verheimlicht, darf ich fragen weßhalb? Haben Sie vielleicht damit etwas gegen uns im Schilde geführt?“

„Welche Ungereimtheit“, erwiderte ich. „Ich könnte Ihnen sagen, daß ich sie in meiner Verwirrung vergessen hätte, aber da ich Sie trotz Ihres Handwerkes für keinen schlechten Menschen halte, so will ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich habe für diese Pistolen eine besondere Vorliebe,

da sie ein Andenken von einem werthen Freunde sind, und es war mir deßhalb daran gelegen, sie zu behalten."

Nach kurzer Ueberlegung entgegnete der Räuber:

„Ich nehme Ihre Entschuldigung an, obschon Ihr Benehmen wohl geeignet wäre, mir Mißtrauen einzuflößen. Ich kann meine Kameraden in dem Antheil der Beute, die ihnen gebührt, nicht verkürzen, es gibt aber einen Weg, wodurch diese Sache ausgeglichen werden kann."

„Auf welche Weise?" fragte ich.

„Der Vorschlag, den ich Ihnen jetzt machen will", sagte der Räuber, „ist ein Beweis des großen Vertrauens, das ich in Ihren Charakter setze und ich sage Ihnen offen, daß sich kein zweiter Mann in Lima befindet, dem ich diese Gunst gewähren würde. Wie hoch schätzen Sie Ihre Pistolen?"

„Auf hundert Piaster", erwiderte ich ohne Zaudern.

„Gut, nennen Sie einen Tag und eine Stunde, wo Sie mich in Geheim in Ihrer eigenen Wohnung empfangen können und ich will die Pistolen gegen hundert Piaster austauschen."

Zuerst glaubte ich, der Räuber treibe nur Scherz und schaute ihn verblüfft an.

„Es ist mein voller Ernst", fügte er bei, „außerdem würde es eine unerhörte Schlechtigkeit sein, wenn Sie meinen Edelmuth mit Verrath vergelten wollten. Ist Ihnen mein Anerbieten genehm?"

„Vollkommen und ich danke Ihnen dafür. Kommen Sie morgen Abends um 7 Uhr zu mir. Sie werden mich

allein treffen und ich werde Ihnen das Geld aushändigen. Ich wohne am —"

„Ich weiß, wo Sie wohnen", unterbrach mich der Räuber. Ich verlange nichts weiter, als daß Sie die bestimmte Stunde pünktlich einhalten und mir Ihr Wort als Caballero geben, daß Sie unsern Handel gegen Niemand erwähnen wollen."

„Auf meine Ehre als ein Caballero", sagte ich feierlich.

„Genug, leben Sie wohl bis morgen."

„Ich kann Ihnen versichern, daß ich mit leichterem Herzen, als ich abgestiegen war, wieder auf den Rücken meines Maulthiers sprang, das mir die Räuber mit seltener Höflichkeit zur Verfügung gelassen. Ich wollte mich eben entfernen, als der Anführer seine Hand anf meinen Arm legte.

„Noch Eins", sagte er, „da wir uns auf eine so freundschaftliche Weise verständigt haben, so müssen wir, ehe wir scheiden, ein Glas mit einander trinken. Pedrillo bringe den Pisco."

Pedrillo eilte in vollem Galopp davon und der Pisco präsentirte sich gleich darauf in Gestalt einer großen Branntweinflasche. Wir tranken einander freundschaftlichst zu und, nachdem wir uns Lebewohl gesagt, schlug ich den Weg nach Lima ein, während die Räuber sich auf einem schmalen Seitenwege entfernten.

Wie man sich denken kann, setzte mich dieses Abenteuer nicht wenig in Erstaunen und ich suchte vergebens nach einer Erklärung dafür. Die ungewöhnliche Großmuth der Räuber, welche mir mein Maulthier und meinen schön gestickten Poncho, welcher sehr werthvoll war, gelassen hatten,

das Benehmen des Anführers, welcher offenbar eine gute Erziehung genossen hatte, und der eigenthümliche Tausch, den er mir vorgeschlagen, alles das bildete für mich eine Reihe von Räthseln, deren Lösung Oedypus selbst in Verlegenheit gesetzt hätte. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete ich am folgenden Tage die Stunde, wo der Räuber mit meinen Pistolen sich einstellen wollte. Noch immer schien es mir indeß nicht ganz wahrscheinlich, daß er wirklich kommen werde, schon deßhalb, weil damit ein zu großes Wagniß verbunden war.

Um 7 Uhr an diesem Abend saß ich allein in meiner Wohnung und erwartete mit Spannung den Besuch des Räubers. Die Stunde war vorüber und ich dachte schon er werde nicht kommen, als der Ton von nahenden Schritten sich vernehmen ließ und gleich darauf an der Thüre geklopft wurde. Als ich „Herein“ rief, trat statt des Räubers ein junger Freund von mir, Namens Sorregui herein.

„Sind Sie es, Sorregui?“ rief ich, ihm meine Hand reichend, „das Vergnügen, Sie zu sehen, ist heute ein ganz unerwartetes.“

„Soll dies ein Compliment, oder ein Tadel sein?“ fragte Sorregui lachend.

„Natürlich ein Compliment“, erwiderte ich, „es ist ja eine halbe Ewigkeit, seitdem Sie keine Cigarre mehr bei Ihrem deutschen Freunde geraucht haben. Ich hatte bereits im Ernste daran gedacht, ob Sie nicht die Mönchskutte genommen, um der Welt zu entsagen.“

„So weit ist es noch nicht gekommen“, erwiderte

Sorregui trocken und ich bin hier, um Ihnen zu zeigen, welches Interesse ich an Ihren Angelegenheiten nehme."

Dieser Sorregui war ein junger Mann von 26 bis 27 Jahren, groß, schlank, hübsch von Gesicht, immer gut gekleidet und sehr unterhaltend. Da er ziemlichen Aufwand machte und keine Schulden hatte, so galt er für reich und war in den vornehmen Häusern von Lima überall gern gesehen.

Angezogen durch die lebhafte Unterhaltung meines Freundes hatte ich den versprochenen Besuch des Räubers fast ganz vergessen. „Aber sagen Sie mir", sagte ich ihm Laufe des Gespräches zu Sorregui, „welcher günstiger Wind hat Sie nach so langer Abwesenheit hieher geführt?"

„Ahnen Sie es nicht?" sagte er.

„Nicht im Entferntesten", sagte ich.

„Sie haben ein kurzes Gedächtniß, amigo. Erwarteten Sie diesen Abend keinen Besuch?"

Ich war wie vom Donner gerührt und einen Augenblick tauchte ein sonderbarer Verdacht in mir auf, allein ich ließ ihn auch sogleich wieder fahren.

„Es ist richtig, ich erwartete einen Besuch, aber sicherlich nicht den Ihrigen."

„Sind Sie dessen auch gewiß?" fragte Sorregui mit einem bedeutungsvollen Blicke.

„Ganz gewiß", erwiederte ich, „Sie sind ein alter Freund, der Mann dagegen, den ich erwartete, ist mir vollkommen fremd."

„Meine Frage war ernstlich gemeint. Sehen Sie hier." Während er dies sprach, zog er aus der Tasche meine Pistolen hervor. Wären sie aus den Wolken gefallen, so hätte ich nicht ärger verblüfft sein können.

„In all dem ist ein Geheimniß, das ich nicht zu ergründen vermag", sagte ich endlich, als ich mich von meinem Erstaunen etwas erholt hatte, „können Sie mir den Schlüssel dazu geben?"

„Von welchem Geheimnisse sprechen Sie?" fragte Sorregui.

„Wie in's Himmels Namen sind meine Pistolen in Ihre Hände gefallen?"

„Sie belieben zu scherzen, amigo", sagte Sorregui kalt, „Sie wissen es eben so gut als ich."

„Was!" rief ich erstaunt aus, also Sie waren es, der mich gestern eine Stunde von der Stadt in Begleitung vier berittener Salteadors angehalten hat?"

„So ist es", sagte Sorregui ruhig. „Es war ihr unterthäniger Diener, welcher die Ehre hatte, Sie Ihrer Uhr, Ihrer Unzen, Ihres Schmuckes und Ihrer Pistolen zu entledigen. Ich würde es allerdings vorgezogen haben, mich an einen Andern, als an Sie zu wenden, aber der Zufall, amigo mio" — setzte er achselzuckend hinzu. „Ueberdies müssen Sie zugestehen, daß ich in meiner Art ehrlich und großmüthig gegen Sie gehandelt habe. Ich ließ Ihnen ihr Maulthier und Ihren Poncho und versprach Ihnen Ihre Pistolen zurückzustellen. Hier sind sie. Ich schmeichle mir, daß ich nicht sehr in Ihrer Achtung verloren habe."

„Achtung", rief ich, „wie können Sie wagen, von Achtung zu sprechen?"

„Wollen Sie mir eine Moralpredigt halten?" fragte Sorregui lachend.

„Nein", sagte ich, „aber ich muß Ihre traurige Ver-

blendung beklagen, denn ich habe stets ein Interesse für Sie gehegt und ich hege es trotz Ihrer Fehler, auch jetzt noch. Wie, Sie sind jung, von guter Erziehung, haben eine treffliche Stellung in der Welt, die Männer suchen Ihre Freundschaft, die Weiber lächeln Ihnen zu und doch verlassen Sie diesen rosigen Pfad, um mit einer Bande von Spitzbuben herumzuziehen. Sind Sie toll?"

„Nicht im Geringsten. Im Gegentheil, ich handle ganz vernünftig. Ich bin dem Leben der lustigen Welt mit Leidenschaft zugethan. Ich mußte reiche Kleider, feine Speisen, kurz alle Vergnügungen haben, über die ein großes Vermögen verfügen kann. Nun bin ich aber so arm wie eine Ratte und verstehe mich auf keine Beschäftigung, die lohnend genug wäre, meinen üppigen Geschmack zu befriedigen. Das Geschäft, das ich treibe, hat, wie ich eingestehen muß, seine Unannehmlichkeiten. So geht es mir unter andern gegen den Strich, daß ich mit rohen ungebildeten Menschen einhalten muß, die stets grausam und nicht selten mit dem Blute ihrer Mitmenschen befleckt sind, aber ich bin dazu gezwungen, mein lieber Herr. Ich muß während des Tages rauben, oder aufhören, während des Nachts die bezaubernde Luft der Ballsäle zu athmen. Ich bedarf und verlange nichts weiter, als daß mein Geheimniß bewahrt bleibt und da Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben —"

„Ich werde es halten", unterbrach ich ihn, „aber ich kann desohngeachtet noch nicht an Ihnen verzweifeln. Der Pfad, auf dem Sie wandeln, ist ein fluchwürdiger und er wird Sie früher oder später einem schmachvollem

Tode entgegenführen. Sie müssen ihn verlassen. Sie haben einflußreiche Gönner und ich selbst will Alles aufbieten, um Ihnen durch das Haus, mit dem ich in Verbindung stehe, eine ehrenvolle Stellung zu verschaffen."

„Ja wohl", sagte Sorregui mit verächtlicher Miene, „Sie wollen mich lebendig in einem Regierungsbureau begraben, wo ich gerade genug verdienen würde, um meine Handschuhe und Cigarren damit zu bezahlen. Nein, nein, amigo, ich ziehe die Landstraße vor, das Geschäft ist unterhaltender und einträglicher."

„Aber", sagte ich, „bedenken Sie, daß Sie sich in der Blüthe der Jugend befinden und daß Ihnen mit der Zeit auch hohe Stellen zugänglich sind."

„Die Zukunft ist ein Hirngespinnst", sagte Sorregui, „ich habe mir vorgenommen, nur an die Gegenwart zu denken."

Diese Aeußerung und die Art, wie sie hervorgebracht wurde, überzeugten mich, daß alle weiteren Versuche nutzlos sein würden. Ich erwiederte deßhalb nur: „Da Sie mir den Trost versagen, Sie vom Verderben zu retten, so bleibt mir nichts weiter mehr übrig, als Ihnen die hundert Piaster einzuhändigen und gute Nacht zu sagen."

„Sie müssen auch unser gestriges Zusammentreffen und meinen heutigen Besuch vergessen."

„Dies ist bereits ausgemacht", erwiderte ich

Sorregui steckte die hundert Piaster in die Tasche, wünschte mir gute Nacht und verließ das Zimmer.

Man wird vielleicht fragen, was aus Sorregui geworden ist. Ich will Alles, was ich von seinem Schicksale

erfuhr, erzählen. Durch die Vorsicht, die er gebrauchte, gelang es ihm, sein Spiel mehrere Monate lang in der Umgegend von Lima fortzusetzen. Die Ermordung eines angesehenen Mannes machte aber endlich doch die Behörde aufsichtig und unser Salteador, der im starken Verdacht stand, hielt es für angemessen, sich mit seiner Bande nach dem Süden zurückzuziehen. Dort schlug er sein Hauptquartier in einer Höhle nicht weit von Huancavelica auf und es dauerte nicht lange, so erregten die zahlreichen Räubereien, die er beging, die Klagen der Einwohner und zwangen die unfähige Regierung, zur Steuerung des Uebels etwas zu thun. Längere Zeit wußte er seinen Verfolgern zu entgehen, endlich wurde er aber durch die Verrätherei eines seiner Leute gefangen, worauf ihn die Beamten von Huancavelica sogleich nach Lima schickten, wo er sein Urtheil erhalten sollte. Der Räuber ging zwischen vier Soldaten einher, die über die Ruhe und Heiterkeit ihres Gefangenen, welcher ihnen durch Witze und Späße aller Art den Weg verkürzte, erstaunt waren. Die Escorte ging eben auf einer jener rohen und gebrechlichen Brücken, wie man sie überall in Peru sieht, über den Rio de Canete, als Sorregui, dem es gelungen war, seine gebundenen Hände frei zu machen, mit einem einzigen Sprung in den von geschmolzenem Schnee aus den Anden angeschwollenen Strom hinabsprang. Die Soldaten hatten keine Lust, ihrem Gefangenen in eine Tiefe von wenigstens 50 Fuß nachzuspringen, sie begnügten sich deßhalb, nachdem sie auf Gerathewohl ihre Gewehre abgeschossen, über das niedrige Geländer zu blicken, um sich von dem Schicksale des Räubers zu überzeugen. Zuerst sahen

sie ihn einen Augenblick in dem brausenden Strome schwimmen, dann untertauchen, dann wieder schwimmen, bis sie ihn an einer Biegung des Flusses aus den Augen verloren. Ob es ihm gelang, das Ufer zu gewinnen, oder ob er in den reißenden Fluthen umkam, habe ich niemals in Erfahrung bringen können.

Reid, Anthony,

Neue Reise- und Jagdabenteuer

Nürnberg [1866]